Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Journal
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Liebe – eine interdisziplinäre Annäherung aus Sicht der Genderforschung

„Zur Liebe gehört auch Sex" – wie Jugendliche die Liebe als heteronormatives Projekt erzählen

Liebe – queer? Direkt ins Herz der Heteronormativität?

Der Streit um ‚die Liebe' in den Diskursen der Frauenbewegung um 1900

Liebe und Frauenfreundschaften – am Beispiel ostdeutscher Frauen im Transformationsprozess

„Die Liebe der Väter" – literaturwissenschaftliche Schlaglichter auf ein vernachlässigtes Phänomen

Sexuelle Gewalt als Strukturmerkmal von Männlichkeit? Eine Annäherung mittels Subjektivierungstheorien

Lernen im Prozess: das gender- und diversitygerechte Auswahlverfahren der Bielefeld Graduate School in History and Sociology

Frauen und Feminismus in Pakistan – ein Gespräch über Bildung, Literatur und Zensur



Journal des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW Nr. 36/2015

Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 36

Koordinations- und Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Prof.'in Dr. Anne Schlüter
Dr. Beate Kortendiek

c/o Universität Duisburg-Essen
Bildungswissenschaften
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
Tel.: (0201) 183 6134
Fax: (0201) 183 2118
journal@netzwerk-fgf.nrw.de

Redaktion
Jenny Bünnig, Dr. Beate Kortendiek

Essen, Juni 2015
ISSN 1617-2493

Inhalt

Editorial 5

Neue NetzwerkprofessorInnen stellen sich vor

Prof. Dr. Sigrid Nieberle 6
Prof. Dr. Heike Kahlert 8
Prof. Dr. Melanie Plößer 11
Prof. Dr. Maren Lorenz 12
Prof. Dr. Jörn Steigerwald 14
Prof. Johanna Kantola – Gastprofessorin an der RUB 15

Forschung, Vernetzung und Aktivitäten

onlinejournal kultur & geschlecht #14 16
Neues Statistiktool zur Berechnung der Frauenquote online 16
Studie „Wissenschaft und Politik gehen Hand in Hand" erschienen 16
fff frauen für führungspositionen – high flying high potentials 16
Förderung von Denominationen in der Genderforschung und Förderung von Frauen auf dem Weg zur Professur 17
Das Netzwerk FGF NRW auf einer internationalen Konferenz in Paris 17
Kooperation „History of Women Philosophers and Scientists" zwischen der Yeditepe Üniversitesi Istanbul und der Universität Paderborn 18
Studie „GenderWissen – GenderNutzen für die Praxis der Sozialen Arbeit" erschienen 18
Vortrag „Weibliches Gehirn – männliches Gehirn aus dem Blickwinkel der Neurobildgebung" am Universitätsklinikum Essen 18

Personalia

Prof. Dr. Katja Sabisch erhält Professur Gender Studies 19
Prof. Dr. Anke Rohde veranstaltet zum Abschied die Tagung „Frauen-Leid und Frauen-Stärkung" 19
Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Mechtild Oechsle über Lebensführung und gesellschaftlichen Wandel 20

Neue Projekte stellen sich vor

Haus der FrauenGeschichte
App-Projekt: *Frauenwiderstand in Deutschland, 1850–1958* 21

Annette Zimmer, Andrea Walter
In der Abseitsfalle? Frauen im Top-Management und im operativen Bereich von Nonprofit-Organisationen an der WWU Münster 23

Beiträge

Meike Penkwitt
Liebe – eine interdisziplinäre Annäherung aus Sicht der Genderforschung 25

Monika Götsch
„Zur Liebe gehört auch Sex" – wie Jugendliche die Liebe als heteronormatives Projekt erzählen 31

Antke Engel
Liebe – queer? Direkt ins Herz der Heteronormativität? 36

Sabine Hering
Der Streit um ‚die Liebe' in den Diskursen der Frauenbewegung um 1900 42

Felizitas Sagebiel
Liebe und Frauenfreundschaften – am Beispiel ostdeutscher Frauen im Transformationsprozess 47

Anne Warmuth
„Die Liebe der Väter" – literaturwissenschaftliche Schlaglichter auf ein vernachlässigtes Phänomen 52

Janina Jaeckel
Sexuelle Gewalt als Strukturmerkmal von Männlichkeit? Eine Annäherung mittels Subjektivierungstheorien 56

Karen Holtmann, Sabine Schäfer
Lernen im Prozess: das gender- und diversitygerechte Auswahlverfahren der Bielefeld Graduate School in History and Sociology (BGHS) 62

Patricia Plummer
Frauen und Feminismus in Pakistan – ein Gespräch über Bildung, Literatur und Zensur 67

Tagungsberichte

Birgitta Wrede, Alexander Fleischmann, Ilona Pache, Tanja Rietmann
Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) 2015 71

Renate Petersen
Zehn Jahre MediMent-Programme an der Medizinischen Fakultät der Universität Duisburg-Essen 76

Lena Weber, Julia Gruhlich
Fathers in Organizations: Inequalities and Capabilities Rationalities and Politics 80

Daniela Reinhardt
Besatzungskinder und Wehrmachtskinder – auf der Suche nach Identität und Resilienz 84

Sigrid Metz-Göckel, Felizitas Sagebiel
Nord-Zypern – ein fremdes Genderland? 88

Veröffentlichungen

Buchbesprechungen 89

Sabine Hagemann-Ünlüsoy rezensiert
Nestvogel, Renate (2014): Afrikanerinnen in Deutschland. Lebenslagen, Erfahrungen und Erwartungen 89

Anne Schlüter rezensiert
Lisop, Ingrid (2014): Abseits des Mainstreams. Autobiografie 90

Isabel Busch rezensiert
Domscheit-Berg, Anke (2015): Ein bisschen gleich ist nicht genug! Warum wir von Geschlechtergerechtigkeit noch weit entfernt sind. Ein Weckruf 92

Hannelore Poguntke rezensiert
Spelsberg, Karoline (2013): Diversität als Leitmotiv. Handlungsempfehlungen für eine diversitäts- und kompetenzorientierte Didaktik. Eine explorative Studie im Kontext einer Kunst- und Musikhochschule 95

Jennifer Niegel rezensiert
Möller, Christina (2015): Herkunft zählt (fast) immer. Soziale Ungleichheiten unter Universitätsprofessorinnen und -professoren 96

Jutta de Jong rezensiert
Sagebiel, Felizitas (Hrsg.), (2013): Organisationskultur und Macht. Veränderungspotenziale und Gender 98

Neuerscheinungen 101

Editorial

Liebe LeserInnen,

das Cover dieser Ausgabe zeigt ein Foto von den sogenannten Liebesschlössern, die zum Symbol für Liebesbeweise und -versprechen geworden und mittlerweile an fast allen Brücken Europas zu finden sind. Wer liebt wen? Wer „darf" wen lieben? Wie denken, schreiben, sprechen wir über dieses besondere Gefühl? Und was ist das überhaupt – die Liebe? Diese und ähnliche Fragen – als interdisziplinäre Annäherung aus Sicht der Genderforschung – standen im Mittelpunkt der Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW. Dabei diskutierten 160 Teilnehmende mit den Referentinnen und Referenten aus unterschiedlichsten Disziplinen. Im Journal gibt Meike Penkwitt zunächst einen detaillierten Überblick über die Vorträge und Debatten und wir freuen uns, dass die folgenden Referentinnen ihre Vorträge für das Journal verschriftlicht haben: Monika Götsch stellt Untersuchungsergebnisse unter dem Thema „Wie Jugendliche sich die Liebe als heteronormatives Projekt erzählen" vor und Antke Engel fragt nach „Liebe queer" und ob diese direkt ins „Herz der Heteronormativität" trifft. Dass das Forschungsfeld „Liebe" lange Traditionslinien hat, verdeutlicht Sabine Hering, indem sie sich auf die Diskurse um die Liebe in der Frauenbewegung um 1900 bezieht, und auch Felizitas Sagebiel wirft einen zeithistorischen Blick auf Liebe und Frauenfreundschaften zur Zeit der Wende. Die Liebe der Väter, wie sie in der „neuen" Väterliteratur deutlich wird, steht im Fokus des Beitrags von Anne Warmuth. Hier deutet sich ein Perspektivwechsel in der Geschlechterforschung an. Während es zur Mutterliebe bereits kritische Studien aus Sicht der Geschlechterforschung gibt, ist der Blick auf die Vaterliebe neu.

Das Denken, Sprechen und Forschen über die Liebe erfolgt auch in westlichen Kontexten nicht jenseits von Tabubrüchen; dies wird insbesondere an den zum Teil hitzig geführten Debatten um sexuelle Vielfalten/Körperlichkeiten sichtbar, die trotz (und auch dank) aller Kontroversen aber führbar und möglich sind. Das Interview, das Prof. Dr. Patricia Plummer mit Prof. Dr. Shirin Zubair (Bahauddin Zakariya University, Pakistan/zurzeit Universität Oslo, Norwegen) für unser Journal geführt hat, macht deutlich, wie wichtig und schützenswert die Freiräume und Denkräume in Hochschule und Wissenschaft sind. So wurde die pakistanische Geschlechterforscherin wegen Regelverstößen angeklagt und 2013 suspendiert, da sie u. a. in ihren Lehrveranstaltungen in Pakistan tabuisierte Themen wie (Homo-)Sexualität, sexuelle Gewalt oder Pornografie anhand von Beispielen aus Literatur und Film analysierte. Sichtbar wird hier, wie wichtig der Austausch und auch die Solidarität zwischen GeschlechterforscherInnen ist.

Nicht zuletzt tragen die Genderprofessuren an den nordrhein-westfälischen Hochschulen dazu bei, neue Denkräume zu eröffnen, und somit ist die Ausschreibung der Förderungen von Denominationen in der Genderforschung im Rahmen des aktuellen Landesprogramms für geschlechtergerechte Hochschulen ein weiterer Schritt, das Innovationspotenzial in Forschung und Lehre zu stärken und neue Erkenntnisse generieren zu können. Darauf können wir gespannt sein!

Auch auf unsere neuen NetzwerkprofessorInnen, die sich in diesem Journal vorstellen, sind wir gespannt – vor allem auf neue Forschungsthemen und -kooperationen: Begrüßen möchten wir Prof. Dr. Sigrid Nieberle (TU Dortmund), Prof. Dr. Heike Kahlert, Prof. Dr. Maren Lorenz, Prof. Johanna Kantola (alle RUB), Prof. Dr. Melanie Plößer (FH Bielefeld) und Prof. Dr. Jörn Steigerwald (Universität Paderborn).

Weiter möchten wir Sie auf das von der Koordinations- und Forschungsstelle entwickelte Statistiktool hinweisen, das zum diesjährigen Weltfrauentag online gegangen ist. Mit diesem kann eine Gleichstellungsquote für Berufungsverfahren nach dem Kaskadenmodell berechnet und an die Erfordernisse eines Fachbereichs bzw. einer Fakultät angepasst werden (erreichbar über die Website: www.genderreport-hochschulen.nrw.de). Die Wichtigkeit der Festlegung einer Zielquote wird in dem Journalbeitrag von Karen Holtmann und Sabine Schäfer deutlich, die anhand des Auswahlverfahrens der Bielefeld Graduate School in History and Sociology (BGHS) belegen, dass ein Commitment zur Chancengleichheit nicht ausreicht, um Stellenbesetzungsverfahren geschlechtergerecht umzusetzen.

News aus unserem Netzwerk sowie Tagungsberichte, Projektvorstellungen und Rezensionen runden nicht nur das Journal ab, sondern geben zugleich Einblick in die Vielfalt der Geschlechterforschung. Wir danken allen Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge, da sie hierdurch das Journal nicht nur möglich, sondern vor allem unser Netzwerk sichtbar machen.

Ihnen allen eine anregende Lektüre und gute Wünsche für einen ebenso produktiven wie erholsamen Sommer!

Ihre Anne Schlüter und Beate Kortendiek
Essen, Juni 2015

Neue NetzwerkprofessorInnen stellen sich vor

Prof. Dr. Sigrid Nieberle

Professorin für Neuere und neueste deutsche Literatur mit dem Schwerpunkt Gender und Diversität, TU Dortmund



Zur Professur

Zum 1. November 2014 wurde ich zur Professorin für Neuere und neueste deutsche Literatur mit dem Schwerpunkt Gender und Diversität an der TU Dortmund ernannt. Die Netzwerk-Professur meiner Vorgängerin Renate Kühn hatte zuvor Schwerpunkte in der Poetik der Moderne und Frauenliteratur und wurde mit der Wiederbesetzung neu akzentuiert. Damit eröffnen sich interessante Vernetzungsmöglichkeiten innerhalb und außerhalb der Fakultät Kulturwissenschaft sowie im Netzwerk FFG NRW. Die Denomination der Professur deckt die angestammten Fragestellungen der Gender Studies in der Literaturwissenschaft ab (wer schrieb wann was unter welchen Umständen und nach welchen Regeln? Welche Geschlechterverhältnisse entwirft ein literarischer Text? Welche Beziehung zu Leserschaft und Intertexten hängt dem Text an?). Sie ermöglicht darüber hinaus, die theoretische Reflexion von Gender und Diversität in ihrer Bedeutung für die Literaturwissenschaft und das Verhältnis dieser beiden Größen zueinander im interdisziplinären Verbund weiterzudenken.

Zur Person

Meine Fächer Neuere deutsche Literatur, Musik- und Theaterwissenschaften studierte ich von 1988 bis 1993 in München und Wien. Nach meiner Promotion 1997 zu deutschsprachigen Musikschriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts am Graduiertenkolleg „Geschlechterdifferenz & Literatur" der LMU München trat ich zunächst ein kurzes Postdoc-Stipendium am Graduiertenkolleg „Technisierung & Gesellschaft" der TU Darmstadt an, bevor ich auf eine wissenschaftliche Assistenz am Lehrstuhl für deutsche Literatur und Literaturtheorie an der Universität Greifswald wechselte. Dort habe ich mich 2006 mit einer Arbeit zum literarhistorischen Spielfilm habilitiert. Auf Vertretungs- und Gastprofessuren in München, Greifswald und Oxford folgte 2009 die Berufung an die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg auf eine Professur für neuere deutsche Literaturwissenschaft mit Schwerpunkten in der Gegenwartsliteratur und Medialität der Literatur. 2013 konnte ich die Max Kade Distinguished Visiting Professorship an der University of Kansas, Lawrence, wahrnehmen. Neben gutachterlichen Tätigkeiten engagiere ich mich als Mentorin für den wissenschaftlichen Nachwuchs. 2015 wurde ich in den wissenschaftlichen Beirat des Forschungszentrums Musik und Gender an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover bestellt.

Forschungsschwerpunkte und aktuelle Projekte

Zwei hauptsächliche Forschungsschwerpunkte haben meine Arbeit bisher bestimmt: zum einen die Gender Studies und zum anderen die Intermedialität der Literatur, insbesondere zu Musik und Film. Beide Bereiche zu verknüpfen, etwa in Projekten zu Gender in der Biopic-Forschung und zu Gender/Genreaspekten transmedialer Literaturen, ist mein Ziel für die nächsten Jahre. Diversität wird dabei als soziokulturelle wie auch ästhetische Kategorie wichtig sein. Derzeit entwickle ich z. B. ein international angelegtes Projekt zum Verhältnis von Literatur und Menschenrechtsdiskursen seit der Aufklärung sowie ein Projekt zur Litpic-Forschung bis in die unmittelbare Gegenwart. Auch bei der Konzeption eines Handbuchs zu Musik und Literatur spielt die Kopplung von

Identität und Ästhetik eine tragende Rolle. Zudem beschäftigt mich derzeit der Netzfeminismus in seinem Verhältnis zu den akademisierten Gender Studies.

Publikationen in Auswahl

Monografien
- Gender Studies und Literatur. Eine Einführung. Darmstadt 2013.
- Literarhistorische Filmbiographien. Autorschaft und Literaturgeschichte im Kino. Mit einer Filmographie 1909–2007. Berlin, New York 2008.
- FrauenMusikLiteratur. Deutschsprachige Schriftstellerinnen im 19. Jahrhundert. Stuttgart, Weimar 1999; 2. Aufl. 2002.

Herausgaben
- Unlaute: Noise/Geräusch in Kultur, Medien und Wissenschaften seit 1900. Hg. von Sylvia Mieszkowski und Sigrid Nieberle. Bielefeld 2015.
- Gastlichkeit und Ökonomie. Wirtschaften im deutschen und englischen Drama des 18. Jahrhunderts. Hg. von Sigrid Nieberle und Claudia Nitschke. Berlin, Boston 2014.
- Narration und Geschlecht. Texte – Medien – Episteme. Hg. von Sigrid Nieberle und Elisabeth Strowick. Köln, Weimar, Wien 2006.
- Bi-Textualität. Inszenierungen des Paares. Hg. von Annegret Heitmann, Sigrid Nieberle, Barbara Schaff und Sabine Schülting. Berlin 2001.

Aufsätze
- Unbestimmtes Geschlecht zwischen Repräsentation und Performanz. Beobachtungen am Gegenwartsroman. In: Andrea Horvath und Karl Katschthaler (Hg.): *Konstruktion – Verkörperung – Performativität: Gender und andere Identitätsdiskurse.* Budapest 2015 (im Druck).
- *Gone with the Wind* und deutschsprachige Intertexte. Melodramatische Imaginationen von Flucht und Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Marion Schmaus (Hg.): *Melodrama zwischen Populärkultur und moralisch Okkultem. Komparatistische und intermediale Perspektiven.* Heidelberg 2015, 207–226 (im Druck).
- Gender, wie's im Lehrbuch steht. Ein Arbeitsbericht. In: Anne Fleig (Hg.): *Die Zukunft der Gender Studies. Begriff und Zeitdiagnose.* Frankfurt a. M. 2014, 18–34.
- Wen küsst die Muse? Zur Autorschaft der Sängerin. In: Susanne Kogler und Kordula Knaus (Hg.): *Autorschaft – Genie – Geschlecht. Musikalische Schaffensprozesse von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart.* Wien 2013, 47–65.
- *Ein Mord den jeder begeht.* Heimito von Doderers Roman der Kontingenz. In: Agnes Bidmon und Claudia Emmert (Hg.): *töten. Ein Diskurs.* Heidelberg 2012, 268–277.
- Räume des Denunzierens. Metaperzeptive und metafilmische Verfahren im Spielfilm über den Nationalsozialismus. In: Dorit Müller und Sebastian Scholz (Hg.): *Raum Wissen Medien. Zur raumtheoretischen Reformulierung des Medienbegriffs.* Bielefeld 2012, 325–347.
- Migration und Liebesheirat: Erzählte Transkulturalität bei Lewald, Anneke und Hirsch. In: Wynfried Kriegleder und Gustav-Adolf Pogatschnigg (Hg.): *Literarische Narrationen der Migration Europa–Nordamerika im 19. Jahrhundert.* Wien 2012, 55–69.
- Problematische Gastlichkeit: Denunziation und Metadrama in Lessings *Minna von Barnhelm.* In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur IASL* 34/2, 2009, 73–91.
- „Wer sich in Familie begibt, kommt darin um." Genealogische Verfilzung und narrativer Ovismus bei Heimito von Doderer. In: Thomas Martinec und Claudia Nitschke (Hg.): *Familie und Identität in der deutschen Literatur.* Frankfurt a. M., Oxford u. a. 2009, 17–34.
- Aufgepasst, Abgedreht! Feldbusch-Kerner-Schwarzer und die Medialität sexistischer Rede. In: Ulrike Bergermann, Christine Hanke und Andrea Sick (Hg.): *Überdreht. Spin doctoring, Politik, Medien.* Bremen 2006, 203–216.
- [zus. mit Eva Rieger] Frauenforschung, Geschlechterforschung und (post)feministische Erkenntnisinteressen: Entwicklungen der Musikwissenschaft. In: Hadumod Bußmann und Renate Hof (Hg.): *Genus. Geschlechterforschung / Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Ein Handbuch.* Neuausgabe. Stuttgart 2005, 262–294.
- Rückkehr einer Scheinleiche? Ein erneuter Versuch über die Autorin. In: Fotis Jannidis, Gerhard Lauer et al. (Hg.): *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs.* Tübingen 1999, 255–272.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Sigrid Nieberle
TU Dortmund
Institut für deutsche Sprache und Literatur
Emil-Figge-Straße 50
44227 Dortmund
Tel.: (0231) 755-2914
sigrid.nieberle@tu-dortmund.de

Prof. Dr. Heike Kahlert

Professorin für Soziologie/Soziale Ungleichheit und Geschlecht an der Ruhr-Universität Bochum



© RUB (Foto: Schirdewahn).

Kurzvita

Universitätsprofessorin Dr. Heike Kahlert leitet seit August 2014 den Lehrstuhl für Soziologie/ Soziale Ungleichheit und Geschlecht an der Ruhr-Universität Bochum, an dem auch die Koordination der Marie-Jahoda-Gastprofessur für internationale Geschlechterforschung angesiedelt ist. Seit 2012 ist Prof. Dr. Heike Kahlert zudem assoziiertes Mitglied *(affiliated member)* des Center for Feminist Social Studies (CFS) der Universität Örebro in Schweden.
Von 2011 bis 2013 nahm sie die Vertretung der Professur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Soziale Entwicklungen und Strukturen am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München (ehemals Prof. Dr. Ulrich Beck) wahr. Sie hatte Gastprofessuren am Centre of Gender Excellence – Gendering Excellence (GEXcel) der Universitäten Örebro und Linköping in Schweden (2011 bis 2013), am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterstudien (ZIF) der HAWK Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst Fachhochschule Hildesheim/Holzminden/Göttingen und der Universität Hildesheim (Maria-Goeppert-Mayer-Programm für internationale Frauen- und Genderforschung, 2008 bis 2009) und am Fachbereich Politikwissenschaft und Soziologie der Paris-Lodron-Universität Salzburg (Gender Studies, 2007) inne. Des Weiteren war sie als wissenschaftliche Assistentin, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektleiterin an den Universitäten Hamburg, Greifswald, Rostock und Hildesheim tätig.
Prof. Dr. Heike Kahlert hat an der Universität Hildesheim mit der Venia Legendi für Soziologie habilitiert, an der Universität Bielefeld in Soziologie promoviert und an der Universität Hamburg das Diplom in Soziologie erworben. Sie hat außerdem das Diplomstudium Supervision an der Evangelischen Fachhochschule Hannover erfolgreich absolviert und ebendort ein Zertifikat für Organisationsberatung erhalten. Zudem hat sie den Ergänzungsstudiengang „Lehrqualifikation für Wissenschaft und Weiterbildung" an der Universität Hamburg erfolgreich mit einem Zertifikat abgeschlossen.

Arbeitsschwerpunkte

- Transformationen des Wissens in der Moderne: In den sozialtheoretischen und wissenssoziologischen Arbeiten geht es um den Zusammenhang von Wissenschafts- und Gesellschaftsentwicklung in der Moderne. Ein Fokus liegt auf wissenschaftskritischen und methodologischen Studien zu sozialwissenschaftlichen Theorien und Methodologien, ein weiterer auf Reflexionen zur Bedeutung der Soziologie und der Frauen- und Geschlechterforschung im sozialen und epistemologischen Wandel.
- Geschlechterverhältnisse und sozialer Wandel im Wohlfahrtsstaat: Verknüpft mit den sozialtheoretischen und wissenssoziologischen Arbeiten steht die Erforschung von Stabilität und Wandel in den Geschlechterverhältnissen als Spiegel von Gesellschaftsentwicklung in der Spätmoderne im Mittelpunkt der gesellschaftsanalytischen Forschungen. Neben Phänomenen des Wandels, wie z. B. technologischem und demografischem Wandel, werden wohlfahrtsstaatliche Restrukturierungsprozessen und Politiken, z. B. Geschlechter- und Familienpolitik, erforscht, zunehmend international vergleichend bzw. transnational auf die europäische Dimension ausgerichtet.
- Institutionalisierte Ungleichheiten im Bildungswesen: Eine zentrale Frage in den ungleichheitssoziologischen Forschungen ist, wie Bildung(s-) und Erziehung(sinstitutionen) zu Chancengleichheit und -gerechtigkeit beitragen (können) und/oder soziale Differenzierung etwa durch Elitebildung und Exzellenz-

förderung fördern. Ausgehend von dieser bildungs- und ungleichheitssoziologischen Kernfrage werden Bildungskarrieren, Sozialisationsprozesse und institutionelle Reformen analysiert. Einen aktuellen Schwerpunkt bilden theoretische und empirische Arbeiten zu Wissenschaftskarrieren im Fächer- und Geschlechtervergleich.
- Gleichstellungsbezogene Organisationsentwicklung im Public-Profit-Bereich: Die bildungssoziologischen Forschungsinteressen sind eng verknüpft mit organisationssoziologischen Fragestellungen. Im Mittelpunkt stehen Studien zu Gleichstellung und Diversität in Organisationen, vor allem im Bildungswesen und in der öffentlichen Verwaltung, als Beiträge zur Wissenschafts- und Gesellschaftsentwicklung in der Moderne. Neben Analysen von Erfahrungen aus der Organisationsentwicklung und -beratung bilden wissenssoziologische Reflexionen der Verwendung soziologischen Wissens und von Geschlechterwissen in Organisationen zentrale Schwerpunkte.

Aktuelle Forschungsprojekte

- „Familienpolitische und mediale Diskurse zu Generativität und Geschlecht seit den 1970er Jahren im deutsch-deutschen Vergleich", in Vorbereitung: Soziologische Zeitdiagnosen thematisieren vor allem zwei herausragende Wandlungsprozesse, die für die Erforschung der familienpolitischen und medialen Diskurse zu Generativität und Geschlecht relevant sind: die Zunahme der Frauenerwerbstätigkeit in westlichen Gesellschaften und den damit verbundenen Konflikt der Vereinbarkeit von Beruf und Familie sowie nachhaltige Bewusstseinsveränderungen bei Frauen hin zu einem Anspruch auf mehr Selbstbestimmung auch über die Fertilität. Untersucht wird, wie sich diese soziologischen Diagnosen in den öffentlichen familien- und gleichstellungspolitischen Diskursen in Ost- und Westdeutschland seit den 1970er Jahren widerspiegeln.
- „Exzellenz und/oder Chancengleichheit der Geschlechter: Nationale Programmatiken und lokale diskursive Praktiken an Universitäten in Deutschland und der Schweiz", 2014–2016, gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und dem Schweizerischen Nationalfonds (SNF) im Rahmen des D-A-Ch-Abkommens (DFG, SNF und FWF): Eingebettet in die internationale Diskussion zur ‚Entrepreneurial University' werden im Vorhaben, das in Kooperation mit Prof. Dr. Julia Nentwich (Universität St. Gallen) durchgeführt wird, aktuelle Reformen bezüglich wissenschaftlicher Exzellenz und Chancengleichheit an Universitäten untersucht. Im Fokus sind dabei zwei Ebenen: Nationale Programmatiken und deren Verwendung im organisationalen Alltag von ausgewählten Universitäten in Deutschland und der Schweiz werden einer wissenssoziologischen Diskursanalyse unterzogen. Zweitens wird untersucht, in welcher Weise die auf der nationalprogrammatischen Ebene vorgefundenen Diskurse auf der lokal-organisationalen Ebene in diskursive Praktiken übersetzt und überformt werden.
- „Genderforschung und die neue Governance der Wissenschaft", 2013–2015, gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF): In vier Teilstudien zur Hochschulentwicklung am Beispiel ausgewählter Universitäten, zur nationalen Forschungsförderung, zur Bedeutung von Stakeholdern aus wissenschaftlichen Fachgesellschaften, Wissenschafts- und Gleichstellungspolitik und gesellschaftlicher Öffentlichkeit und zu wissenschaftlichen Nachwuchskarrieren wird untersucht, wie sich die ‚Ökonomisierung des Politischen' und die neuen Governance-Strukturen im deutschen Wissenschaftssystem auf die Lage und Förderung der Genderforschung auswirken.
- „GeschlechterGesellschaftsTheorien": In der interdisziplinären und internationalen Arbeitsgruppe „GeschlechterGesellschaftsTheorien" treffen sich seit 2007 Sozialwissenschaftler_innen verschiedener Statusgruppen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz halbjährlich zum konzentrierten wissenschaftlichen Austausch. Ziel ist die systematische Auslotung von Gesellschaftstheorien im Hinblick auf Verknüpfungsmöglichkeiten mit zentralen Einsichten der Geschlechterforschung. Auf diese Weise sollen die Erkenntnispotenziale von Gesellschaftstheorien und Genderforschung für die Weiterentwicklung von Theoriebildung und Zeitdiagnose genutzt werden. Die GGT-AG interessiert sich derzeit für die Revision relevanter Gesellschaftstheorien und einflussreicher Zeitdiagnosen aus der Perspektive der feministischen Debatte zum Spannungsverhältnis von privat und öffentlich.

Neuere Veröffentlichungen (Auswahl)

- Kahlert, Heike. 2015. Dis/Kontinuitäten der Geschlechterverhältnisse in der Moderne. Skizzen zu Anthony Giddens' Verbindung von Gesellschafts- und Genderforschung. In *Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Genderforschung. Einladung zum Dialog.*

2., akt. Auflage, hrsg. Heike Kahlert und Christine Weinbach, 57–80. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kahlert, Heike. 2015. Epistemisches und soziales Gatekeeping in der Promotionsphase: (Re-)Produktion von Fach- und Geschlechterkulturen im Vergleich. In *Akademische Wissenskulturen und soziale Praxis – Geschlechterforschung zu natur-, technik- und geisteswissenschaftlichen Fächern*, hrsg. Tanja Paulitz, Barbara Hey, Susanne Kink und Bianca Prietl, 18–36. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Kahlert, Heike. 2014. Profilelement Familienfreundlichkeit: Leitbildwandel in Hochschule und Forschung? *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 37 (1): 75–87.
- Kahlert, Heike. 2014. „Sie müssen Ihren Lebenslauf attraktiv machen!" Karrierenormen und Geschlechterwissen in der professoralen Beratung zur wissenschaftlichen Laufbahnplanung. In *Wider die Gleichheitsrhetorik. Soziologische Analysen – theoretische Interventionen. Texte für Angelika Wetterer,* hrsg. Gerlinde Malli und Susanne Sackl, 98–116. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Kahlert, Heike. 2013. *Riskante Karrieren. Wissenschaftlicher Nachwuchs im Spiegel der Forschung.* Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Kahlert, Heike. 2013. Frauen- und Geschlechterforschung in der Lehre. Curriculare Perspektiven und organisationale Strategien am Beispiel der Soziologie. In *Gender in der Lehre. Best-Practice-Beispiele für die Hochschule*, hrsg. Nicola Hille und Barbara Unteutsch, 145–178. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich UniPress.
- Kahlert, Heike. 2012. The Simultaneity of Stability and Change in Gender Relations – Contributions from Giddens' Structuration Theory. *Studia Humanistyczne AGH / Humanistic Studies* 11 (2): 57–67. http://dx.doi.org/10.7494/human.2012.11.2.57.
- Kahlert, Heike. 2012. Die hundertjährige Frau – Neue Alter(n)s- und Geschlechterkonstruktionen in der alternden Gesellschaft? In *Alter(n) anders denken. Kulturelle und biologische Perspektiven*, hrsg. Brigitte Röder, Willemijn de Jong und Kurt W. Alt, 379–402. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Kahlert, Heike. 2012. Was kommt nach der Promotion? Karriereorientierungen und -pläne des wissenschaftlichen Nachwuchses im Fächer- und Geschlechtervergleich. In *Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft,* hrsg. Sandra Beaufaÿs, Anita Engels und Heike Kahlert, 57–86. Frankfurt, New York: Campus.
- Kahlert, Heike. 2011. Die vergangene Zukunft des Europäischen Sozialmodells im Spiegel des demographischen Wandels. In *Die vergangene Zukunft Europas. Bevölkerungsforschung und -prognosen im 20. und 21. Jahrhundert,* hrsg. Petra Overath, 373–403. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Kahlert, Heike. 2011. Der ökonomische Charme der Gleichstellung in der Neuausrichtung der deutschen Familienpolitik. In *Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 2011, Band 7: Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals,* hrsg. Rita Casale und Edgar Forster, 143–156. Opladen, Farmington Hills/MI: Verlag Barbara Budrich.
- Kahlert, Heike. 2010. The (Missing) Welfare State in Demography – Critical Reflections on the Idea of the "Second Demographic Transition" from a Gender Perspective. In *Reframing Demographic Change in Europe. Perspectives on Gender and Welfare State Transformations*, hrsg. Heike Kahlert und Waltraud Ernst, 17–50. Münster, Hamburg, Berlin, Wien, London: Lit.
- Kahlert, Heike. 2010. Pronat(ion)alismus statt Multikulturalismus. Über politische Präferenzen in der Bewältigung des Geburtenrückgangs. In *Grenzregime. Geschlechterkonstellationen zwischen Kulturen und Räumen der Globalisierung. Internationale Frauen- und Genderforschung in Niedersachsen, Teilband 5,* hrsg. Waltraud Ernst, 87–106. Münster, Hamburg, Berlin, Wien, London: Lit.
- Kahlert, Heike. 2010. Triadische Karriereberatung in der Wissenschaft – ein neues Konzept der Politik der Chancengleichheit. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 2 (2): 69–86.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Heike Kahlert
Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Sozialwissenschaft
Lehrstuhl für Soziologie/Soziale Ungleichheit und Geschlecht
Universitätsstraße 150
44801 Bochum
heike.kahlert@rub.de
www.sowi.rub.de/sozsug
www.heike-kahlert.de

Prof. Dr. Melanie Plößer

Professorin für Sozialarbeitswissenschaften an der Fachhochschule Bielefeld



Zur Person

Melanie Plößer hat an der Universität Bielefeld Pädagogik studiert und zur Bedeutung poststrukturalistischer Theorien für die feministische Pädagogik promoviert. Neben ihrer Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fakultät für Pädagogik der Universität Bielefeld war sie als Pädagogin in der Mädchenarbeit und in der Drogenberatung Bielefeld beschäftigt. Von 2007 bis 2012 war sie Professorin für Theorien Sozialer Arbeit und Gender an der Fachhochschule Kiel und hatte eine Gastprofessur am Institut für Bildungswissenschaften der Universität Wien inne. Seit September 2012 ist Melanie Plößer Professorin am Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Bielefeld.

Arbeitsschwerpunkte

Schwerpunkte in Lehre und Forschung von Melanie Plößer sind Differenzverhältnisse und Soziale Arbeit, geschlechterreflektierende und queere Soziale Arbeit, Mädchenarbeit, Theorien Sozialer Arbeit und Konzepte pädagogischer Beratung. Ihr besonderes Interesse gilt der Gestaltung und Weiterentwicklung sozialer Praxen unter einer differenzreflexiven und machtanalytischen Perspektive und dem Theorie-Praxis-Transfer.

Aktuelle Forschungsprojekte

In dem vom BMBF geförderten Forschungsprojekt „Aktuelle Normative Orientierungen, Geschlechteridentitäten und Berufswahlentscheidungen junger Frauen" geht Melanie Plößer gemeinsam mit Prof. Dr. Christiane Micus-Loos von der Fachhochschule Kiel der Frage nach, welche normativen Anforderungen im Rahmen der Lebens- und Berufsplanungen junger Frauen relevant werden.

Veröffentlichungen

- Micus-Loos, Christiane/Plößer, Melanie (2015/i. E.): Des eigenen Glückes Schmied_in. Geschlechterreflektierende Perspektiven auf berufliche Orientierungen und Lebensplanungen von Jugendlichen. Wiesbaden: Springer VS Verlag
- Mecheril, Paul/Arens, Susanne/Fegter, Susann/Hoffarth, Britta/Klingler, Birte/Machold, Claudia/Menz, Margarete/Plößer, Melanie/Rose, Nadine (2013): Differenz unter Bedingungen von Differenz. Reflexionen zu Lehre an der Hochschule. Wiesbaden: VS-Verlag
- Sabla, Kim-Patrick/Plößer, Melanie (2013): Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen. Leverkusen/Opladen: Budrich Verlag
- Kessl, Fabian/Plößer, Melanie (2010): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Umgang mit den Anderen. Wiesbaden: VS-Verlag
- Plößer, Melanie (2005): Dekonstruktion – Feminismus – Pädagogik. Vermittlungsansätze zwischen Theorie und Praxis. Königstein: Helmer-Verlag

Aufsätze (Auswahl aus den letzten drei Jahren)

- Geipel, Karen/Micus-Loos, Christiane/Plößer, Melanie (2015): „Afrika ist ein Kontinent, Schatz." Symbolische Ordnungen und die Macht des (Un-)Gesagten in migrationsgesellschaftlichen Kontexten. In: Schnitzer, Anna/Mörgen, Rebecca (Hrsg.): Mehrsprachigkeit und (Un)gesagtes. Sprache als soziale Praxis in der Migrationsgesellschaft. Weinheim: Beltz Juventa, S. 27–48
- Micus-Loos, Christiane/Plößer, Melanie/Geipel, Karen/Schmeck, Marike (2014): „… für mich gibt es dann entweder die Familienschiene oder die Karriereschiene …" – Zur Bedeutung normativer Anforderungen in beruflichen Orientierungen junger Frauen. In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. 6. Jg., Heft 3. Leverkusen/Opladen: Barbara Budrich, S. 94–109
- Plößer, Melanie (2014): Entwicklungslinien von Mädchenarbeit und die „neuen" Mädchen. In: Berghahn, Sabine/Schultz, Ulrike (Hrsg.): Rechtshandbuch für Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte, Hamburg: Verlag Dashoefer, auch online: www.dasgleichstellungswissen.de/entwicklungslinien-von-m%C3%A4dchenarbeit.html?src=5
- Plößer, Melanie (2014): Normen, Subjekte, Soziale Arbeit. Queere Perspektiven auf ein ambivalentes Verhältnis. In: Sozialmagazin, Die Zeitschrift für Soziale Arbeit, 39. Jg., Heft 3–4, Weinheim: Beltz Juventa, S. 14–20

- Plößer, Melanie/Geipel, Karen (2013): „Die sah aus wie'n Schrank, das könnte ich nicht" – Durchkreuzte Lebens- und Berufsplanungen junger Frauen. In: Giebeler, Cornelia/Rademacher, Claudia/Schulze, Erika (Hrsg.): Race, class, gender, body in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit: Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen. Leverkusen/Opladen: Budrich Verlag, S. 79–95
- Plößer, Melanie (2013): Beratung poststrukturalistisch: Von sich erzählen. In: Nestmann, Frank/Engel, Frank/Sickendiek, Ursel (Hrsg.): Handbuch der Beratung – Band 3 „Neue Beratungswelten". Tübingen: dgvt-Verlag, S. 1367–1379
- Plößer, Melanie (2013): Die Macht der (Geschlechter-)Norm. Überlegungen zur Bedeutung von Judith Butlers dekonstruktiver Gendertheorie für die Soziale Arbeit. In: Sabla, Kim-Patrick/Plößer, Melanie (Hrsg.): Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen. Leverkusen/Opladen: Budrich Verlag, S. 199–216
- Plößer, Melanie (2013): Umgang mit Diversity in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit: In: Sturzenhecker, Benedikt/Deinet, Ulrich (Hrsg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 4. völlig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag, S. 257–270
- Geipel, Karen/Plößer, Melanie/Schmeck, Marike (2012): Ein unendlicher Spaß. Zur Bedeutung von Normen im Prozess der Lebensplanung und Berufsorientierung junger Frauen. In: Betrifft Mädchen. Themenschwerpunkt: Damenwahl? Berufsorientierung junger Frauen, Heft 2/2012, S. 164–167
- Plößer, Melanie (2012): Beratung durch die (Gender-)Differenzbrille betrachtet. In: Bütow, Birgit/Munsch, Chantal (Hrsg.): Soziale Probleme, Soziale Arbeit und Geschlecht. Münster: Westfälisches Dampfboot Verlag, S. 196–211
- Mecheril, Paul/Plößer, Melanie (2012): Iteration, Verwerfung und Melancholie. Identität bei Butler als Mangel(ver)waltung. In: Balzer, Nicole/Ricken, Norbert (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 125–148

Kontakt und Information
Prof. Dr. Melanie Plößer
Fachhochschule Bielefeld
Fachbereich Sozialwesen
Kurt-Schumacher-Straße 6
33615 Bielefeld
Tel.: (0521) 106-7841
melanie.ploesser@
fh-bielefeld.de
www.fh-bielefeld.de/fb4

Prof. Dr. Maren Lorenz

Professorin für die Geschichte der Frühen Neuzeit und Geschlechtergeschichte an der Ruhr-Universität Bochum



© RUB (Foto: Schirdewahn).

Zur Professur

Im Dezember 2014 habe ich die W3-Professur für die „Geschichte der Frühen Neuzeit und Geschlechtergeschichte" an der Ruhr-Universität Bochum angetreten. Unter dezidiert geschlechterhistorischem Ansatz beschäftigt sich der Lehrstuhl mit der deutschen und europäischen Kultur-, Sozial- und Wissensgeschichte vom Anfang des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und teilweise auch darüber hinaus. Auch gehören die Geschichte der Normierung von „Männlichkeit" und „Weiblichkeit", die Medizin- und Körpergeschichte, die Mentalitäts- und Alltagsgeschichte, die historische Kriminalitätsforschung, die Geschichte von Krieg und Gewalt sowie die Erforschung der Mechanismen von Wissenstransfer zum Profil des Lehrstuhls.

Zur Person

Studiert habe ich von 1987/88 bis 1993 Geschichte, Politikwissenschaften und Psychologie in Heidelberg, Wien und Hamburg auf Magister. 1998 wurde ich bei Richard van Dülmen an der Universität des Saarlandes promoviert, mit einer dezidiert geschlechterhistorischen und diskurs-

analytischen Arbeit zur Genese naturwissenschaftlich legitimierter Geschlechterstereotype in gerichtsmedizinischen Gutachten. Diese Texte wurden als Sammlungen publiziert und fungierten gleichzeitig an den Universitäten zunehmend normsetzend als moderne ‚empirische' Lehrmaterialien. 2006 erfolgte meine Habilitation an der Universität Hamburg mit einer Arbeit über Gewaltverhältnisse bzw. Eskalationsdynamiken zwischen Armeen und Zivilbevölkerung in den dauerhaft militarisierten und weiterhin kriegsgebeutelten norddeutschen Regionen nach dem Dreißigjährigen Krieg (1650 bis 1700). Von 1998 bis 2007 war ich im Rahmen dieses Forschungsprojektes wissenschaftliche Angestellte der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur, konnte in dieser Zeit außerdem auch eine transdisziplinäre und epochenübergreifende Einführung in die Körpergeschichte sowie eine erste Studie über den historischen Umgang mit mutwilliger Sachbeschädigung verfassen. 2007/08 war ich dann für ein Jahr Visiting Fellow des National Endowment for the Humanities (NEH) am Deutschen Historischen Institut in Washington, D.C. Es folgten teilweise parallel und darum unter erheblichem Reiseeinsatz die Käthe Leichter-Gastprofessur an der Universität Wien 2009/10, der Aufbau und die Leitung des Büros für Neue Medien an der Fakultät für Rechtswissenschaft der Universität Hamburg (Juni 2009 bis April 2012) und eine Lehrstuhlvertretung an der Universität Basel 2011/12, bis ich schließlich für zwei Jahre als Gastprofessorin für Deutsche Kulturgeschichte und Geschichte der Frühen Neuzeit an die University of Toronto ging. Bis Mai 2014 war ich dort außerdem Leiterin des Information Centre des DAAD für Kanada. Nachvollziehbarer Weise blieb in diesen Jahren der Fokussierung auf eine alternative Karriere im Wissenschaftsmanagement nicht viel Spielraum für Forschung. Seit Dezember 2014 bin ich nun als Professorin für die Geschichte der Frühen Neuzeit und Geschlechtergeschichte an der Ruhr-Universität Bochum. Hier bin ich gleichzeitig als eine der Kernlehrenden mit für den interdisziplinären Studiengang der Gender Studies zuständig und kann so gerade auch in der Lehre mein disziplin- und epochenübergreifendes Spektrum einbringen.

Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte

Aktuell beschäftige ich mich primär mit der Genese des proto-eugenischen Denkens in Westeuropa und den USA von der Aufklärung bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Dabei interessiert mich insbesondere der Zusammenhang von Wissenstransfer und Staatsutopie wie er im (vor)revolutionären Frankreich und den deutschen Territorien des Ancien Régime praktiziert wurde, aber auch welche Rolle die Frage der eugenisch inspirierten ‚Gatten-Zuchtwahl' in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für die Anfänge der US-amerikanischen Frauenemanzipation spielte. Außerdem beschäftige ich mich schon seit 2005 immer wieder kritisch mit dem Verhältnis von Struktur und Wirkungsmacht der längst so zentral gewordenen Online-Referenz Wikipedia. Weitere Interessensschwerpunkte werden auch in Zukunft die Gewaltforschung und die Kriminalitätsgeschichte sowie die Körpergeschichte und andere methodische Fragen bleiben.

Publikationen

Monografien

- Vandalismus als Alltagsphänomen, Hamburg 2009 (Neuausgabe durch die Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2012).
- Das Rad der Gewalt. Militär und Zivilbevölkerung in Norddeutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg (1650–1700), Köln u. a. 2007.
- Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte (Historische Einführungen Bd. 4), Tübingen 2000 (Nachdruck 2005).
- Kriminelle Körper – Gestörte Gemüter. Die Normierung des Individuums in Gerichtsmedizin und Psychiatrie der Aufklärung, Hamburg 1999.

Aufsätze (Auswahl seit 2007)

- Tiefe Wunden. Gewalterfahrung in den Kriegen der Frühen Neuzeit, in: Ulrich Bielefeld/Heinz Bude/Bernd Greiner (Hg.): Gesellschaft – Gewalt – Vertrauen. Jan Philipp Reemtsma zum 60. Geburtstag, Hamburg 2012, S. 332–354.
- Duell oder Balgerey? Bewaffnete Auseinandersetzungen vor norddeutschen Militärgerichten des 17. Jahrhunderts, in: Ulrike Ludwig/Barbara Krug-Richter/Gerd Schwerhoff (Hg.): Das Duell – Ehrenkämpfe vom Mittelalter bis zur Moderne, Konstanz 2011, S. 241–258.
- Sur les traces de la violence sexuelle dans les guerres du XVIIe siècle. Un problème du sources, in: Francia: Forschungen zur westeuropäischen Geschichte Bd. 38, Paris 2011, S. 61–75.
- Geschichtsdarstellung und Geschichtsverhandlung in Wikipedia oder: Die Sehnsucht nach Beständigkeit im Unbeständigen, in: Barbara Korte/Sylvia Paletschek (Hg.): History goes Pop. Zur Repräsentation von Geschichte in populären Medien und Genres, Bielefeld 2009, S. 289–312.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Maren Lorenz
Ruhr-Universität Bochum
Historisches Institut
Universitätsstraße 150
44780 Bochum
Tel.: (0234) 32-22542
maren.lorenz@rub.de
www.ruhr-uni-bochum.de/fnzgg/Mitarbeiter/lorenz.html

- Wikipedia als Wissensspeicher der Menschheit – genial, gefährlich oder banal?, in: Erik Meyer (Hg.): Erinnerungskultur 2.0. Kommemorative Kommunikation in digitalen Medien, Frankfurt a. M. 2009, S. 207–236.
- Proto-Eugenic Thought and Breeding Utopias in the United States before 1870, in: Bulletin of the German Historical Institute (43) 2008, S. 67–90.
- Von Normen, Formen und Gefühlen. Zur Wahrnehmung so genannter ‚Missgeburten' im 17. und 18. Jahrhundert, in: Susanne Scholz/Felix Holtschoppen (Hg.): MenschenFormen. Visualisierungen des Humanen in der Neuzeit. Königstein 2007, S. 16–53.

Prof. Dr. Jörn Steigerwald

Professor für Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft mit Schwerpunkt Gender Studies



Zur Person

Nach einem Studium der Germanistik und Romanistik an den Universitäten Würzburg, Tübingen und Avignon wurde Jörn Steigerwald 1999 an der Universität Gießen promoviert. Es folgte von 2000 bis 2006 eine wissenschaftliche Mitarbeit an der Ruhr-Universität Bochum. Von 2006 bis 2007 vertrat er einen Lehrstuhl an der Universität zu Köln. 2007 habilitierte er sich in Bochum. Im Anschluss folgten Vertretungen an der Universität zu Köln, an der Freien Universität Berlin und an der Universität Tübingen sowie Gastaufenthalte am Max-Planck-Institut in Florenz, an der Oxford University sowie an der Columbia University. Von 2009 an war er Heisenberg-Stipendiat der DFG. Bevor er den Ruf aus Paderborn annahm, hatte Prof. Steigerwald dort seit 2012 die Vertretung der Professur inne. Seine Forschungsschwerpunkte liegen unter anderem in den Bereichen der literarischen Anthropologie der Frühen Neuzeit, der Liebessemantik, insbesondere den Modellen der Liebe in der italienischen Renaissance, sowie der Geschlechter- und Sexualitätsforschung (15. bis 20. Jahrhundert) und der Wissenschaftsgeschichte (18. bis 20. Jahrhundert).

Aktuelle Forschungsgebiete

- Die Geburt des modernen Theaters in der Frühen Neuzeit:
  1. Molières Hauskomödien
  2. Familientragödien im 17. und 18. Jahrhundert Soziale und ästhetische Praxis der höfischen Gesellschaft, insbesondere der Galanterie als sozialem Ideal (15. bis 18. Jahrhundert)
- Zusammenspiel von Gattung und Geschlecht(skonstitution)

Ausgewählte Veröffentlichungen:

- Amors Renaissance. Modellierungen himmlischer und irdischer Liebe in der Literatur des Cinquecento. Wiesbaden: Harrassowitz 2014.
- Haus-Frauen: Familie, Sexualität und Verwandtschaft in Carlo Goldonis „La donna di maneggio" und Carlo Gozzis „La donna serpente". In: Das achtzehnte Jahrhundert, Bd. 38 (2014), 2, S. 201–215.
- Galante Liebe. In: Liebessemantik. Frühneuzeitliche Darstellungen von Liebe in Italien und Frankreich. Hg. v. Kirsten Dickhaut. Wiesbaden: Harrassowitz 2014, S. 693–757.
- Amor sacro e profano: Modelle und Modellierungen der Liebe in Literatur und Malerei der italienischen Renaissance. Hg. v. Jörn Steigerwald/Valeska von Rosen. Wiesbaden: Harrassowitz 2013.
- Diskrepante Väterfiguren: Haus, Familie und Liebe in Molières „École des femmes". In: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte 2012/1, S. 27–47.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Jörn Steigerwald
Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft
Universität Paderborn
Warburger Straße 100
33098 Paderborn
jsteiger@mail.uni-paderborn.de

Prof. Johanna Kantola – Gastprofessorin an der RUB

Marie-Jahoda-Gastprofessur im Sommersemester 2015



Prof. Kantola ist Senior Lecturer und Academic Research Fellow im Bereich Gender Studies an der Fakultät für Philosophie, Geschichte, Kultur und Kunstgeschichte der Universität Helsinki. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Vergleich europäischer Modelle von Gleichstellungspolitik und Frauenbewegungen, feministischer Staatstheorie und Intersektionalität. In ihrem aktuellen Forschungsprojekt „Feminized actors or masculine institutions? Gender, power and party politics in Finland" untersucht sie die Europäisierung der finnischen Geschlechterpolitik.

Johanna Kantola ist in der europäischen Geschlechter- und Wohlfahrtsstaatenforschung intensiv vernetzt. Unter anderem war sie Co-Leiterin des European Consortium for Political Research (ECPR) der Standing Group on Gender and Politics (2007–2009). Auch ist sie Vorstandsmitglied unterschiedlicher finnischer Organisationen, wie beispielsweise der Coalition of Finnish Women's Associations (NYTKIS). Zusammen mit Judith Squires gibt sie außerdem die renommierte internationale PalgraveMacmillan's book series Gender+Politics heraus.

Aktuelle Informationen zur Marie-Jahoda-Gastprofessur erhalten Sie auf unserer Website.

Kontakt und Information
Luise Malchert
Koordinatorin der internationalen Marie-Jahoda-Gastprofessur
Lehrstuhl für Soziologie/Soziale Ungleichheit und Geschlecht
Ruhr-Universität Bochum
Sitz: Universitätsstraße 134
Tel.: (0234) 32-22986
marie-jahoda-chair@rub.de
www.sowi.rub.de/jahoda/

Forschung, Vernetzung und Aktivitäten

onlinejournal kultur & geschlecht #14

Die neue Ausgabe des o*nlinejournal kultur & geschlecht* enthält Beiträge zu Heterotopien in Gloria Naylors Romanen, zur medialen Herstellung der Eindeutigkeit von Geschlecht und Strategien der Verunklarung in autobiografischen Erzählungen, zur männlichen Homosexualität als historischem Phänomen im „British Gay Heritage Cinema" und zur politischen Dimension in den Briefen von Madame de Sévigné. Das *onlinejournal kultur & geschlecht* ist ein transdisziplinäres Forum für Nachwuchswissenschaftler/innen der RUB, die zu Geschlechterfragen und deren Kontexten forschen. Es wird am Lehrstuhl für „Medienöffentlichkeit und Medienakteure mit besonderer Berücksichtigung von Gender" des Instituts für Medienwissenschaft der Ruhr-Universität von Astrid Deuber-Mankowsky und Anja Michaelsen herausgegeben sowie von der Fakultät für Philologie und dem Rektorat der RUB gefördert.

Kontakt und Information
Dr. Anja Michaelsen
Ruhr-Universität Bochum
Institut für Medienwissenschaft
Universitätsstraße 150
44801 Bochum
anja.michaelsen@rub.de
www.rub.de/ifm

Neues Statistiktool zur Berechnung der Frauenquote online

Anlässlich des Weltfrauentags ist am 05.03.2015 ein Statistiktool online gegangen, mit dem eine Gleichstellungsquote nach dem Kaskadenmodell berechnet werden kann. Das Tool wurde von der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW entwickelt und bietet einen Service für Hochschulen in NRW, für die die Gleichstellungsquote nach § 37a Hochschulgesetz gilt. Darüber hinaus richtet sich das Tool an bundesweit Interessierte, da es neben Landes- auch Bundesdaten zum Kaskadenmodell liefert. Mit dem Tool kann eine Quote in fünf Schritten berechnet und an die Erfordernisse eines Fachbereichs bzw. einer Fakultät angepasst werden. Die berechnete Quote kann als Orientierungsgröße für die zukünftige Besetzung von Professuren durch Frauen genutzt werden. Eine aktuelle Bestandsaufnahme ermöglicht den Vergleich zwischen Ist- und Soll-Zustand der Gleichstellung auf der Ebene der Professuren.
Über folgenden Link gelangen Sie zum Tool: www.genderreport-hochschulen.nrw.de/no_cache/statistikportal/.

Kontakt und Information
Ulla Hendrix
ulla.hendrix@uni-due.de

Studie „Wissenschaft und Politik gehen Hand in Hand" erschienen

Die Studie „Wissenschaft und Politik gehen Hand in Hand. Gender Mainstreaming im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis am Beispiel der Stadt Bochum", die von Prof. Dr. Katja Sabisch und dem Frauenbeirat der Stadt Bochum herausgegeben wird, gibt Einblick in ein bundesweit einmaliges Projekt: Zwei Semester lang haben Studierende der Gender Studies an der Ruhr-Universität Bochum die Implementierung von Gender Mainstreaming in den kommunalpolitischen Alltag der Stadt Bochum erforscht. Dazu nahmen sie an Ausschusssitzungen teil, führten Interviews mit Kommunalpolitikerinnen und -politikern und werteten öffentliche Sitzungsunterlagen aus. Die Ergebnisse der Untersuchungen und die in diesem Zusammenhang gewonnenen Erkenntnisse werden in der Studie Nr. 20 des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW vorgestellt.
Die Studie kann über folgenden Link kostenlos bestellt oder heruntergeladen werden: www.netzwerk-fgf.nrw.de/no_cache/koordinations-forschungsstelle/publikationen/studien-des-netzwerks/.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Katja Sabisch
katja.sabisch@rub.de

fff frauen für führungspositionen – high flying high potentials

Vom 15. bis zum 16.01.2015 fand an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften der internationale Kongress „fff frauen für führungspositionen – high flying high potentials" statt – der erste schweizerische Kongress, der sich mit Frauen in Führungspositionen im Hochschulbereich und in der Wirtschaft beschäftigte.
In 13 Keynotes und 22 Paralellsessions diskutierten über 200 Teilnehmerinnen und Teilnehmer über die Fragen, warum das Potenzial von Frauen, Führungspositionen zu übernehmen, in unserer Gesellschaft noch nicht ausreichend genutzt wird und welche Handlungsmöglichkeiten es geben könnte. Hierfür

wurden Forschungsergebnisse aus der Wissenschaft, erste Ansätze aus laufenden Projekten sowie Erfahrungsberichte aus der Praxis in vielfältigen Beiträgen von den Referentinnen und Referenten aufgegriffen, um einen systematischen Überblick über den aktuellen Stand der wissenschaftlichen Erkenntnisse und Erklärungen einerseits und über Erfahrungen aus der Praxis andererseits für die Unterrepräsentanz von Frauen in Führungspositionen zu erhalten. Diese Überlegungen bildeten die Grundlage für einen anregenden Diskurs über Leadership und Geschlecht.
Jennifer Niegel und Meike Hilgemann von der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW referierten über die Untersuchungen im Rahmen des Gender-Reports 2013. Neben der Vorstellung der regelmäßig von der Koordinationsstelle durchgeführten Erhebung der Hochschulleitungspositionen in NRW stellten sie in ihrem Vortrag insbesondere die Ergebnisse und abgeleiteten Handlungsempfehlungen zu förderlichen und hinderlichen Faktoren für Frauen auf dem Weg zur Professur vor.

Kontakt und Information

Meike Hilgemann
meike.hilgemann@netzwerk-fgf.nrw.de

Jennifer Niegel
jennifer.niegel@uni-due.de

Förderung von Denominationen in der Genderforschung und Förderung von Frauen auf dem Weg zur Professur

Ausschreibung für das Landesprogramm für geschlechtergerechte Hochschulen

Mit dem auf drei Säulen basierenden Landesprogramm für geschlechtergerechte Hochschulen beabsichtigt das Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen (MIWF) gemeinsam mit den Hochschulen die Geschlechtergerechtigkeit im Wissenschaftssystem weiter voranzubringen (nähere Informationen zum Programm: www.wissenschaft.nrw.de).
Nach den Ergebnissen des Gender-Reports 2013 sind mehr als 80 Prozent der Professuren mit einer Genderdenomination in den Gesellschafts- und Sozialwissenschaften, Sprach- und Kulturwissenschaften (sowie Kunst und Gestaltung) verortet. Aus diesem Befund leitete sich die Empfehlung einer thematischen Ausweitung von Genderprofessuren ab. Um neue Felder für die Genderforschung zu erschließen und damit das Themenspektrum des bundesweit anerkannten Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW moderner, breiter und offener aufzustellen, ist die Förderung auf eine thematische Ausweitung von Genderprofessuren gerichtet.
Gefördert wird die neue Widmung einer Professur/Juniorprofessur mit Gender(teil)denomination oder die nachträgliche zusätzliche neue Widmung mit einer Genderteildenomination einer bestehenden Professur.

Kontakt und Information
www.wissenschaft.nrw.de/hochschule/hochschulen-in-nrw/gleichstellung/landesprogramm-fuer-geschlechtergerechte-hochschulen/genderforschung-ausschreibung/

Das Netzwerk FGF NRW auf einer internationalen Konferenz in Paris

Vom 25. bis zum 27.03.2015 fand die internationale Konferenz „Les femmes dans le monde académique – Women in the academic world" an den vier Universitäten Paris Diderot, Sorbonne Nouvelle – Paris 3, Paris 13 und Paris Descartes in Frankreich statt. Über 200 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus der ganzen Welt (u. a. Kamerun, Kanada, Schweden) diskutierten drei Tage lang über Forschungsergebnisse und mögliche Handlungsempfehlungen zur Geschlechtergerechtigkeit in der Wissenschaft. Es wurden Pionierinnen in unterschiedlichen Fachdisziplinen aus historischer Perspektive vorgestellt, differente Karrierewege für Frauen und Männer an Hochschulen aufgezeigt, institutionelle Herausforderungen in den verschiedenen Ländern benannt und Ergebnisse aus europaweiten Projekten präsentiert. Abgerundet wurde die Tagung durch eine Ausstellung über Portraits von Frauen in der Wissenschaft unter dem Titel „La série Infinités Plurielles" von Marie-Hélène Le Ny, realisiert in Zusammenarbeit mit Yvan Brohard (chargé de mission Art & Sciences de l'Université Paris Descartes).
Das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW war auf der internationalen Konferenz mit drei Wissenschaftlerinnen vertreten. Meike Hilgemann und Jennifer Niegel von der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks FGF NRW hielten einen Vortrag zu „Career Paths, Professorial Appointments and the Effects of an Equality Law – Examples for Gender (In)Equalities at Universities in Germany". Jennifer Dahmen von der Bergischen Universität Wuppertal referierte zusammen mit ihrer schwedischen Projektpartnerin Helen Peterson (Centre for Gender Research, Uppsala Universität) zum Thema „Nurseries, Networks and Non-Discriminatory Policies: Gender Equality Measures in European Academia".

Kontakt und Information

Meike Hilgemann
meike.hilgemann@netzwerk-fgf.nrw.de

Jennifer Niegel
jennifer.niegel@uni-due.de

Kooperation „History of Women Philosophers and Scientists" zwischen der Yeditepe Üniversitesi Istanbul und der Universität Paderborn

An der philosophischen Fakultät der Yeditepe Üniversitesi Istanbul wurde am 09.04.2015 das erste Master-Erasmus-Abkommen im Bereich der „History of Philosophy/History of Women Philosophers" zwischen der Universität Paderborn und der Yeditepe Üniversitesi Istanbul unterzeichnet.
Es ist weltweit das erste Masterprogramm, das die Geschichte der Philosophinnen untersucht. Dieses Masterprogamm, das von Prof. Dr. Saffet Babür (Yeditepe Üniversitesi) und Prof. Dr. Ruth Hagengruber (Universität Paderborn) koordiniert wird, ist ein Abkommen im Rahmen des Erasmus-Vertrages beider Universitäten. Dieses sieht vor, dass bis zu zwei Semester an der Partneruniversität im jeweiligen Schwerpunkt studiert werden kann.
Die Ministerin für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Svenja Schulze, war zusammen mit dem Rektor und dem Kurator der Yeditepe Üniversitesi bei der Unterzeichnung zugegen. Die Feierlichkeiten fanden in deutscher und türkischer Sprache statt.
Weitere Informationen erhalten Sie auf der Homepage www.upb.de/history-women-philosophers und über den Auftritt bei Facebook www.facebook.com/history.women.philosophers/.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Ruth Hagengruber
Universität Paderborn
Warburger Straße 100
33100 Paderborn
ruth.hagengruber@
uni-paderborn.de

Studie „GenderWissen – GenderNutzen für die Praxis der Sozialen Arbeit" erschienen

Was bedeutet es, die Kategorie Geschlecht, insbesondere in ihrer intersektionalen Verflechtung, als Grundlage für professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit zu berücksichtigen? Welcher Mehrwert ergibt sich daraus für die Fachdisziplin und für ihr professionelles Selbstverständnis? Und welche Folgen hat die Vernachlässigung der Genderperspektive für das Berufsfeld und die Entwicklung der Profession? Diesen und anderen Fragen widmen sich die Beiträge der Studie Nr. 21 des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, die von Hella Gephart und Renate Kosuch herausgegeben wird, und wählen dafür ganz unterschiedliche Zugänge, die in der Zusammenschau jedoch die Komplexität und Veränderbarkeit in der Suche nach Antworten deutlich werden lassen.
Die Studie Nr. 21 kann über folgenden Link kostenlos bestellt oder heruntergeladen werden:
www.netzwerk-fgf.nrw.de/no_cache/koordinations-forschungsstelle/publikationen/studien-des-netzwerks/.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Renate Kosuch
Fachhochschule Köln
Ubierring 48
50678 Köln
Tel.: (0221) 8275-3354
renate.kosuch@fh-koeln.de

Vortrag „Weibliches Gehirn – männliches Gehirn aus dem Blickwinkel der Neurobildgebung" am Universitätsklinikum Essen

Erfolgreicher Auftakt der Vortragsreihe „Geschlechteraspekte in der Medizin" am Universitätsklinikum Essen

Mit dem Vortrag „Weibliches Gehirn – männliches Gehirn aus dem Blickwinkel der Neurobildgebung" von Prof. Dr. Dr. Bettina Pfleiderer, Institut für Klinische Radiologie, Arbeitsgruppe Cognition & Gender, Universität Münster, startete am 14.04.2015 im Universitätsklinikum Essen die Vortragsreihe „Geschlechteraspekte in der Medizin".
Ausgehend von der Frage „Hat das Gehirn ein Geschlecht?" legte die designierte Präsidentin des Weltärztinnenbundes dar, dass Sexualhormone, Genetik, Stress, Umwelteinflüsse und Geschlechterrollen Struktur und Funktionsweisen des Gehirns verändern. Fach- und Karrierefragen standen im Mittelpunkt des anschließenden „Meet-the-Expert Treffens" mit Nachwuchswissenschaftlern und -wissenschaftlerinnen aller medizinischen Disziplinen.
Die von Prof. Dr. Sigrid Elsenbruch, Institut für Medizinische Psychologie und Verhaltensimmunbiologie, gemeinsam mit Priv.-Doz. Dr. Andrea Kindler Röhrborn, Institut für Pathologie, und dem Essener Kolleg für Geschlechterforschung (EKfG) im Rahmen des Dienstagsseminars der Medizinischen Fakultät der Universität Duisburg-Essen konzipierte Vortragsreihe möchte für die Bedeutung von Geschlechterunterschieden sowohl in der präklinischen und klinischen Forschung als auch in der klinischen Medizin bzw. im breiten Kontext Gesundheit/Krankheit sensibilisieren.
Am 02.06.2015 fand die zweite Veranstaltung der Vortragsreihe statt. Referentin war Prof. Dr. Petra Thürmann, Direktorin des Philipp Klee-Institut für Klinische Pharmakologie, Wuppertal.
(Maren A. Jochimsen)

Kontakt und Information
Dr. Maren A. Jochimsen
Geschäftsführerin
Universität Duisburg-Essen
Essener Kolleg für
Geschlechterforschung (EKfG)
Universitätsstraße 12
45117 Essen
Tel.: (0201) 183-4552
Fax: (0201) 183-4432
maren.a.jochimsen@
uni-due.de
www.uni-due.de/ekfg/

Personalia

Prof. Dr. Katja Sabisch erhält Professur Gender Studies



Prof. Dr. Katja Sabisch.

Bei ihrer Berufung zur Juniorprofessorin für Gender Studies an der Ruhr-Universität Bochum im Oktober 2008 war Prof. Dr. Katja Sabisch eine der jüngsten Professorinnen in Nordrhein-Westfalen. Seit dem Wintersemester 2014/15 hat sie nun eine W-Professur Gender Studies an der Fakultät für Sozialwissenschaft inne.
Bereits während ihres Soziologiestudiums in Bielefeld interessierte sich Katja Sabisch für die Geschlechterforschung und hier insbesondere für Geschlecht als Strukturkategorie. In den folgenden Jahren war sie als Mitarbeiterin der Emmy Noether-Forschungsgruppe „Kulturgeschichte des Menschenversuchs" an der Universität Bonn tätig und promovierte 2007 zum Thema „Das Weib als Versuchsperson. Medizinische Menschenexperimente im 19. Jahrhundert am Beispiel der Syphilisforschung", ehe sie zunächst an die Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und anschließend nach Bochum wechselte.
Neben ihrer W-Professur Gender Studies ist Katja Sabisch geschäftsführende Direktorin des M. A.-Studiengangs „Gender Studies. Kultur – Kommunikation – Gesellschaft", Mitglied des Beirats des Netzwerks und Mitglied des Vorstandes der Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies Association (FG Gender).

Kontakt und Information
Prof. Dr. Katja Sabisch
Ruhr-Universität Bochum
Universitätsstraße 150
44780 Bochum
Tel.: (0234) 32-22988
katja.sabisch@rub.de

Prof. Dr. Anke Rohde veranstaltet zum Abschied die Tagung „Frauen-Leid und Frauen-Stärkung"

Mit der Tagung „Frauen-Leid und Frauen-Stärkung. Gynäkologische Psychosomatik und Gynäkopsychiatrie", die vom 19. bis zum 20.06.2015 am Zentrum für Geburtshilfe und Frauenheilkunde des Universitätsklinikums Bonn stattgefunden hat, hat sich Prof. Dr. Anke Rohde aus dem aktiven Dienst verabschiedet. Bereits seit 1997 war Anke Rohde Universitätsprofessorin an der Uni Bonn, später dann Studiendekanin der medizinischen Fakultät und seit der Gründung der Gynäkologischen Psychosomatik 1997 auch deren Leiterin.
Im Mittelpunkt ihres Abschiedssymposiums standen sowohl das Frauenleid im Kontext vielfältiger Lebens- und Krankheitserfahrungen als auch die Stärkung von Frauen in diesen Zusammenhängen. Dazu waren Referentinnen und Referenten mit unterschiedlichen medizinischen und therapeutischen Ausrichtungen eingeladen, die Einblick in ihre Arbeiten und Forschungen gaben. Thematisch ging es dabei unter anderem um gendersensible Psychotherapie, postpartale Depression und Mutter-Kind-Bindung sowie interprofessionelle Beratung bei genetischem Brust- und Eierstockkrebs. Zum Kongress ist ein gleichnamiger Band erschienen (siehe Neuerscheinungen).



Prof. Dr. Anke Rohde.

Kontakt und Information
Prof. Dr. med. Anke Rohde
Gynäkologische Psychosomatik
Universitätsfrauenklinik Bonn
Sigmund-Freud-Straße 25
53105 Bonn
Tel.: (0228) 287 14737
Fax: (0228) 287 14738
anke.rohde@ukb.uni-bonn.de
www.femina.uni-bonn.de

Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Mechtild Oechsle über Lebensführung und gesellschaftlichen Wandel



Prof. Dr. Mechtild Oechsle.


Prof. Dr. Mechtild Oechsle (links) im Gespräch.

Mit einer Vorlesung zum Thema „Lebensführung und gesellschaftlicher Wandel – Kreative Subjekte in alltäglichen Handlungskrisen" verabschiedete sich Prof. Dr. Mechtild Oechsle am 21.01.2015 aus dem aktiven Dienst. Sie hatte seit 1994 die Professur „Sozialwissenschaften mit dem Schwerpunkt Berufsorientierung und Arbeitswelt unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse" an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld inne. In der Abschiedsvorlesung brachte sie ihr Forschungsinteresse an individueller Lebensführung angesichts eines fortschreitenden gesellschaftlichen Wandels auf den Punkt und stellte ein handlungstheoretisches Modell vor, das den Umgang kreativer Subjekte mit Handlungskrisen erklärt. Auf der Grundlage von zwei ihrer Forschungsprojekte stellte sie dar, wie Handlungskrisen und kreatives Handeln der Subjekte im Zusammenhang von Lebensführung und biografischem Handeln erfasst werden müssen, um die Dynamik und die Triebkräfte gesellschaftlichen Wandels verstehen zu können. Der gesellschaftliche Wandel lasse sich anhand der Handlungskrisen der Gesellschaftsmitglieder und deren Umgang mit ihnen, beispielsweise sichtbar in ihren Alltagstheorien, erfassen. Dies zeigte Mechtild Oechsle am Berufswahlverhalten von Jugendlichen in einer Welt, in der der Lebensberuf seine Bedeutung verloren hat, und am Umgang von Vätern mit Hindernissen für eine aktive Vaterschaft nicht nur in Organisationen, sondern auch in der Paarbeziehung und dem familiären Umfeld. Die Abschiedsvorlesung wird in IFFOnZeit, der Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF), Heft Nr. 4, 2015 abgedruckt (www.iffonzeit.de/aktuelleausgabe/aktuell.html).

In ihren Forschungsprojekten hat sich Mechtild Oechsle immer wieder mit individueller Lebensführung unter Bedingungen des gesellschaftlichen Wandels beschäftigt, zuerst (ab 1988) im Bremer SFB 186 „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf" mit einem Projekt über die Lebensplanung junger Frauen. Aktuell leitet sie das Forschungsprojekt „Arbeitsorganisationen und väterliche Lebensführung" im SFB 882 „Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten" an der Universität Bielefeld, das Mitte 2015 abgeschlossen wird. Die „Abschiedsvorlesung" markierte ihre fortlaufenden wissenschaftlichen Interessen und zukunftsweisenden Forschungsthemen, die in der zusammen mit Prof. Dr. Brigitte Liebig (FH Nordwestschweiz, Olten, Schweiz) organisierten internationalen Tagung „Fathers in Work Organizations: Inequalities and Capabilities, Rationalities and Politics" am Bielefelder Zentrum für interdisziplinäre Forschung im März 2015 weitergeführt wurden (siehe auch den Tagungsbericht in dieser Ausgabe).

(Annette von Alemann)

Kontakt und Information
Dr. Annette von Alemann
Universität Bielefeld
Projekt „Arbeitsorganisationen und väterliche Lebensführung"
Fakultät für Soziologie
Universitätsstraße 25
33615 Bielefeld
annette.alemann@uni-bielefeld.de

Neue Projekte stellen sich vor

Haus der FrauenGeschichte
App-Projekt: *Frauenwiderstand in Deutschland, 1850–1958*

Selbstbestimmtes und entdeckendes Lernen in der Dauerausstellung des Hauses der FrauenGeschichte. Eine App für Tablets und Smartphones

Ausgangspunkt

Unter dem Titel „Frauenwiderstand in Deutschland, 1850–1958", hat das Bonner Haus der FrauenGeschichte (HdFG) in 2012 begonnen, das Konzept für ein innovatives mediendidaktisches Lernprogramm zu entwickeln. Die Gründerin des Hauses, Professorin Annette Kuhn, hat bereits in den 1990er Jahren neue Medientechnik in der Geschichtsdidaktik eingesetzt; zunächst in einem Ausstellungsprojekt zur mittelalterlichen Geschichte mit Einbindung von Touchscreens und später mit einer CD-ROM zur Deutschen Geschichte nach 1945 aus Frauensicht. Schon damals war sowohl der biografische Zugang zur Geschichte ein Anliegen als auch das Sichtbarmachen von inhaltlichen und strukturellen Verknüpfungen über das Mittel der „Verlinkungen". So war es konsequent, die noch weitergehenden Möglichkeiten durch den Einsatz von Tablets und Smartphones zu nutzen. Ausgehend von der Dauerausstellung des Hauses der FrauenGeschichte war es das Ziel, die BesucherInnen durch die App in die Lage zu versetzen, die Ausstellung interessengeleitet und eigenständig zu entdecken und eigenen Fragestellungen nachzugehen. Damit unterscheidet sich unser Ansatz von anderen Ausstellungs- oder Museums-Apps, die zum Zeitpunkt der Antragsstellung erst in den Anfängen steckten und sich im Wesentlichen an klassischen Audioguides oder Museumsführern orientierten.

In unseren ersten Überlegungen verfolgten wir noch zwei Zugangswege für die Benutzung der App:
1. eine virtuelle Führung, die die BenutzerInnen von Objekt zu Objekt führt und dazu die zugehörigen Informationen liefert;
2. ein assoziativer freier Weg/Spaziergang/eine Wanderung: Die BenutzerInnen entscheiden selbst, ob sie über Begriffe, Biografien oder Zeiträume einsteigen möchten, und finden über Verweise/Links ihren Weg von Objekt/Exponat zu Objekt/Exponat.

Den ersten Zugangsweg, der den klassischen Museumsguides entsprochen hätte, haben wir zugunsten des zweiten Ansatzes verworfen. Dennoch ist denkbar, dass bei einer Weiterführung des App-Projektes dieser Zugang als weitere Option angeboten wird, um einen geführten chronologischen Gang durch die Dauerausstellung des Hauses zu bieten. Im Zentrum wird aber weiterhin der interessengeleitete, freie Weg durch die Ausstellung stehen.

Die Dauerausstellung

Das Haus der FrauenGeschichte gliedert sich in sieben historische Zeiträume; von der Vor- und Frühgeschichte bis hin zur Zeitgeschichte. Die geförderte App stellt ein erstes Teilprojekt dar, das sich noch auf Raum 5 und 6 beschränkt. Zu einem späteren Zeitpunkt sollen jedoch alle Zeiträume und die gesamte Menschheitsgeschichte aus einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive erschlossen werden.
Das Thema „Widerstand" ist dabei der Ausgangspunkt, da das HdFG eine Erinnerungskultur pflegen will, die nicht nur an widerständige Frauen zur Zeit der NS-Diktatur erinnert, sondern auch verschiedene Arten von Widerstand sichtbar machen will, den Frauen im Laufe der Menschheitsgeschichte geleistet haben.
Die Zielgruppe der HdFG-App sind zunächst SchülerInnen, die als *Digital Natives* sehr spontan und unvoreingenommen mit der bereitgestellten Technik umgehen. Dennoch wollen wir alle Altersgruppen und Personen mit unterschiedlichem Vorwissen und unterschiedlichen Interessen ansprechen. BesucherInnen können selbständig oder mit Anleitung die neue Technik probieren und sich eigene Schwerpunkte der Ausstellung erschließen. Zudem ermöglicht die App, die Ausstellung virtuell zu erweitern und Biografien und Themen aufzunehmen, die zwar mit dem Museum in Verbindung stehen, aber in den Räumen keine Aufnahme finden konnten.

Aufbau und Struktur der App

Nachdem die Entscheidung für ein interessengeleitetes und selbstentdeckendes Lernen gemäß unserem Lösungsansatz unter Punkt 2 gefallen war, durchlief der Aufbau der Struktur der App noch mehrere Phasen. Relativ früh stellte sich jedoch heraus, dass der Zugang zur Ausstellung, zu ihren Tafeln und Exponaten vor allem über Biografien, Begriffe und Zeiträume erfolgen sollte.
Im Zentrum der App stehen daher ausgewählte Biografien, die vielfache Verknüpfungen zu mehreren Kategorien enthalten. Im Verlauf des Projektes wurde anhand einer Musterbiografie (Johanna Loewenherz) das ursprüngliche Konzept erprobt und weiter ausgearbeitet. Die Kategorien, nach denen der Zugriff auf die Inhalte erfolgen sollte, wurden enger definiert und Möglichkeiten der inhaltlichen und strukturellen Verknüpfung erprobt. Immer wieder stand die Frage im Vordergrund, wie sich Widerstand aus frauengeschichtlicher Sicht in seinen vielfältigen Ausprägungen darstellt. Ein Desiderat für die weitere Projektentwicklung ist in dieser Hinsicht die Präsentation zahlreicher Exponate, die in den Räumen 5 und 6 für Frauenwiderstand stehen. Besonderes Augenmerk soll dabei auf die im Haus gepflegte Erinnerungskultur gelegt werden, die beispielsweise im „Garten der Erinnerung" an die widerständigen Frauen des Konzentrationslagers Ravensbrück erinnert. Ebenso modellhaft wurde an einem Artikel zum zentralen Begriff „Widerstand" gearbeitet. Als Erweiterung der Präsenzausstellung fanden die Biografien von Louise Otto-Peters und Clara Zetkin Eingang in die App. Bereits geplant sind weitere Biografien zu Simone de Beauvoir, Marion Gräfin Dönhoff und Elisabeth Selbert.
Neben den zentralen Biografien erschließt die Museums-App die Ausstellung vor allem durch Begriffe, aber auch Symbole, Leitsätze, Zeiträume und die Exponate. Der Einstieg in die App ist über jede dieser Kategorien möglich. Interessiert die AnwenderInnen ein Begriff wie Frieden, Gerechtigkeit oder Wahlrecht, gelangen sie über die entsprechende Themenseite kontextbezogen zu Biografien, Symbolen oder Exponaten, die mit dem Ausgangsbegriff verknüpft sind. Eine Buttonleiste ermöglicht jederzeit den kontextbezogenen Zugriff auf alle Kategorien. Auch wenn sich die App zunächst als modellhaft versteht, ist die gesamte Struktur mit allen Kategorien bereits angelegt und sichtbar. Kategorien, die noch nicht bearbeitet wurden (Symbole, Exponate und Leitsätze) sind als Buttons angelegt, aber farblich ausgegraut. Die vielfältigen Verknüpfungen, die durch die Nutzung der App in den Köpfen der BesucherInnen entstehen, lassen Geschichte als eine Spirale der Zeit erfahrbar werden. Die Geschichtstheorie der „Spirale der Zeit" wird durch die App sinnlich erfahrbar gemacht. Große Themen, wie beispielsweise Widerstand, Frieden, Recht und Gerechtigkeit, erscheinen über Verknüpfungen als Längsschnittbegriffe in allen Räumen des Hauses.
Damit die NutzerInnen durch die App auch zur Interaktion und zum gegenseitigen Austausch angeregt werden, ist über den Startbildschirm ein moderiertes Diskussionsforum zugänglich.

Adressaten und Adressatinnen

Das HdFg wird von sehr unterschiedlichen Adressaten und Adressatinnen besucht, die jeweils als Zielgruppe für die Durchführung dieses Projekts betrachtet wurden. Dabei ist das Interesse von Frauengruppen aus dem In- und Ausland, von Friedensorganisationen, von politischen Parteien, von Jugendorganisationen und von Seniorinnen und Senioren besonders groß. Aufgrund unseres Bestrebens, den spezifischen Interessen der Besucherinnen und Besucher möglichst zu entsprechen, haben sich unsere Führungen durch die Ausstellung sehr unterschiedlich entwickelt. Dabei erwiesen sich die Schülerinnen und Schüler als eine besonders interessierte Zielgruppe, die mit der App ganz selbstverständlich umgehen. Unser Anliegen, die Besucherinnen und Besucher zu qualifizieren, selbstständig oder/und mit Anleitung die Ausstellung über die App zu erschließen, haben wir stets im Auge behalten. Bestimmend für unser Vorgehen war die Einsicht, dass die App es ermöglicht, die Ausstellung virtuell zu erschließen und zu erweitern. Erst mit diesem technischen Medium wird es möglich, Anfragen der Besucherinnen und Besucher zu fehlenden Exponaten, zu naheliegenden Themen und zu nicht in der gewünschten Ausführlichkeit behandelten einschlägigen Fragestellungen aufzunehmen und diesen konstruktiv zu begegnen.

Kontakt und Information
Haus der FrauenGeschichte
Wolfstraße 41
53111 Bonn
Tel.: (0228) 98 143 689
buero@hdfg.de

Annette Zimmer, Andrea Walter
In der Abseitsfalle? Frauen im Top-Management und im operativen Bereich von Nonprofit-Organisationen an der WWU Münster





Links: Prof.'in Dr. Annette Zimmer.
Oben: Andrea Walter.

Am Institut für Politikwissenschaft der WWU Münster steht derzeit ein Forschungsprojekt zur Situation von Frauen im Top-Management und im operativen Bereich von Nonprofit-Organisationen in den Startlöchern. Die assoziierte Netzwerkprofessorin Dr. Annette Zimmer (Lehrstuhl für Deutsche und Europäische Sozialpolitik und Vergleichende Politikwissenschaft) hat das auf zwei Jahre angelegte Drittmittelprojekt „In der Abseitsfalle? Frauen im Top-Management und im operativen Bereich von Nonprofit-Organisationen" gemeinsam mit Dr. sc. Eckhard Priller (wissenschaftlicher Co-Direktor des Maecenata Instituts Berlin und ehemaliger Leiter der Forschungsgruppe Zivilengagement am WZB) konzipiert. Die Finanzierung für das Forschungsprojekt hat das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zugesagt.

Der Dritte-Sektor[1] in Deutschland ist von zentraler gesellschaftspolitischer Bedeutung. Gemeinnützige Organisationen agieren als Dienstleister, Interessenvertreter und gesellschaftliche Integrationsinstanzen. Rechnet man das vielfältige freiwillige Engagement hinzu, so handelt es sich um einen Sektor, der in seiner Bedeutung für Deutschland gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Mit Bezug auf seine Funktionen ist der Sektor auch ein großer Arbeitgeber: 2,6 Millionen Frauen und Männer sind hier beschäftigt. Mit mehr als 75 Prozent Frauenanteil weist der Sektor in Punkto Beschäftigungsverhältnisse eine besondere Spezifik auf[2]: Die Belegschaft von Nonprofit-Organisationen ist überwiegend weiblich, genauso wie das hier getätigte Engagement[3]. Die starke Repräsentanz von Frauen im operativen Bereich spiegelt sich jedoch mitnichten auf der oberen Leitungs- und Führungsebene der Organisationen wider.

Bislang wird die mangelnde Repräsentanz von Frauen in Führungspositionen speziell in den Organisationen des Nonprofit-Sektors (in Stiftungen, Verbänden, Interessengruppen und Gewerkschaften) interessanterweise noch wenig in Wissenschaft und Praxis thematisiert, während die Repräsentanz von Frauen im öffentlichen Dienst und in der Privatwirtschaft bereits gut beforscht ist und spätestens mit der Verabschiedung der Frauenquote im März dieses Jahres auch medial große Beachtung findet.

Vor diesem Hintergrund zielt das Forschungsprojekt darauf ab, erstmals Arbeit und Beschäftigung im operativen Bereich und auf der Führungsebene von Nonprofit-Organisationen aus einer genderspezifischen Perspektive zu untersuchen und aus den Befunden Handlungsempfehlungen für die Politik zu formulieren. Konkret will das Projekt analysieren, wie sich die Arbeitssituation bzw. die Karriereoptionen auf operativer Ebene gestalten und wie sich in diesem Kontext die mangelnde Präsenz von Frauen in Führungspositionen in NPOs erklären lassen. Haben Frauen z. B. eine Wahlmöglichkeit, sich explizit für oder gegen einen Karriereschritt zu entscheiden? Somit sollen Karrierehemmnisse und -chancen für Frauen auf struktureller und individueller Ebene im Top-Management und im operativen Bereich von Nonprofit-Organisationen identifiziert werden. Die empirische Erhebung im Projekt stützt sich auf einen Methodenmix – basierend auf einer sekundärstatistischen Analyse (u. a. der Daten der WZB-Organisationsbefragung 2011/2012 und der Studie „Gute Arbeit") und einer qualitativen Analyse. Letztere umfasst die Durchführung leitfadengestützter Interviews mit Frauen und Männern im Top-Management und im operativen Bereich sowie mit VertreterInnen aus dem Personalbereich der Organisationen.

[1] Der Begriff „Dritter Sektor" geht auf den Soziologen Amitai Etzioni zurück und ist von diesem in den 1970er Jahren als dritte Alternative zwischen Staat und Markt etabliert worden (Etzioni 1973). Die Begriffe „Dritter Sektor" und „Nonprofit-Sektor" werden in diesem Text synonym verwendet.

[2] Priller, Eckhard/Schmeißer, Claudia (2013): Die Beschäftigungssituation in Dritte-Sektor-Organisationen. Das Sozialwesen im Vergleich, in: Sozialer Fortschritt, 8–9/2013, S. 227–234.

[3] Gensicke, Thomas/ Picot, Sibylle/Geiss, Sabine (2005): Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999–2004: Ergebnisse der repräsentativen Trenderhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. Durchgeführt im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, München: BMFSFJ.

Die assoziierte Netzwerkprofessorin *Dr. Annette Zimmer* hat bereits eine Vielzahl von Forschungsprojekten zum Nonprofit-Sektor begleitet, darunter eine Reihe von EU-Projekten. Auch Genderfragestellungen gehören zu ihren zentralen Forschungsthemen, so war sie Koordinatorin des EU-Forschungs- und Trainingsnetzwerks „Women in European Universities" (2000 bis 2003) und ist aktuell eine der beiden Koordinatorinnen des MIWF-geförderten Forschungsprojekts „Geschlechterverhältnisse in autoritären und hybriden Regimen" an der WWU Münster. Darüber hinaus engagiert sie sich als Mitglied im wissenschaftlichen Beirat des Freiwilligensurveys und ist derzeit Präsidentin der Internationalen Gesellschaft für Dritte-Sektor-Forschung (ISTR). Zudem ist Annette Zimmer Initiatorin des Weiterbildungsstudiengangs „Nonprofit Management and Governance" an der WWU Münster.

Andrea Walter ist für die Projektkoordination vorgesehen. Sie hat Ende 2014 erfolgreich ihre Promotion abgeschlossen, in der sie sich mit den Chancen und Herausforderungen von Kommunalverwaltung mit zivilgesellschaftlichen Organisationen auf lokaler Ebene befasst hat. Sie arbeitet seit 2012 am Lehrstuhl für Deutsche und Europäische Sozialpolitik, zunächst war sie als Projektmitarbeiterin im EU-Projekt WILCO zu sozialen Innovationen auf lokaler Ebene tätig, aktuell forscht sie im EU-Projekt EFESEIIS über die Situation von SozialunternehmerInnen in Europa. Zuvor arbeitete Andrea Walter als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Büro für Gleichstellung der WWU Münster. Sie hat Politikwissenschaft, Öffentliches Recht und Kommunikationswissenschaft studiert und während ihrer Promotion u. a. Forschungsaufenthalte an der Stockholm School of Economics und am BMW Center for German and European Studies in Washington D.C. absolviert.

Kontakt und Information
Prof.'in Dr. Annette Zimmer
WWU Münster
Institut für Politikwissenschaft
Lehrstuhl für Deutsche und Europäische Sozialpolitik/ Vergleichende Politikwissenschaft
Scharnhorststraße 100
48151 Münster
Tel.: (0251) 83-25325
zimmean@uni-muenster.de

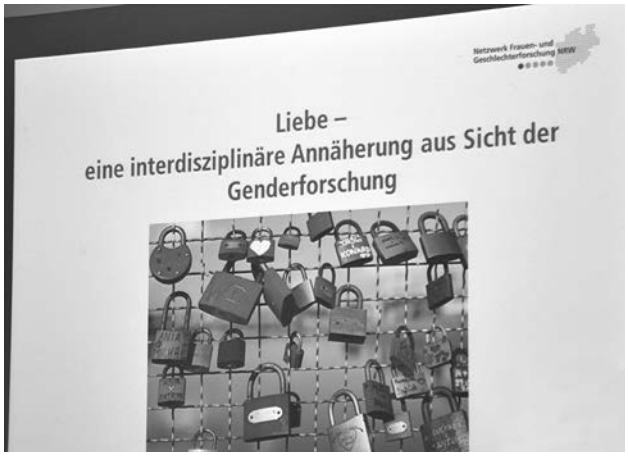
Andrea Walter, M. A.
WWU Münster
Institut für Politikwissenschaft
Lehrstuhl für Deutsche und Europäische Sozialpolitik/ Vergleichende Politikwissenschaft
Scharnhorststraße 100
48151 Münster
Tel.: (0251) 83-29332
andrea.walter@uni-muenster.de

Beiträge

Meike Penkwitt

Liebe – eine interdisziplinäre Annäherung aus Sicht der Genderforschung

Tagungsbericht zur Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW am 14.11.2014 in Essen





Prof. Dr. Anne Schlüter *(Fotos: Claudia Nikodem).*

„Es ist, was es ist, sagt die Liebe." Mit dieser poetisch-lakonischen Aussage Erich Frieds wurde die Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW im November 2014 durch Anne Schlüter und Beate Kortendiek eröffnet. Dabei ließen es die Referentinnen der Tagung dann allerdings nicht bewenden. Vor rund 160 TeilnehmerInnen ergründeten sie das Thema Liebe ausgehend von unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen, aber immer mit gendertheoretischem Hintergrund.[1] Mit dem Thema Liebe widmete sich die Veranstaltung dabei einem Gegenstand, der traditionell dem Bereich des Privaten zugeordnet wird. Das Bewusstsein für dessen politische Dimension stellt jedoch eines der grundlegenden Paradigmen nicht nur der neuen Frauenbewegung, sondern auch der feministischen Theoriebildung und Genderforschung dar.

Die erste Vortragende, *Stephanie Bethmann,* machte ausgehend von der Analyse ihres im Rahmen von Gruppendiskussionen erhobenen empirischen Materials drei Typen aus, die sie als „Wahrheiten der Liebe" bezeichnete und als „in sich schlüssige Sets von Rhetoriken und Praktiken charakterisierte, die je eine Antwort auf die Frage geben, was Liebe ist". Diese Wahrheiten korrespondieren laut der Freiburger Soziologin jeweils mit einer spezifischen Selbstkonstruktion: Für die „Liebe als Vollzug" ist, so Bethmann, Authentizität nicht so entscheidend, stattdessen aber Verlässlichkeit, die Orientierung an Prinzipien einer allgemeingültigen Ordnung und die gemeinsame Bewältigung des Alltags und von Schicksalsschlägen. Die mit diesem Liebestyp korrespondierende Selbstkonstruktion, die Bethmann als „performatives Selbst" bezeichnete, werde durch die Einbettung in funktionierende soziale Beziehungen definiert und nicht durch eine auf Innerlichkeit basierende Wahrheit. Für den zweiten Typ, „Liebe als Selbsterkenntnis", sind Authentizität und Offenheit gegenüber der PartnerIn dagegen ganz zentral. Das damit korrespondierende „detektivische Selbst" versuche permanent, sich selbst auf die Schliche zu kommen, und sei bestrebt, sich der PartnerIn möglichst umfassend zu offenbaren: Ehrlichkeit steht hier über Verlässlichkeit. Beim dritten Typ, der „Liebe als Projekt", gelte schließlich das Selbst als flexibel und gestaltbar. Anstatt um Selbst-Findung, so Bethmann, gehe es hier um Selbst-Erfindung. Liebe werde hier als eine Richtungsentscheidung, die sich lohnen müsse, und „Motor der Selbstoptimierung" verstanden. Bethmann bezeichnet das korrespondierende Selbst als „projektives" oder auch als „unternehmerisches Selbst".

[1] Siehe einige der Beiträge im Anschluss an diesen Bericht.





Dr. Stephanie Bethmann *(Foto: Claudia Nikodem).*

Bethmann verwehrte sich dagegen, die von ihr herausgearbeiteten Liebestypen und die damit korrespondierenden Selbstkonstruktionen auf einer Achse zunehmender Fortschrittlichkeit und Befreiung zu verorten. Alle drei Ausprägungen implizierten nämlich, wie sie deutlich machte, gesellschaftliche Imperative, „seien es Traditionen, der Zwang zu Authentizität und Ehrlichkeit oder die Ansprüche der Selbstoptimierung", und binden die jeweiligen AkteurInnen so als gut funktionierende Mitglieder und zugleich als sich autonom erlebende Subjekte in die Gesellschaft ein. Bethmann plädierte darum für Vorsicht, „damit wir als AkademikerInnen nicht diejenigen Praktiken der Liebe an die Spitze unserer Modernisierungstheorie setzen, die den eigenen Erfahrungen entsprechen".

Die Distanzierung von einem allzu ungebrochenen Fortschrittsdenken und die Kritik an dem für die Soziologie ansonsten oft typischen Mittelschichtsbias waren auch für *Monika Götsch* zentral, die im Anschluss vortrug und bezeichnenderweise ihre Promotion ebenfalls in Freiburg abgeschlossen hat. Die mittlerweile an der Universität Köln tätige Soziologin analysierte Gruppendiskussionen von Berufs- und RealschülerInnen im Alter zwischen 13 und 20 Jahren. Herausgearbeitet hat Götsch dabei eine Reihe von „Mythen" und Diskursen über die Liebe, die sie mit pointierten Überschriften versah: „Von der Sexualität ‚Früher' und ‚Heutzutage'", „Vom Reif-Werden und (Un)Reif-Sein", „Vom optimierbaren Körper", „Von Geschlechterbeziehungen zwischen Nähe und Distanz", „Von ernsthafter Liebe und Sex mit Spaß", „Von Prinzessinnen und Rittern" und „Von der Schlampe". Wie Götsch deutlich machte, geht es bei diesen Erzählungen oftmals darum, sich gegen andere abzugrenzen, so z. B. gegen die Jugendlichen „aus dem ‚Ghetto'" oder von HauptschülerInnen, gegen MuslimInnen, die noch nicht so reflektiert und modern seien wie die befragten Jugendlichen selbst, gegen die sexuell zu aktive Schlampe, die nicht dem Idealbild der Prinzessin entspreche und darum nicht wirklich geliebt werden könne, oder aber auch gegen Homosexuelle, denen man zwar mit Toleranz begegne, zu denen man aber tunlichst nicht selbst gehören möchte.

Klang das Thema Heteronormativität bei Götsch bereits an, so war es im Vortrag von *Antke Engel* ganz zentral. Die ursprünglich aus dem Fachbereich Philosophie stammende Berliner Queer-Theoretikerin und -Aktivistin reflektierte in ihrem Beitrag die paradoxe Verfasstheit von Liebe: Liebe sei nämlich einerseits „eine in Macht und Herrschaft verwickelte heteronormative und rassistische Institution", andererseits aber auch eine „widerständige, sich selbst behauptende Kraft". Mit Judith Butler ging Engel dabei davon aus, dass es keinen unschuldigen „reinen Affekt" der Liebe gebe, der erst durch „Liebe als heteronormative Institution" korrumpiert werde. Vielmehr stelle Liebe per se eine „Affekt-Institution" dar, da beides untrennbar miteinander verbunden sei und auch schon ursprünglich ein Potenzial der Gewalt enthalte. Mit Butler knüpfte Engel mit diesen Gedanken an Jessica Benjamins



Teilnehmende der Jahrestagung 2014 *(Foto: Claudia Nikodem).*

Überlegungen zur intersubjektiven Anerkennung an, die Liebe als ein „survival" versteht, das aus dem Umgang mit der innerpsychischen Spannung zwischen der aus der Sehnsucht nach Bindung resultierenden Angewiesenheit und dem Bedürfnis nach Selbstbehauptung entstehe. Liebende müssten die Herausforderung bewältigen, diese spannungsvolle Position zu ertragen, „ohne mit Gewalt zu antworten oder die Aggression zu verbieten", und daraus letztlich eine neue Verbundenheit zu entwickeln. Im gemeinsamen Überleben, so argumentierte Engel (im Anschluss an Butler), begegneten „sich die Andersheit des Selbst und die Andersheit des/der Anderen". Dabei bildeten sich „Subjektivitäten aus, die in der Lage sind, Aggression und Gewalt in zwar asymmetrische, aber doch für alle Seiten gestaltbare Machtverhältnisse zu übersetzen". Ihre Überlegungen veranschaulichte Engel anhand des Filmes *Verfolgt* von Angelina Maccarone und des Videos *Sometimes you fight for the world, sometimes you fight for yourself* von Renate Lorenz und Pauline Boudry. Abschließend plädierte Engel für eine polyamoröse Durchquerung des heteronormativen Rahmens.

Die Mediävistinnen *Amalie Fößel* und *Melanie Panse* (beide Universität Duisburg-Essen) sprachen über mittelalterliche Darstellungen des Abschiedes kreuzfahrender Männer von ihren Ehefrauen und den Emotionen, die darin zum Ausdruck gebracht werden. In ihren einleitenden Worten verortete Fößel das Thema im Kontext des emotional turns, dessen Impulse, wie sie ausführte, neuerdings auch in der Geschichtswissenschaft aufgegriffen werden. Panse, die im weiteren Verlauf des Vortrages aus dem Kontext ihres von Fößel betreuten Habilitationsprojektes vortrug, ging anhand dieses Fallbeispieles auf Fallstricke und Aporien ein, die sich bei der Auseinandersetzung mit Emotionen im Kontext der Mediävistik ergeben: So machte sie zwar deutliche Indizien dafür aus, dass es sich bei der von ihr als Ausgangspunkt für ihre Ausführungen gewählten Steinskulptur aus dem 12. Jahrhundert um die Darstellung des Abschiedes eines Kreuzfahrers von seiner Frau handelt; in der Forschung werde die Darstellung bisher jedoch teilweise auch als Begrüßung nach der Rückkehr des Mannes interpretiert. Darstellungen von Abschiedssituationen vor dem Aufbruch zu einer Kreuzfahrt finden sich auch in unterschiedlichen Chroniken. Soweit es dabei um Frauen geht, müsse die gleich doppelte Kodierung berücksichtigt werden: Neben der Versprachlichung von Emotionen sowie der narrativen Verarbeitung und Funktionalisierung durch den Chronisten käme hier nämlich die Geschlechterdifferenz zum Tragen, da Chroniken in der damaligen Zeit durchgängig von Männern verfasst wurden. Zudem müsse der jeweilige Kontext, dem die Quellentexte entstammen, und dessen Funktion reflektiert werden, etwa die Darstellung einer Abschiedssituation im Kontext einer Heiligsprechung. Eine Analyse der tatsächlichen Emotionen der mittelalterlichen Menschen sei daher auf diesem Wege nicht möglich. Nachgegangen werden könne aber der Frage, „welche Konzepte von Liebe im Kreuzzugskontext eine Rolle spielten und welche Funktionen diese Liebeskonzepte im Textverbund einnahmen". In diesem Sinne arbeitete Panse heraus, dass Liebe und Trauer im Mittelalter stark miteinander verknüpft waren. Sowohl für Männer als auch für Frauen habe dabei die Gottesliebe idealerweise über der Gattenliebe gestanden, wobei die Geschlechter jedoch jeweils unterschiedliche Positionen eingenommen hätten: Während der Kreuzfahrer für Christus seine Frau verlassen habe, habe diese ihren Gatten für Christus freigegeben und sich damit meist über Jahre in die Position einer Quasi-Witwenschaft begeben, die nicht selten in die tatsächliche Witwenschaft mündete. Sowohl Männer als auch Frauen, so Panse, mussten „im Dienste Christi Opfer bringen, sodass der Kreuzzug und die Trennung der Eheleute zum Ausdruck von Frömmigkeit ungeachtet des Geschlechts" wurden.

Während Antke Engel mit ihren Ausführungen an aktuelle Gender- und Queer-TheoretikerInnen anschloss, gab *Sabine Hering*, emeritierte Professorin für Gender, Sozialpädagogik und Wohlfahrtsgeschichte sowie Gründerin des Archivs der deutschen Frauenbewegung, mit ihrem

Vortrag einen Einblick in die Diskurse der Frauenbewegung um 1900 und den in diesem Kontext verhandelten Liebesbegriff. Diskutiert wurde damals, wie Hering ausführte, unter anderem über die eheliche Liebe, wobei den meisten Vertreterinnen der damaligen Frauenbewegung dieser Begriff als Euphemismus und die Ehe nicht als ein geeigneter Rahmen erschienen sei, „all das zu leben, was Liebe sein könnte". Während nun aber die zu dieser Zeit Radikalen dafür kämpften, die Chancen für die Liebe im Rahmen der Institution Ehe zumindest zu verbessern, war den Gemäßigten vor allem die Bewahrung der Ordnung und der Bestand der Gesellschaft ein Anliegen, das sie über das Liebesglück von „Hans und Grete" stellten. Zwar entschieden sich die meisten Vertreterinnen der ersten Frauenbewegung persönlich gegen das Zusammenleben mit einem Mann und die Gründung einer Familie, propagierten diese Lebensführung aber keineswegs für die Allgemeinheit. Entsprechend fand aus Sorge um die gesellschaftliche Ordnung auch die freie Liebe, die vor allem im Kontext der Romantik und der 1848-Revolution BefürworterInnen gefunden hatte, in der Frauenbewegung um die Jahrhundertwende nur wenig Zuspruch. Ihr wurde von den meisten Vertreterinnen nur im Ausnahmefall Berechtigung zugesprochen, so etwa als Übergangslösung während einer Phase der Trennung bis zur angestrebten erneuten Heirat oder in Kontexten, in denen „das verfeinerte ethische Bewusstsein noch keine Wurzeln [habe] schlagen können", oder auch für Ausnahmenaturen, wie zum Beispiel Cosima und Richard Wagner. Prostitution wurde laut Hering übereinstimmend als „Krebsschaden der Gesellschaft" betrachtet. Die Ursachen der Prostitution und der nötige gesellschaftliche Umgang mit diesem Phänomen waren allerdings zwischen den verschiedenen Richtungen der Frauenbewegung umstritten. Die Konzepte ‚geistige Mütterlichkeit' und ‚Nächstenliebe' fungierten, wie Hering deutlich machte, als ein „Vehikel […], um den bürgerlichen Frauen den Weg in die berufliche Tätigkeit zu ebnen". Obwohl Frauenfreundschaften als Beziehungsform für das Leben der meisten Vertreterinnen der ersten Frauenbewegung bestimmend waren, wurden diese, wie Hering hervorhob, damals nur von einer Autorin (Marianne Weber) explizit zum Gegenstand gemacht und das auch nur auf wenigen Textseiten. Darum las Hering hier „zwischen den Zeilen": Viele Ausführungen zur Ehe klingen in ihren Ohren so, als ob sie sich eigentlich auf Freundschaften beziehen, wenn etwa von „Ganzheitlichkeit, seelischer Nähe, Vergeistigung, Wärme, Verständigung, Gleichklang, Verfeinerung des Gefühlslebens usw. als Voraussetzungen wirklicher wahrer Liebe" die Rede sei. Laut Hering waren diese Qualitäten in den Beziehungen zwischen Frauen durchaus erreichbar, mussten aber „der überwiegenden Mehrheit der Frauen angesichts ihrer Erfahrungen mit Männern nur als Hohn erscheinen". Wie Hering abschließend zusammenfasste, kritisierten die Vertreterinnen der damaligen Frauenbewegung die patriarchalen Gesellschaftsstrukturen nicht mit ihren Äußerungen, sondern durch ihre Lebensverhältnisse, die ein Politikum waren. Hätten sie ihre Kritik auch verbal zum Thema gemacht, so Hering, hätten sie bei ihren ZeitgenossInnen einen derart massiven Widerstand provoziert, dass sie „keine einzige ihrer Forderungen hinsichtlich Erziehung, Berufstätigkeit und rechtlicher Gleichstellung der Frau hätten durchsetzen können".

Ganz zentral waren Frauenfreundschaften dann im Vortrag von *Felizitas Sagebiel,* außerordentliche Professorin und promovierte Sozialwissenschaftlerin im Fachbereich Bildungs- und Sozialwissenschaften der Bergischen Universität Wuppertal. Konkret (und exemplarisch) ging es dabei um Freundschaften ostdeutscher Frauen im Transformationsprozess der Wende: In biografischen, leitfadengestützten Interviews sprach Sagebiel zwischen 1995 bis 2000 mit 27 Frauen aus den neuen Bundesländern über die Bedeutung von Frauenfreundschaften im Alltag, die Verschränkung von Arbeit und Freundschaft sowie die Funktion von Freundschaft im gesellschaftlichen Wandel. Obwohl sie dabei nicht explizit nach dem Thema Liebe gefragt hatte, brachten die Interviewpartnerinnen ihre Liebesbeziehungen immer wieder als Vergleichsmaßstab zu ihren Freundschaften ins Gespräch. Die Ergebnisse ihrer Studie fasste Sagebiel abschließend in einer Reihe von Punkten zusammen: Zum einen habe das „Experiment" der radikalen Systemwende deutlich gemacht, wie abhängig Freundschaften von gesellschaftlichen Entwicklungen sind. So habe die Aufwertung materieller Werte insbesondere zu einem Verlust der Bedeutung von Gruppenfreundschaften geführt. Durch die neuen Arbeitsbedingungen sei zudem nur noch wenig Zeit für Freundschaften und private Netzwerke geblieben. Beides habe zum Zerbrechen von Freundschaften geführt. Besonders betroffen seien dabei Zweckfreundschaften gewesen, die zuvor mit der Mangelökonomie einhergegangen seien. Andererseits, so Sagebiel, berichteten „Gewinnerinnen der Wende" aber auch von neuen Freundschaften und neuen Solidarformen, die im Rahmen der veränderten Möglichkeiten und insbesondere auch in Frauenzusammenhängen entstanden seien. Zumindest partiell hätten diese auch der Verarbeitung der neuen Benachteiligungen gedient.



Teilnehmende der Jahrestagung 2014.



Von links nach rechts: Prof. Dr. Ute Büchter-Römer, Prof. Dr. Rebecca Grotjahn, Prof. Dr. Sabine Meine, Dr. Stephanie Bethmann, Anne Warmuth *(Beide Fotos: Claudia Nikodem).*

Die Paderborner Kulturwissenschaftlerin *Anne Warmuth* widmete sich in ihrem Vortrag der Darstellung von väterlichen Emotionen in drei Romanen aus dem Kontext der ‚neuen Väterliteratur', die in Rezensionen oftmals als kitschig abgetan wurden. Diese in der Regel stark autobiografischen, aber fiktionalisierten Texte geben typischerweise den Alltag aus der Perspektive von Vätern wieder, die zumindest einen großen Teil der Betreuung ihrer Kinder übernommen haben. Warmuth sieht diese Texte im Zusammenhang mit dem seit den 1980er Jahren diagnostizierten zunehmenden Engagement von Vätern, das unter dem Schlagwort ‚neue' oder auch ‚engagierte Väter' diskutiert wird. Sie fragte, inwiefern sich diese veränderten gesellschaftlichen Praxen „auf die gegenwärtige Konstruktion von Männlichkeit und Väterlichkeit auswirkt bzw. neue Blicke auf männliche Emotionen ermöglicht". Die Auseinandersetzung mit den fiktionalen Texten erscheint Warmuth dabei deshalb als besonders gewinnbringend, weil sich dadurch „das Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichen Leitbildern sowie der diskursiven Codierung (männlicher) Gefühle auf der einen und den individuellen Praxen wie auch der subjektiven Gefühlsstruktur auf der anderen Seite" ausloten lasse. Literatur ermögliche nämlich, „als Reflexions- und Kommunikationsinstanz, aber auch als Antwort bzw. Resultat von soziale(n) Prozesse(n), einen Blick auf ein soziales Phänomen, für das es derzeit offenbar auf anderer Ebene noch keinen Diskussionsrahmen" gebe. Wie Warmuth deutlich machte, stellt Emotionalität die Männlichkeit nach wie vor infrage, indem sie eher dem privaten, weiblich konnotierten Bereich zugeordnet wird. Die daraus resultierende Ambivalenz der väterlichen Suchbewegungen werde unter anderem durch die Orientierung an unterschiedlichen kulturellen Leitbildern deutlich, die sie bei ihrer Auseinandersetzung mit den Romanen herausarbeitete. Ein Beispiel ist die auf die Romantik zurückgehende Idealisierung des Kindes als unschuldig, ursprünglich, gottähnlich und nicht von der Moderne deformiert. Als Identifikationsfiguren dienen auch die mütterlich liebende biblische Maria sowie Joseph, der die ‚heilige Familie' nach Ägypten rettete. Die Identifikation mit der akzeptierten Figur des zu Hause arbeitenden Schriftstellers fällt leichter als mit der des ‚Hausmanns'. Warmuth schloss mit der These, dass ein noch zu schaffendes Konzept von Männlichkeit, das Sorge für andere, Zärtlichkeit und Zuneigung integriere, die Voraussetzung für einen Entwurf von Vaterliebe darstelle, der weniger fragil sei, als der in den Romanen repräsentierte.

Im Vortrag von *Rebecca Grotjahn* und *Sabine Meine*, beide Professorinnen für Musikwissenschaft an der Universität Paderborn und der Hochschule für Musik Detmold, ging es um Liebe und Musik, das heißt die Beziehung zwischen beiden Erscheinungen, und damit um ein Thema, das, so ihre einleitenden Worte, „Stoff für mehr als ein Symposium" ergäbe. Sie beschränkten sich daher auf einen überschaubareren Fokus: den grundlegenden Wandel, den die Beziehungsgeschichte von Liebe, Sexualität und Musik im 16. Jahrhundert in Italien erfahren habe und durch den entscheidende Grundlagen für die weitere ‚Beziehungsgeschichte' zwischen Liebe und Musik gelegt worden seien. Besonders interessant ist diese Beziehungsgeschichte, wie Grotjahn erläuterte, weil es sich dabei immer auch um das Verhältnis zwischen männlichem Ich und weiblichem Objekt, zwischen Autor und ‚Diva' handelte. Meine, deren Forschungsgebiet das 16. Jahrhundert ist, übernahm nach den einleitenden Worten von Grotjahn die weiteren



Prof. Dr. Eva Illouz *(Foto: Meike Hilgemann).*



Von links nach rechts: Dr. Anna Sieben, Prof. Dr. Eva Illouz, Dr. Dirk Schulz, Dr. Stephanie Bethmann, Vertr.-Prof. Dr. Monika Schröttle *(Foto: Meike Hilgemann).*

Ausführungen und arbeitete unterschiedliche Entwicklungen heraus, denen heute noch Bedeutung für die Beziehung zwischen Liebe und Musik zukomme, was Grotjahn abschließend noch einmal zusammenfasste. So habe die Erfindung des Notendrucks nicht nur zu einem entscheidenden Wechsel in der damaligen Aufführungspraxis geführt: Die seinerzeit sehr beliebten ‚Frottolen', höfische Liebeslieder mit Witz und Melancholie, wurden, so Meine, nun auch in städtischen Häusern gesungen und gespielt, was zu einer regelrechten Mode geführt habe. Der aufkommende Notendruck stellte, so Grotjahn, die Voraussetzung für die Trennung der Rollen von Komponierenden und Musizierenden dar, die als ein zentrales Merkmal der klassischen Musik gelte. Dadurch konnten nun auch Frauen die von Männern komponierten Lieder singen. Meine machte deutlich, dass die öffentliche Debatte über die Liebe, die im 16. Jahrhundert geführt wurde, wesentlich zur damaligen Mode der Liebeslieder beigetragen hat. Unter Rückgriff auf Platons Gastmahl habe hier die Vorstellung der platonischen Liebe eine bisher ungekannte Verbreitung erfahren und sei die Musik zur liebesfördernden Kunst erklärt worden. Im Verlauf des 16. Jahrhunderts sei es dann jedoch auch zu einer Versinnlichung des Liebesdiskurses gekommen. So hätten sich nun auch Kurtisanen darum bemüht, ihr Liebeslocken durch Gesangseinlagen zu verfeinern, was zu einer – durchaus fortdauernden – Verbindung von Sängerinnen mit dem Anbieten sexueller Dienstleistungen geführt habe. Die vorherrschende Struktur im Liebeslied sei aber trotzdem nach wie vor die zwischen dem Sänger als männlichem Ich und dem passiven weiblichen Objekt, das er besinge – wie es bereits für die frühen Frottolen charakteristisch gewesen sei. Parodoxerweise sei hier die moderne Popmusik sogar konservativer als zeitgenössische Klassik, so die den Vortrag abschließende provokante These.

Einen Höhepunkt der Tagung bildete der Keynote-Vortrag von *Eva Illouz*, deren Buch *Why love hurts* (2012) bisher in 14 Sprachen übersetzt wurde. Illouz, die an der Hebräischen Universität in Jerusalem neben Soziologie auch Anthropologie lehrt, definiert sich als Soziologin, die im engen Dialog mit dem Feminismus stehe. In ihrem Vortrag fragte sie nach den Auswirkungen der sexuellen Befreiung auf Männer und Frauen und nach deren Folgen für die romantische Liebe. Dabei distanzierte sie sich von einer heroischen Perspektive auf diese Befreiung und ging vielmehr deren Ambivalenzen und der Vermutung nach, dass diese zu charakteristischen Verwundungen führe. Wie Illouz deutlich machte, ist eine Konsequenz der neuen Freiheit in der Liebe, dass Letztere nicht mehr als Ereignis, sondern vielmehr als Wahl oder auch Entscheidung – entsprechend dem neuen Subjektverständnis – rationaler AkteurInnen verstanden werde. Illouz fragte weiter, was diese Wahlfreiheit aus feministischer Perspektive bedeute. Die Lösung romantischer Beziehungen aus einem Netzwerk moralischer Normvorstellungen, Endogamieregeln und der Einbettung in familiäre Zusammenhänge führe im Rahmen nach wie vor patriarchaler Machtverhältnisse zu einer neuen Ungleichheit zwischen Männern und Frauen, die insbesondere heterosexuelle Frauen mit Kinder- und Familienwunsch beträfen. Entgegen dem allgemeinen Verständnis stelle die Liebe zudem keineswegs eine Gegenwelt zur rationalen ökonomischen Sphäre dar, sondern sei vielmehr ebenfalls von der kapitalistischen Logik durchdrungen. Dadurch trage in der Moderne die körperliche Attraktivität (Sexyness) als sexuelles Kapital nicht unwesentlich zum Wert einer

Person und ihrem gesellschaftlichen Status bei. Mit Michel Houellebecq sprach Illouz darum auch von einer Ausweitung der Kampfzone. Dabei tragen für Illouz viele Faktoren zur emotionalen Ungleichheit der Geschlechter bei. So komme immer noch Frauen die „kulturelle Arbeit, Kinder zu haben" zu – möglicherweise sogar stärker als in der Vergangenheit. Auch die ökonomische Ungleichheit bestehe fort. Zudem gebe es einen stärkeren Bindungswunsch von Frauen, der aus einer typisch weiblichen Subjektkonstitution resultiere. Und schließlich hätten Männer Zugriff auf eine größere Auswahl potenzieller PartnerInnen als Frauen. Ursache für Letzteres sei zum einen die Orientierung von Frauen auf statushöhere Partner zum anderen ein „huge bias of youth", der insbesondere Frauen betreffe.

Den Abschluss der Tagung bildete eine Podiumsdiskusion, die Anna Sieben (Ruhr-Universität Bochum) leitete und an der neben Eva Illouz und Stephanie Bethmann auch Monika Schröttle (Dortmund) und Dirk Schulz (Köln) teilnahmen. Debattiert wurde hier unter anderem über das Verhältnis von Autonomie und Abhängigkeit, Möglichkeiten einer einvernehmlichen sexuellen Praxis von Gewalt und Unterwerfung und schließlich über Formen der Verbindlichkeit jenseits sexueller Beziehungen.

Ein Muster zog sich, wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise, durch viele Vorträge dieser Tagung. Es war die Perspektiverweiterung über das Paar hinaus. So gingen etwa Bethmann und Götsch beide davon aus, dass sich Liebe nicht nur auf das Paar beziehe, sondern immer bereits gesellschaftlich eingebunden sei. Sie setzen deshalb den sprechenden Personen ‚ihr soziales Umfeld mit an den Tisch'. Engel plädierte für eine polyamoröse Lebensweise. Panse machte deutlich, dass gemäß dem mittelalterlichen Menschenbild die Gottesliebe über der Gattenliebe zu stehen hatte. Hering arbeitete heraus, dass die gemäßigten Vertreterinnen der ersten Frauenbewegung die gesellschaftstragende Funktion der Ehe über die Verwirklichung eines individuellen Liebesverlangens stellten. Sagebiel, die die Ähnlichkeit zwischen Freundschaft und Liebe betonte, ging nicht nur auf Einzelfreundschaften, sondern auch auf Gruppenfreundschaften ein. Und Illouz zeigte auf, wie scheinbar individuelle und private Gefühle durch gesellschaftliche Mechanismen hervorgebracht werden. Dies alles machte deutlich: Das Paar ist in der Liebe nicht ‚für sich'.

Kontakt und Information
Dr. Meike Penkwitt
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
RWTH Aachen University
Fakultät für Bauingenieurwesen
GDI – Lehr- und Forschungsgebiet Gender und Diversity in den Ingenieurwissenschaften
Kackertstraße 9
52072 Aachen
Tel.: (0241) 80 90 461
Fax: (0241) 80 690 630
meike.penkwitt@gdi.rwth-aachen.de

Monika Götsch

„Zur Liebe gehört auch Sex" – wie Jugendliche die Liebe als heteronormatives Projekt erzählen

„Zur Liebe gehört auch Sex", so erzählen es die Jugendlichen. Zugleich erzählen sie damit Heteronormativität als gesellschaftliches Machtverhältnis, das Beziehungen und Individuen strukturiert (Hartmann/Klesse 2007: 9). Heteronormativität verstehe ich hier als die hierarchisierende Interdependenz von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität. Das (implizite) Wissen um Heteronormativität dient den Jugendlichen dazu, die heterosexuelle Liebe und das heterosexuelle Paar als sich ideal ergänzendes Paar, in Abgrenzung zu ‚Anderen' zu normalisieren. Dies geschieht, indem (Geschlechts-)Körper, Geschlecht und sexuelles Begehren kohärent bzw. eindeutig gedacht und naturalisiert werden (Butler 2003). Frauen haben einen weiblichen Körper und begehren und lieben ‚natürlicherweise' Männer – Männer haben entsprechend männliche Körper und begehren und lieben Frauen. „Damit die Körper eine Einheit bilden und sinnvoll sind, muß es ein festes Geschlecht geben, das durch die zwanghafte Praxis der Heterosexualität gegensätzlich und hierarchisch definiert ist" (Butler 2003: 220). Nach Antke Engel ist ein Spezifikum spätmoderner Gesellschaften, dass „die Regulierung von Geschlecht und Sexualität nicht mehr überwiegend durch Verbot und Repression, sondern durch Normalisierung und Integration" (Engel 2008: 136) erfolgt. Homosexualität ist als das ‚Andere' und zugleich das ‚Außergewöhnliche' präsent, das die Normalität und Naturalität heterosexuellen Begehrens und Liebens bestätigt (Jagose 2001). Heteronormativität ist folglich „ein binäres, zweigeschlechtlich und heterosexuell organisiertes und organisierendes Wahrnehmungs-, Handlungs- und

Denkschema, das als grundlegende gesellschaftliche Institution durch die Naturalisierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu deren Verselbstverständlichung […] beiträgt" (Degele 2004: 52).

Die Jugendlichen, die erzählen

Grundlage dieses Aufsatzes (bzw. Vortrages auf der Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW: Liebe – eine interdisziplinäre Annährung aus Sicht der Genderforschung, 14.11.2014 in Essen) sind die empirischen Ergebnisse meiner Studie zur Sozialisation heteronormativen Wissens (Götsch 2014) aus 14 Gruppendiskussionen und elf biografischen Interviews mit Jugendlichen zwischen 13 und 20 Jahren. Es sind Jugendliche aus Handwerker_innen- und Facharbeiter_innenfamilien, die auf dem Land leben und selbst eine Real- bzw. Berufsschule besuchen. Die von mir befragten Jugendlichen verhandeln Liebe und damit verbunden Heteronormativität in spezifischen, sich immer wieder altersunabhängig wiederholenden Erzählungen, die wie Mythen funktionieren (Martinez/Scheffel 1999). Diese Erzählungen werden von den Jugendlichen kollektiv aktualisiert und sind zugleich auf das Kollektiv bezogen. Sie dienen den Jugendlichen als Orientierungsrahmen, um eigene Erlebnisse und Handlungen einzuordnen, zu begründen, zu legitimieren, zu bewerten sowie zu verschweigen und nicht zuletzt um machtvolle, heteronormative Identitätskonstruktionen (Bilden 2009) zu plausibilisieren. Der Austausch heteronormativen Wissens über Erzählungen dient schließlich der Rückversicherung ‚richtig' (heteronormativ) zu wissen, was mensch weiß. Die zentralen Erzählungen, auf die ich in diesem Rahmen nur in Teilen zurückgreifen kann – dann, wenn darin die Liebe thematisiert wird, – handeln 1) „Von der Sexualität ‚Früher' und ‚Heutzutage'", 2) „Vom Reif-Werden und (Un)Reif-Sein", 3) „Vom optimierbaren Körper", 4) „Von Geschlechterbeziehungen zwischen Nähe und Distanz", 5) „Von ernsthafter Liebe und ‚Sex' mit Spaß", 6) „Von Prinzessinnen und Rittern" und 7) „Von der Schlampe" (Götsch 2014: 113ff.).

Um die (heteronormative) Liebe zu erzählen, greifen die Jugendlichen auf gesellschaftliche Diskurse der Individualisierung und Pluralisierung zurück. Entsprechend wird die Liebe in einem Spannungsfeld zwischen modernisierten, gleichberechtigten Geschlechterbeziehungen einerseits und bipolarer, hierarchischer Geschlechterdifferenz andererseits angesiedelt. Die Liebe wird damit zu einem Ort der (geschlechtsspezifischen) Selbstbestimmung, der Verantwortung bzw. Eigenverantwortung und des Glücks. Liebe konnotieren die Jugendlichen zugleich mit Ernsthaftigkeit und Sexualität mit Spaß. In der heterosexuellen Liebe manifestieren sich vorgebliche Geschlechterdifferenzen in besonderer Weise. Die ungleichen Liebespartner_innen ergänzen sich scheinbar vollkommen, was das heterosexuelle Paar zum idealen Liebespaar macht (Götsch 2014).

Die ernsthafte Liebe und spaßvolle Sexualität

Die Jugendlichen erzählen, dass zu einer Liebesbeziehung auch sexuelle Aktivitäten gehören, aber nicht jede sexuelle Begegnung mit Liebesgefühlen verbunden sein muss. Dabei wird Sexualität – egal, ob mit oder ohne Liebe, – mit „Spaß haben" verbunden, Liebe und Liebesbeziehungen werden als „ernsthaft" bestimmt. Deutlich wird bei näherer Analyse, dass das, was so allgemein formuliert scheint, immer aus einer heteronormativen Perspektive erzählt wird. Gesprochen werden kann dann zwar auch über homo- oder bisexuelle Liebe, aber ausschließlich aus der Position der ‚normalen' heterosexuellen Jugendlichen.

Ernsthafte (heterosexuelle) Liebe, so erzählen es die Jugendlichen, erfasst den ganzen Menschen, seine (Körper-)Wahrnehmung, seine Urteilskraft und sein Verhalten – alles wird anders, emotional ist wahre Liebe ein Ausnahmezustand. Als ernsthafte Liebe wird eine intime Zweierbeziehung beschrieben, die sich durch tiefes Vertrauen, gegenseitige Unterstützung der Partner_innen, durch Empathie und Verständnis auszeichnet. Die Partner_innen lieben dann nicht nur ‚das Äußere', die körperliche Erscheinung und Inszenierung, sondern auch ‚das Innere', was die Jugendlichen als das unveränderliche ‚Eigentliche' eines Menschen bezeichnen. Liebe ist gekennzeichnet durch eine besondere, auch körperliche Nähe zwischen zwei Menschen. In einer Liebesbeziehung bedeutet Sexualität ein „Mehr an Spaß" – so die Jugendlichen. Sexualität bzw. das gegenseitige Begehren ist dann ein „Ausdruck von Liebe", Sexualität mit Liebe ist „was Ernstes". Liebe angereichert mit Sexualität oder umgekehrt wird dann romantisch und leidenschaftlich.

Eine idealisierte Erzählfigur der Jugendlichen ist die ‚erste große Liebe', die als besonders prägend und beeindruckend beschrieben wird, nicht zuletzt, weil mit ihr erste sexuelle Erfahrungen verbunden sind. Diese Beziehung ist besonders schwer zu beenden, sie bleibt, entsprechend der jugendlichen Erzählungen, immer wehmütig in Erinnerung (Götsch 2014).

Die Liebesvielfalt der modernen Welt

In Abgrenzung zu einem restriktiven ‚Früher' erzählen die Jugendlichen von einem modernisierten, individualisierten ‚Heute', in dem die Ausgestaltung von Geschlecht und Geschlechterbeziehungen unterschiedliche Optionen zulässt. Ein wichtiges Kriterium für Modernität sind die Selbstbestimmtheit bezüglich der Realisierung von Beziehungen und die freie Wahl von Liebes- und Sexualpartner_innen. Maßstab hierfür ist Glück. Die Einzelnen können und sollen sich bewusst für ein glückliches Liebesleben entscheiden, wobei das Glücklich-Sein im persönlichen Ermessen liegt. Liebesglück ist demnach nicht Schicksal oder von Zufällen abhängig, sondern selbst gestaltbar: Jede_r wird zu ihres/seines Glückes Schmied_in bzw. ist für das persönliche (Un-)Glück in der Liebe selbstverantwortlich:

„Jeder hat seine Vorlieben, jeder muss wissen, was er will, manche stehen auf Männer, manche auf Frauen, manche stehen auf beides, wie auch immer".

Glück braucht also das Wissen um das eigene Begehren. Um das eigene Glück schließlich zu verwirklichen, bedarf es dann in Liebesbeziehungen vielfältiger, gleichberechtigter, konsensueller Aushandlungsprozesse, um die Bedürfnisse (nicht nur sexueller Art) beider Partner_innen zu befriedigen – so die Erzählungen.

Die Jugendlichen verorten sich als Jugendliche vom Land nicht ganz und gar in dieser modernen Welt, die von Pluralität und Toleranz gegenüber unterschiedlichsten Lebens- und Liebesformen geprägt ist. Diese siedeln sie in westlichen Großstädten an. Sie selbst sehen sich als „noch nicht so modern" an – sind aber immerhin dabei, so modern zu werden. Ihre Option des Modern-Werdens wird in der Abgrenzung zu ‚Anderen' deutlich. Diese sind die Jugendlichen aus dem „Ghetto", das meint Hauptschüler_innen, die nicht reflektieren können, dass vielfältige Lebensweisen „sinnvoll" sind, und aktive Toleranz beispielsweise gegenüber nicht-heteronormativen Lebensweisen nicht lernen können wie sie selbst. In okzidentalistischer Manier (Dietze 2009) grenzen sie sich zudem von Muslim_innen und muslimischen Ländern ab. Dies geschieht einerseits über die Figur der zwangsverheirateten Muslimin als negativem Gegenhorizont zur freien Wahl der Liebespartner_innen und andererseits über die vermutete Homophobie in muslimischen Ländern (Götsch 2014).

Von liebenden Prinzessinnen, (Nicht-)Rittern und Schlampen

Ganz im Gegensatz zu diesen Erzählungen über Pluralisierung, freie Wahl und Toleranz reproduzieren die Jugendlichen in den Erzählungen von Prinzessinnen und Rittern sowie von der Schlampe bipolare Geschlechterdifferenz und -hierarchie. Diese Differenz wird über die Norm hergestellt, wonach Jungen bei heterosexuellen Aktivitäten auf Mädchen Rücksicht nehmen müssen und Mädchen umgekehrt auf diese Rücksichtnahme sowie auf die Bereitschaft der Jungen angewiesen sind, sie zu beschützen. In diesen Erzählungen ist der Fokus nicht mehr die gleichberechtigte Aushandlung beispielsweise sexueller Aktivitäten, sondern das Abhängigkeitsverhältnis heterosexueller Mädchen von heterosexuellen Jungen, wobei den Jungen die Handlungsmacht über die Beziehungsgestaltung zugeschrieben wird. Die heterosexuellen Mädchen sind in der Liebe den Partnern ausgeliefert: Sie haben Glück, wenn sie einen entsprechenden ritterlichen, d. h. einen empathischen Jungen „erwischen", bzw. Unglück, wenn sich der Partner nicht-ritterlich und rücksichtslos verhält. Glück und Unglück werden hier zum Schicksal der Mädchen, sie können es nicht mehr selbstbestimmt schmieden. Legitimiert wird dies über bipolare Bilder des rational entscheidenden Mannes und der emotionalen und entscheidungsschwachen Frau. Symbolisiert werden heterosexuelle Mädchen in der Figur der sensiblen, romantischen, gefühlvollen und passiven Prinzessin, die heterosexuellen Jungen in der des aktiven und rücksichtsvollen Ritters bzw. des aktiven und groben Nicht-Ritters, der nur seine eigenen sexuellen Bedürfnisse befriedigen will. Maßstab für eine gelingende sexuelle Beziehung und für einvernehmliches Liebesglück ist in diesen Erzählungen die sexuelle Befriedigung der Frau:

In *„einer beziehung. würd ich auf jeden fall sagen (3) ähm, dass die frau als meine partnerin, f::: ähm, wenn die sexuell befriedigt isch (.) dann äh dann bin ich glücklich. sag mas so".*

In diesem Zitat eines Jugendlichen ist zudem angesprochen, dass es die Wahl gibt, in einer Liebesbeziehung oder als Single sexuell aktiv zu sein. Dies wird für heterosexuelle Jungen und heterosexuelle Mädchen jedoch unterschiedlich bewertet. Mit der Figur der ‚Schlampe' werden Mädchen abgewertet, die sexuell aktiv und promiskuitiv sind, während die Promiskuitivität von Jungen und Männern positiv konnotiert wird – was die Jugendlichen jedoch kritisieren. Zugleich weisen sie der ‚Schlampe' eine sinnvolle Rolle zu. Damit heterosexuelle Männer ihre große Liebe,

die selbstverständlich geheiratet wird, als Ritter glücklich machen können, müssen sie vielerlei heterosexuelle Erfahrungen sammeln, was nur mit den ‚Schlampen' möglich ist. Um die Hierarchie aufrecht zu erhalten, müssen Frauen in einer echten heterosexuellen Liebesbeziehung sexuell unerfahrener sein als ihre (männlichen) Partner. Das wird von den Jugendlichen wie ein Naturgesetz formuliert. Heterosexuelle Liebespartnerinnen können und dürfen deshalb keine ‚Schlampen' sein. Die aktiven ‚Schlampen' haben hingegen keine Aussicht auf ein dauerhaftes Liebesglück. Sie können sexuell begehrt, aber nicht geliebt werden. Was sich hier zeigt, sind Formen eines modernisierten Patriarchats, das nach Cornelia Klinger „in krassem Missverhältnis zur Humanisierung und Verinnerlichung, zur Romantisierung und Sentimentallisierung, zur Emotionalisierung und Erotisierung der sozialen Nahbeziehungen unter dem Vorzeichen der modernen Idee von Liebe [steht], [es bleibt] bei der alten Umverteilung der Kosten und Nutzen zwischen den Geschlechtern" (Klinger 2008: 46).

Die Liebe als heteronormatives Projekt

Die Liebe ist in der modernen Welt auf vielfältige Weise gleichwertig möglich – so die Jugendlichen einerseits – und ist andererseits durch Geschlechterhierarchie und -differenz bestimmt. Angelika Wetterer spricht angesichts solcher Widersprüchlichkeiten von einer rhetorischen Modernisierung, einer modernisierten Gleichstellung, die nur sprachlicher Natur ist und die dazu zwingt, tatsächliche Ungleichstellungen und Hierarchien zu verschweigen. Die Jugendlichen können jedoch beides erzählen und lassen die daraus entstehenden Widersprüche als solche stehen. Andrea Maihofer (2007) verweist auf die komplexe und paradoxe Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz der Geschlechterverhältnisse, die sie gegenwärtigen gesellschaftlichen Transformationsprozessen zuschreibt – wie sie auch von den Jugendlichen erzählt werden. Entsprechend zeigt sie auf, dass die Welt als sich stark verändernd wahrgenommen wird, aber zugleich soziale Verhältnisse in besonderer Weise naturalisiert und ontologisiert werden. Diese widersprüchlichen Prozesse zeigen sich dann in der „Relativierung von Geschlechterdifferenzen einerseits und deren Re-Markierung andererseits" (Maihofer 2007: 301), wie sie von den Jugendlichen parallel reproduziert werden.

Die Jugendlichen erzählen Liebesgefühle als persönliche, als private Empfindung, die sie im Inneren spüren und dann nach außen tragen. Gefühle werden damit entsprechend der Modernisierungsdiskurse der Pluralisierung und freien Wahl privatisiert und individualisiert. Von Sarah Ahmed wird gerade die Idee der ‚privaten Gefühle' zurückgewiesen, indem sie betont, dass Gefühle „die Konturen zahlreicher Welten bestimmen, die von verschiedenen Subjekten bewohnt werden" (Ahmed 2014: 184). Liebe, wie sie von den Jugendlichen erzählt wird, reguliert entsprechend Heteronormativität in Form von Möglichkeiten und Unmöglichkeiten spezifischer Beziehungen und Gefühlsweisen – und zugleich wird darüber heteronormativ reguliert, was jedoch widersprüchlich verläuft. Heteronormativität wird über (partielle) Ein- und Ausschlüsse plausibel. Zusammenfassend möchte ich nochmals die Funktion dieser Ausschlüsse in den Erzählungen der Jugendlichen beleuchten. Dabei beziehe ich mich auf Sheila Phelan (2001), nach der es nicht nur entweder Inklusionen oder Exklusionen gibt, sondern Ausschlüsse verschiedene Qualitäten haben. Ausgeschlossene können demnach sowohl Feind_innen als auch Fremde sein. Abgrenzungen und Ausschlüsse geschehen über (durchaus widersprüchliche) Normalisierungen einerseits und über Etikettierungen als ‚Andere' andererseits. In einer modernen Gesellschaft, als Teil derer sich die Jugendlichen partiell verorten, sollen Liebespartner_innen ebenso wie sexuelle Aktivitäten frei wählbar sein. Um dies zu normalisieren und ihre eigene Identität als moderne Jugendliche zu bestätigen, werden in stereotypisierender Weise zwangsverheiratete Musliminnen als ‚die Anderen' herangezogen, die nicht frei lieben können und dürfen. Für die Konstruktion einer heterosexuell-geschlechtsspezifisch kohärenten Identität dient die Norm, wonach sich Liebesgefühle der heterosexuellen Mädchen auf heterosexuelle, aktive Jungen richten sollen – ebenso wie heterosexuelle Jungen heterosexuelle Mädchen lieben sollen, die sexuell passiv sind. Die ‚Andere' ist hier die (aktive) Schlampe, die jedoch wie eine unsichtbare Dritte eine feste Rolle in der heterosexuellen und patriarchalen Zweierbeziehung einnimmt. Das heterosexuelle Paar ergänzt sich in der großen Liebe nur dann ideal, wenn auch die Schlampe mitspielt. Als ‚die Anderen' werden schließlich auch homosexuell Liebende eingeordnet. Über die Norm der Toleranz wird die Macht und vorgebliche Allgemeingültigkeit der Heterosexualität in besonderer Weise hergestellt: Es sind die Heterosexuellen, die Homosexuellen diese Toleranz gewähren oder verwehren können – nicht umgekehrt. Das Wissen über die Liebe schließt auch das Wissen über das ‚normale' und das ‚andere' Begehren ein. Zur Liebe gehört also auch Sex.

Literatur

- Achmed, Sarah (2014): Kollektive Gefühle oder die Eindrücke, die andere hinterlassen. In: Baier, Angelika/Binswanger, Christa/Häberlein, Jana/Nay, Yv Eveline/Zimmermann, Andrea (Hrsg.): Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie, Wien. S. 183–214
- Bilden, Helga (2009): Das vielstimmige, heterogene Selbst – ein prekäres Unterfangen. Subjektivität und Kritik am klassischen Subjektbegriff. Zugriff: 04.02.2011 unter: www.helga.bilden.de/Artikel/Download-Artikel_pdf-Version/selbst-09-09-10.pdf
- Butler, Judith (2003): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt am Main
- Degele, Nina (2004): Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden
- Dietze, Gabriele (2009): Okzidentalismuskritik. Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungsperspektivierung. In: Dietze, Gabriele/Brunner, Claudia/Wenzel, Edith (Hrsg.): Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-) Orientalismus und Geschlecht, Bielefeld. S. 23–54
- Engel, Antke (2008): Gefeierte Vielfalt. Umstrittene Heterogenität. Befriedete Provokation. Sexuelle Lebensformen in spätmodernen Gesellschaften. In: Bartel, Rainer (Hrsg.): Heteronormativität und Homosexualitäten, Innsbruck
- Götsch, Monika (2014): Sozialisation heteronormativen Wissens. Wie Jugendliche Sexualität und Geschlecht erzählen, Opladen
- Hartmann, Jutta/Klesse, Christian (2007): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht – eine Einführung. In: Hartmann, Jutta/Klesse, Christian/Wagenknecht, Peter/Fritzsche, Bettina/Hackmann, Kristina (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht, Wiesbaden
- Jagose, Annamarie (2001): Queer Theory. Eine Einführung, Berlin
- Klinger, Cornelia (2008): Überkreuzende Identitäten – Ineinandergreifende Strukturen. Plädoyer für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte. In: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz, Münster. S. 38–67
- Maihofer, Andrea (2007): Gender in Motion: Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze. In: Grisard, Dominique et al. (Hrsg.): Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung, Frankfurt am Main. S. 281–315
- Martinez, Matias/Scheffel, Michael (1999): Einführung in die Erzähltheorie, München
- Phelan, Shane (2001): Sexual Strangers. Gays, lesbians, and dilemmas of citizenship, Philadelphia
- Wetterer, Angelika (2014): Das erfolgreiche Scheitern feministischer Kritik. Rhetorische Modernsierung, symbolische Gewalt und die Reproduktion männlicher Herrschaft. In: Appelt, Erna (Hrsg.): Gesellschaft: feministische Krisendiagnosen, Münster. S. 246–265

Kontakt und Information
Dr. phil. Monika Götsch
Koordination Promotionskolleg TransSoz
Projekt: „Trans*geschlechtliche Lebensweisen im neoliberalen Sozialstaat"
Fachhochschule Köln
Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften
Gustav-Heinemann-Ufer 54
50968 Köln
Tel.: (0221) 8275-3540
monika.goetsch@fh-koeln.de

Antke Engel

Liebe – queer? Direkt ins Herz der Heteronormativität?

Ganz gleich, ob wir sie als Gefühl, als Haltung zur Welt, als soziale Praxis oder als gesellschaftliche Institution verstehen, – Liebe ist nicht selbstgenügsam. Liebe knüpft Verbindungen. Sie entfaltet sich in Beziehungen, die niemals frei von Macht sind. Liebe webt Netze, die oft weiter verzweigt sind als ein Faden zwischen Zweien, die einer Fantasie der Vereinigung frönen. Manchmal lässt sich nicht entscheiden, ob eine_[1] von diesen Netzen getragen wird oder sich in ihnen verfängt. Die Relationalität der Liebe kann Verbundenheit ebenso wie Freiheit bedeuten, geteilte Fantasieszenarien, erotische Anziehung, Begehren als Hingabe, Geben als Wachsen, Wachsen als Lust an der Bewegung. Relationalität verweist jedoch auch auf die sozialen Dimensionen der Liebe, die sich als Dominanz und Unterwerfung, als Verobjektivierung oder Ausbeutung und Selbstausbeutung ausdrücken. Liebe kommt als Ware daher. Liebe wird durch staatliche Instanzen oder kirchliche Autoritäten in Form gebracht. Selbst dann, wenn Liebe Passion ist, übernimmt sie gesellschaftliche Funktionen. Oder kann in der Leidenschaft zum Einfallstor von Gewalt werden.[2]

Sich der paradoxen Verfasstheit der Liebe zu nähern, heißt, sie als eine in Macht und Herrschaft verwickelte heteronormative und rassistische Institution ebenso ernst zu nehmen wie in ihrer renitenten, widerständigen, sich selbst behauptenden Kraft. Ich gehe davon aus, dass Liebe und Gewalt enger miteinander verzahnt sind, als zumeist angenommen. Dennoch, so meine These, ist es möglich, die gewaltförmigen Dimensionen der Liebe umzuarbeiten, wenn in Liebesverhältnissen Raum für Dynamiken der Macht geschaffen wird.

Liebe als Konfliktvermeidung und Ringen um Anerkennung in Angelina Maccarones Film *Verfolgt*

Angelina Maccarones Film *Verfolgt* (2006)[3] konfrontiert höchst überzeugend mit einigen der Paradoxien des Liebens. Liebe steht in diesem Film einerseits für ein Konfliktvermeidungsinstrument, das erlaubt, einem Wunsch nach Harmonie und Ganzheit zu frönen. Andererseits zeigt der Film, wie Liebe aus einem beidseitigen Ringen um Selbstbehauptung unter Bedingungen struktureller Asymmetrie, mehrdimensionaler Herrschaft und ausgefeilten Machttaktiken erwächst.





Pressefotos für *Verfolgt* (Angelina Maccarone, 2006, 87') Maren Kroymann, Kostja Ullman. © MMM Film GmbH. Fotograf: Bernd Meiners.

Zwischen der 50-jährigen Bewährungshelferin Elsa und ihrem 16-jährigen Klienten Jan entwickelt sich Schritt für Schritt eine sado-masochistische (SM) Beziehung. Während diese zunächst eine verzweifelte Antwort auf Provokationen und Machtspiele innerhalb der sozialpädagogischen Konstellation ist, beginnen nach einer Weile beide, in ihrem Verhältnis Vertrauen und Begehren, Verantwortung und vor allem den aktiven und gestaltenden Umgang mit Macht zu erlernen. Die SM-Beziehung wird heimlich gelebt und ist doch auf sehr komplexe Weise eingebettet in die scheinbar vorbildliche, egalitäre Partnerschaft von Elsa und Raimar, deren gemeinsame Tochter gerade das Elternhaus zum Studium verlassen hat, sowie die Wohngemeinschaft, in der Jan lebt. Lebenspartner Raimar ist derjenige, der im Laufe des Films immer wieder die Liebe verbal reklamiert. Wann immer sich eine Kontroverse zwischen ihm und Elsa zuspitzt, versucht er, mit einem „Ich liebe dich" (und einer Fertigpizza) erneut Verbundenheit herzustellen. Deutlich wird jedoch, dass er hierbei weder die Konflikte ernst- noch Elsa in ihrer Eigenständigkeit und Differenz wahrnehmen kann.

[1] Im Text werden sowohl Unterstrich (_) als auch Asterisk (*) verwendet, Ersterer, um einen Abstand oder ein Zögern einzuführen, wo bislang binäre Unterscheidungen vorherrschten, Letzteren, um eine Denaturalisierung und kulturelle Konstruiertheit zu signalisieren.

[2] Vgl. a. Engel (2013): „Schönezweifel – Welche Liebe?", in: Guth, Doris/Schmutz, Hemma (Hg.): *Praxis der Liebe,* Katalog des Salzburger Kunstvereins, Salzburg: 8–14.

[3] *Verfolgt* (Angelina Maccarone, Deutschland 2006, 87'), Produzentin: Ulrike Zimmermann, Hauptdarsteller_innen: Maren Kroymann, Kostja Ullmann.



Filmstill aus *Verfolgt* (Angelina Maccarone, 2006, 87'),
Maren Kroymann, Markus Völlenklee. © MMM Film GmbH.

Der Film *Verfolgt* scheint mir sehr geeignet, um das Spannungsfeld von Liebe, Macht und Gewalt auszuloten. Betonen möchte ich jedoch, dass es keineswegs primär die SM-Beziehung ist, die zu einem Nachdenken über Liebe und Gewalt anregt. Vielmehr konfrontiert *Verfolgt* damit, dass in „ganz normalen" heterosexuellen Beziehungen die Negation der Anderen in ihrer Andersheit gang und gäbe ist – sei es in der egalitären Partnerschaft von Raimar und Elsa oder beim scheinbar konsensuellen jugendlichen *one-night-stand*, den Jan mit seiner Mitbewohnerin auslebt. Da die strukturellen Hierarchien, unreflektierten Privilegien und ge-genderten, rassisierten, klassisierten und heteronormativen Gewohnheiten als selbstverständlich, normal und natürlich gelten, werden die in diesen Liebespraxen ausgespielten Machtpositionen in der Regel nicht als gewaltförmig wahrgenommen.

Hingegen bringt uns der Film dazu, im Vorfeld der Affäre zwischen Elsa und Jan Gewaltsamkeit wahrzunehmen; hierbei handelt es sich um Gewalt, die sich psychischer und institutioneller Dimensionen bedient. Die staatlich verordnete pädagogische Beziehung der beiden Protagonist_innen ist durch beidseitigen Kampf geprägt: Drohungen, Nötigung, Machtmissbrauch und Ausnutzen struktureller Hierarchien. Interessant erscheint mir, dass in dem Maße, in dem die beiden langsam in ein sado-masochistisches Begehren hineinfinden und ein Repertoire der entsprechenden Praxen erarbeiten, Machtverhältnisse nicht mehr als schicksalhaft, sondern als gestaltbar und zu gestaltend erlebt werden.

Insofern beide recht ahnungslos bezüglich der Konsens-Ethik und konkreten Regeln der SM-Bewegungen sind,[4] treten bei Jan und Elsa die sozialen Machtverhältnisse unverblümt zutage und bestimmen die Interaktion. Genau deshalb kann bzw. „muss" der Umgang mit ihnen gelernt werden. Den queeren – schrägen, unbegreiflichen und nicht-normgerechten – Dimensionen der Liebespraxen kommen diesbezüglich eine entscheidende Rolle zu: Sie beinhalten das Potenzial, sich der Begegnung zwischen der Andersheit der_des Anderen und der Andersheit des Selbst zu stellen. Entsprechend erscheinen die sozialpädagogischen Rituale von Dominanz und Unterwerfung (bzw. Widerstand) vor einem neuen Horizont, sobald deren Verwicklung mit Lust und Begehren ausgespielt wird. Liebe findet Ausdruck darin, dass es gelingt, die prekäre Schwelle zwischen Macht und Gewalt so zu handhaben, dass gewaltsame Stillstellungen der Handlungsmächtigkeit vermieden oder in dynamische, gestaltbare Machtverhältnisse umgewandelt werden. Vertrauen und Offenheit sind in diesem Falle also nicht Voraussetzung, sondern Effekt der sexuellen Praxen, in denen sich ein Liebesverhältnis anbahnt.[5]

Der Liebe Nähe zur Gewalt

Verfolgt dient mir als Einstieg, um über Liebe unter ungleichen, hierarchischen und durch Angewiesenheit oder sogar Abhängigkeit und Gewalt gekennzeichneten Beziehungen nachzudenken. Wenn ich diesen Zusammenhang eröffne, so geht es mir gerade nicht darum, einen unterstellter- oder idealerweise „reinen Affekt" der Liebe einer in Macht und Herrschaft verwickelten Liebe als „heteronormativer Institution" entgegenzustellen. Dies würde suggerieren, es seien die Institution oder die Heteronorm, die die Liebe korrumpieren und der Gewalt ein Eingangstor öffnen würden, als überfiele die Gewalt – quasi von außen – die unschuldige Liebe. Hingegen gehe ich mit Judith Butler davon aus, dass das *Potenzial* der Gewalt in der Liebe als Affekt_Institution angelegt ist. Butler begründet dies damit, dass Liebe aus einer kindlichen Angewiesenheits- und Abhängigkeitsrelation heraus erlernt wird. Sie erwächst aus einer ursprünglichen Verletzlichkeit des Menschen gegenüber einem Du: „… einem Du ausgeliefert, ohne dass ich nicht sein kann und von dem mein Überleben abhängt."[6]

In ihrem Aufsatz „Longing for Recognition" fragt Butler, wie sich dennoch Beziehungen entwickeln, die auf beherrschende Unterwerfung verzichten, und bringt diesbezüglich Jessica Benjamins Überlegungen zur intersubjektiven Anerkennung ins Spiel.[7] Laut Benjamin gilt es, intersubjektiv einen Umgang mit der – zugleich innerpsychischen wie sozialen – Spannung zwischen dem Wunsch nach Selbstbehauptung und dem nach Bindung zu entwickeln.[8] Dies setze voraus, dass die aus der Spannung resultierenden Aggressionen nicht abgewehrt werden. Liebe bedeutet für Benjamin demnach *survival*, bedeutet, die Aggression oder Destruktivität „zu überleben", die aus der Angewiesenheit und im Ringen um Selbstbehauptung entstehen. Diese Herausforderung besteht für beide bzw. alle Beteiligten: Diejenige Position, welcher

[4] Bauer, Robin (2014): Queer BDSM Intimacies. Critical Consent and Pushing Boundaries, Houndsmills: Palgrave McMillan; s. a. http://robinbauer.eu/research/queer-bdsm/.

[5] Für eine ausführliche Besprechung von *Verfolgt* vgl. Engel, Antke (2012): Spielräume sexualisierter Gewalt. Queeres Begehren im Spannungsfeld von staatlicher Regulierung und sexueller Subversion des Staates, in: Haberler, Helga/Hajek, Katharina/Ludwig, Gundula/Paloni, Sara (Hg:): *Que(e)r zum Staat, Heteronormativitätskritische Perspektiven auf Staat, Macht und Gesellschaft,* Berlin: Querverlag: 188–207.

[6] Butler, Judith (2003): *Kritik der ethischen Gewalt,* Frankfurt/M.: Suhrkamp: 91.

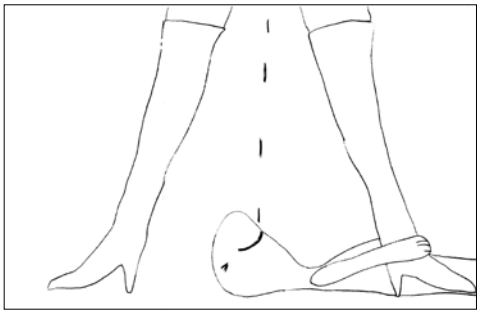
[7] Butler, Judith (2004): Longing for Recognition, in dies.: *Undoing Gender,* London/New York: Routledge: 131–151.

[8] Benjamin, Jessica (1998): The Shadow of the Other. Intersubjectivity and Gender in Psychoanalysis, New York: Routledge.

Aggression entgegengehalten wird, ist gefordert, dies auszuhalten, ohne mit Gewalt zu antworten oder die Aggression zu verbieten. Die sich selbst behauptende Position muss überleben, dass der Akt der Selbstbehauptung die Verbundenheit der Angewiesenheitsrelation unterbricht. Beide Seiten der asymmetrischen Beziehung sind also gefordert, anschließend an den Akt der Aggression eine Verbundenheit neu herzustellen, in der die Angewiesenheit nicht mehr primär, sondern gestaltet und in gewisser Hinsicht „gewählt" ist.

Das Begehren der Andersheit der_des Anderen

Butler erklärt diesen Prozess so, dass sich ein Begehren entwickle, das nicht am Anderen, sondern an der Andersheit der_des Anderen *(the Other of the Other)* ausgerichtet sei: Das Subjekt verliere seine_ihre souveräne Position, wenn es gewahr werde, dass ein Abstand *(gap)* zwischen der_dem (agierenden) sozialen Anderen und den Vorstellungsbildern existiert, die ich auf sie_ihn projiziere; und dass dieser Abstand eine nicht fassbare, irritierend-faszinierende, vielleicht auch bedrohliche Andersheit der_des Anderen auf der Bühne erscheinen lässt. Im Begehren wird somit etwas in mir angesprochen, worüber ich nicht verfüge und das mir teilweise unverständlich bleibt. In SM-Begegnungen, so möchte ich ergänzen, kann es zu einem Umgang mit diesen zugleich faszinierenden wie auch bedrohlichen, zugleich lustvollen wie schmerzhaften Dimensionen des Begehrens und der Macht intersubjektiver Praxis kommen.



Videostill aus *You Can't Have a Hot Lover, a Hot Job, and a Hot Apartment All in One City* (Toni Schmale, 2011, gezeichnete Einzelanimationen, 2'24). [9]

Gelingt es im Ringen um Selbstbehauptung, Verbundenheit und Anerkennung, die „Zerstörung" der Beziehung zu umgehen und die Ek-stase des Selbst, so Butlers Begriff, lustvoll zu besetzen, kann sich Liebe einstellen bzw. können sich Formen des Liebens entwickeln, die nicht auf Unterwerfung beruhen. Im gemeinsamen Überleben, das eine Begegnung zwischen der Andersheit des Selbst und der Andersheit des_der Anderen darstellt, bilden sich Subjektivitäten aus, die in der Lage sind, Aggression und Gewalt in für alle Seiten gestaltbare Machtverhältnisse zu übersetzen, und zwar auch dann, wenn diese asymmetrisch sind. Selbstbehauptung, Verbundenheit und Angewiesenheit werden gleichermaßen lebbar, wenn auch als eine spannungsreiche Konstellation. Doch bedeutet ein so gearteter Liebesbegriff, dass Liebespraxen auch dazu beitragen können, Dominanz- und Gewaltverhältnisse umzuarbeiten, die sich auf der Ebene struktureller Herrschaft entfalten? Was tun, wenn Liebe selbst zum Aufrechterhalten von Herrschaftsrelationen beiträgt?

Imitation und betrügerische Aneignung „Normal love" in einem Video von Pauline Boudry und Renate Lorenz[10]

Nicht selten werden homo*sexuelle sowie trans*gender Lebens- und Liebespraxen mit dem Argument diffamiert, dass sie lediglich eine Imitation vorgeblich natürlicher heterosexueller Verhältnisse oder Geschlechter seien: „Schauspiel" oder „Betrug", jedoch keinesfalls „authentische Liebe". Im Hinblick auf meine weitere Argumentation möchte ich eine künstlerische Arbeit vorstellen, die eine queere Handlungsmächtigkeit entfaltet, indem sie die „betrügerische Aneignung" eines heteronormativen und rassistischen Liebesdiskurses betreibt. Den Begriff der „betrügerischen Aneignung" entlehne ich Judith Butler, die darin eine politische Strategie derjenigen sieht, die von der dominanten Ordnung aus den Terrains des „authentischen Geschlechts" oder des „wahrhaft Menschlichen" ausgeschlossen werden – und diesen Ausschluss nicht durch Forderungen nach Einschluss und Toleranz, sondern durch ein provokantes „to live as if one were human"[11] kontern.

Das Video *Sometimes you fight for the world, sometimes you fight for yourself (*2004, 5'), wurde von Renate Lorenz und Pauline Boudry ursprünglich unter dem Titel *normal love* produziert.[12] Das fünf Minuten dauernde Video zeigt, wie die beiden Protagonist_innen *abstract female* und *abstract male* die Möglichkeiten einer erotischen Begegnung ausloten.

Im Spiel mit Distanz, Bewegung und Entzug wird ein Blickwechsel inszeniert, der gegenseitiges Interesse signalisiert und Spannung aufbaut. Die Körper kommen sich jedoch nicht näher und die erwartete Begegnung bleibt aus. Stattdessen lässt sich ein gesungener Wortwechsel mitverfolgen, der einem Lied der *Flying Lizards* von 1979 entstammt und mittels dessen ein Kampf ausgetragen wird, in dem sich *abstract female* und *abstract male* mit ihren illusions- bzw. gnadenlosen Verständnissen der Liebe kon-

[9] Abbildung in: *Praxis der Liebe,* Salzburger Kunstverein, Salzburg 2013: 48f.; s. FN. 2.

[10] Eine ausführliche Besprechung dieses Video mit Bezug auf Strategien einer queeren Politik der Paradoxie findet sich in Engel, Antke (2010): Desiring Tension: Towards a Queer Politics of Paradox, in: Holzhey, Christoph (Hg.): *Tension/Spannung,* Wien: Turia+Kant: 227–250.

[11] Butler, Judith (2004): The Question of Social Transformation, in dies.: *Undoing Gender,* London/New York: Routledge: 216.

[12] „Normal Love" zitiert einen Filmtitel von Jack Smith. Smith' zweiter Langfilm (1963, 80') „appears to derive from his adoration of Maria Montez, the B-movie star best known for her performance in ‚Cobra Woman.' It features a variety of 30's horror film monsters, a mermaid, a lecher, and various cuties performed by a cast which included Mario Montez, John Vaccaro, Diane DePrima, Beverly Grant, Tiny Tim, and others" (www.hi-beam.net/mkr/js/js-bio2.html, 26.03.2009). Da Renate Lorenz 2007 eine Ausstellung mit dem Titel „normal love" (Berlin, Künstlerhaus Bethanien) kuratiert hat, erhielt das Video einen neuen Titel.



Videostills aus: *Sometimes you fight for the world, sometimes you fight for yourself* (Pauline Boudry/Renate Lorenz, 2004, 5'). Courtesy of the artists.

frontieren. Hierbei werden die historischen Bedingungen dieser Liebeskonzepte der Kritik ausgesetzt. Eingeleitet durch ein Zwischenbild mit dem Titel „*herstory*" entfaltet sich ein Dialog, in dem sie* ihm* Heuchelei vorwirft und herausstellt, dass sein* kitschiges Liebeslied Unterwerfung und Ausbeutung rechtfertige: „knights in shiny armor always take the key, history, history, hypocrisy – but you can still make money by singing sweet songs of love." *Abstract male* antwortet: „I own you, you don't own me, you are my territory, this is a love song, this is a love song." Eine üppige tropische Vegetation bildet das Setting, das die hier geäußerten territorialen Besitzansprüche in eine vertraute exotistisch-sexistische Gleichung einfügt: Frau entspricht Natur entspricht vereinnahmbarem Territorium.

Koloniale Territorialansprüche und Dekolonialisierung in *Drag*

Das Video von Boudry/Lorenz scheint nahezulegen, dass Liebe in den heteronormativen Rastern der „normal love" nur als Besitzergreifung und Unterwerfung auftreten kann. Zudem hebt es hervor, dass sich diese sexistische Konstruktion mit einem rassistischen Kolonialdiskurs verschaltet. Eine Ethnisierung der geschlechtlichen Positionen *abstract female* und *abstract male* wird sowohl durch die Interaktion als auch das Setting impliziert. Die Tropenbilder konnotieren die Positionen der Kolonisierten und des Kolonisierers. Hierbei bringen sich auf Seiten der kolonisierten Position Weiblichkeit und Indigenität gegenseitig hervor: Die indigene Position erfährt eine Effeminierung, die weibliche Position erscheint indigen. Liebesdiskurs und Kolonialdiskurs rechtfertigen diese Konstruktion gleichermaßen. Zugleich erweist sich die exotische Fülle jedoch im Verlaufe des Geschehens als botanisches Tropengewächshaus und gibt damit ihre Künstlichkeit und Konstruiertheit preis.

Das Video lässt sich als Imitation und betrügerische Aneignung eines universellen Liebesdiskurses interpretieren. Dieser Diskurs, welcher Liebe als universell menschlich und überhistorisch beschreibt, wird entgegen der Heteronorm von Figuren bespielt, die geschlechtlich vieldeutig gehalten sind und deren Begehrensrelationen sich somit nicht einfach als hetero- oder homosexuell decodieren lassen. Insofern *female* und *male* „abstrakt" daherkommen, werden ihre individuellen Besonderheiten als für die Liebe irrelevant erklärt. Da dies den universellen Liebesdiskurs bestätigt, gibt es keinen Grund, warum nicht auch *transgender* oder *gender bending people* diesen reklamieren sollten. In der Aneignung des universellen Diskurses der „normal love" wird vom Video jedoch zugleich eine implizite Warnung ausgesprochen, die in etwa lautet: „Du kannst die ‚universelle Liebe' gerne für dich in Anspruch nehmen. Das heißt aber auch, dass du Teil eines historischen Diskurses wirst, der Besitz- und Ausbeutungsverhältnisse sowie Heuchelei unterstützt." Durch den Titel *Sometimes you fight for the world, sometimes you fight for yourself* stellt das Video den Liebesdiskurs in den Zusammenhang politischer Kämpfe und verknüpft ihn mit Fragen der Gerechtigkeit: Wie sind Liebe und kapitalistische Ordnung verbunden? Wieso lässt sich mit gewaltförmigem Liebeskitsch Geld machen? Wer kann welche Besitzansprüche reklamieren? Welche Definitionsmacht kann in einer intimen Begegnung ausgespielt werden?

Die Gegenüberstellung im Titel verweist darauf, dass Kämpfen für sich selbst und Kämpfen für die Welt nicht widerspruchsfrei zusammengehen. Interessant erscheint mir, dass das Video die kritische Umarbeitung von zwei partikularen Diskurses, einem sexistischen und einem rassistischen, von ihrer queeren Verschaltung her betreibt: Wenn er* auf Moos und geologischen Gesteinsformationen gebettet, im Streicheln des eigenen Oberkörpers in (auto)erotische Verzückung gerät, die Hand von dort aus langsam über das Moos wandert, zelebriert dies Maskulinität und konnotiert zugleich die „Eroberung Amerikas", wie das zuvor eingeblendete botanische Schild nahelegt. Nichtsdestotrotz bewirkt die schamlose, unkontrollierte Autoerotik auch einen Bruch im Bild des maskulinen „Zivilisierers". Zudem wird die weibliche, indigene Position zugleich als Subjektposition eingeführt, und

zwar nicht einfach als Subjekt der Liebe, sondern als öffentliche, politische Position: Indem *herstory,* nicht *history,* geschrieben wird, verliert die Geschlechterhierarchie ihre naturalisierte Selbstverständlichkeit. Der „Kolonisierer", der großkotzig seine Besitzansprüche verkündet, wird für sie* zum Objekt. Die Kamera führt ihren* Blick auf seinen* Körper vor und lässt ihn* sich mit verlegenem Lachen abwenden.



Videostill aus: *Sometimes you fight for the world, sometimes you fight for yourself* (Pauline Boudry/Renate Lorenz, 2004, 5'). Courtesy of the artists.

Doch ist dies nicht einfach als Umkehrung, sondern als Drag-Performance inszeniert: Die feministisch-kämpferische Position gewinnt nach und nach an Männlichkeit, Gesichtsbehaarung und Kehlkopf treten ins Bild. Die Figur geht ebenso gut als junger (schwuler) Mann wie als (lesbische) Frau durch. Dies eröffnet neue Begehrensachsen: vielleicht ein schwules Begehren, womöglich ein Begehren zweier Trans*gender, die nicht ums *passing* bemüht sind. Doch auch wenn beide mit *trash*-igen Bärten aufwarten und *dandy*-haft *camp* bzw. *leather-gay* daherkommen, bedeutet dies nicht, dass die Arbeit am heteronormativen Liebesdiskurs ausgesetzt oder queer als Alternative eingesetzt wäre. Keineswegs ist es so, dass das Video mit einer erotischen Begegnung der beiden Protagonist_innen endet. Weder wird Liebe als Heilmittel noch als Versprechen zum Einsatz gebracht. Wenn, dann ließe sich, ähnlich wie eingangs in Bezug auf *Verfolgt* angedeutet, behaupten, dass durch die erotische Dynamik die Auseinandersetzung mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen befördert wird.

Das dubiose Paar

Komplementaritätswunsch und Ganzheitsversprechen

Der platonische wie der biblische Ursprungsmythos sehen in der Liebe die Überwindung einer Trennung sowie die Wiederherstellung einer Ganzheit. Warum dies an die Vorstellung einer zweigeschlechtlichen und heterosexuellen Komplementarität der Geschlechter gekoppelt ist, leuchtet nicht unmittelbar ein.[13] Sobald diese Kopplung jedoch – historisch und kulturell – durchgesetzt ist, hat die Figur des Paares gewonnen. Kritisch wird nunmehr lediglich die Frage gestellt, wie die hierarchische Anordnung zu überwinden ist. Kann durch eine Arbeit an den Geschlechterverhältnissen die im Paar, in der Ich/Du- oder Subjekt/Objekt-Konstellation angelegte Hierarchie zwischen Aktivum und Passivum verändert werden? Können Begehren und Liebespraxen von transgender* und intersex* Körpersubjektivitäten, die sich der „entweder hetero oder homo"-Zuordnung widersetzen, die Hierarchie untergraben? Oder bezieht sich deren Reichweite auf die Anfechtung normativer Zweigeschlechtlichkeit, während der komplementäre Ganzheitswunsch, für den das Paar ebenfalls steht, fortdauern kann?

Den heteronormativen Rahmen polyamorös durchqueren

Polyamory ist eine Spielart des Liebens, die den Exklusivitätsanspruch monogamer Paarbeziehungen herausfordert. Sie geht einher mit der Bereitschaft, sich den Eifersuchtsanfällen, Besitzwünschen und Aufmerksamkeitsdilemmata zu stellen, die entstehen, wenn eine_ sich mehreren Liebespartner_innen hingibt und/oder Liebespartner_innen „teilt". Eher neoliberal als queer wird von manchen Verfechter_innen argumentiert, dass es in arbeitsteiligen, ausdifferenzierten und individualisierten Gesellschaften schlicht nicht mehr zeitgemäß sei, zu erwarten, dass eine einzige Person all unsere Wünsche erfüllt und all unsere Interessen teilt. Umgekehrt wird großzügig statuiert, dass sich das eigene Lieben doch nicht auf einen einzigen Menschen beschränken müsse. Entgegen der ideologischen Form der romantischen Liebe fragen die Autor_innen eines Einführungsbandes in die Polyamorie, Imre Hoffmann und Dominique Zimmermann: „… warum [...] sollen nicht auch in Liebesbeziehungen ähnliche Abstufungen von Nähe und Intensität möglich sein, wie wir sie beispielsweise von Freundschaften kennen? Und warum soll ich die Gesellschaft meiner bzw. meines Liebsten nicht auch anderen Menschen gönnen?"[14]
Polyamory spannt ein Dreieck zwischen Liebe, sexueller Beziehung und Freundschaft auf, wobei diese Dimensionen keine vorgegebene Kopplung erfahren, sondern unterschiedlich gestaltet und kombiniert werden können, und zwar – so das Ideal – von allen Beteiligten. Wie auch in SM-Kontexten spielen in der Polyamory ethische Prinzipien und Aushandlungspraxen eine große Rolle; insbesondere Transparenz und Fairness seien diesbezüglich hervorgehoben. Wenig Aufmerksamkeit wird der Bedeutung struktureller Asymmetrien hinsichtlich der Aushandlungs- und

[13] Kraß, Andreas/Tischel, Alexandra (Hg.) (2002): *Bündnis und Begehren: Ein Symposium über die Liebe,* Berlin; Groneberg, Michael (2008): Mythen und Wissen zu Geschlecht und Intersexualität. Eine Analyse relevanter Begriffe, Vorstellungen und Diskurse, in: ders./Zehnder, Kathrin (Hg.): *„Intersex" Geschlechtsanpassung zum Wohl des Kindes?*, Fribourg: Academic Press: 83–145.

[14] Hofmann, Imre/Zimmermann, Dominique (2012): *Die andere Beziehung. Polyamorie und philosophische Praxis,* Stuttgart: 13.

Gestaltungschancen geschenkt. Entsprechend spielt in der Polyamory-Literatur auch das eigentlich naheliegende Argument kaum eine Rolle, dass auch in Familien die Liebe nicht auf eine Person, z. B. auf eines von mehreren Kindern, beschränkt werde. Meine Vermutung ist, dass sich dieses Ausweichmanöver darin begründet, dass sonst die komplizierte, durch das Inzesttabu abgewehrte Frage nach dem Verhältnis von Familie und Sexualität aufgeworfen wäre, die durchaus eine genauere Auseinandersetzung verdiente. Genauer zu diskutieren wäre außerdem die optimistische Vorstellung, dass Eifersuchtsgefühlen durch Transparenz und einen sorgsamen, ethischen, an den Bedürfnissen der Einzelnen sowie an Gerechtigkeitsprinzipien orientierten Umgang miteinander beizukommen sei.[15] Vielleicht ließe sich hier auch eine Lanze für die Eifersucht brechen, etwa im Sinne, dass die Eifersucht das ideale Terrain wäre, um sich mit der Andersheit und dem Unbegreiflichen einer selbst zu konfrontieren; oder dass, wie Jelisaveta Blagojević schreibt, die Eifersucht in ihrem Drang anzueignen und zu besitzen letztendlich das souveräne Subjekt dekonstruiere und den Weg für ein singuläres Miteinander-Sein eröffne.[16]

Positiv hervorgehoben sei außerdem, dass Polyamory anerkennt, dass Begehren durch vielfältige, manchmal auch paradoxe und unvereinbare Ähnlichkeiten und Differenzen angereizt wird und Liebespraxen sich herausgefordert fühlen können, dieser widerstreitenden Komplexität gerecht zu werden. Allzu deutlich ist, dass sich Liebe und Begehren nicht widerspruchslos in die heterosexuelle Differenz normativer Zweigeschlechtlichkeit einzwängen lassen. Wenn dann allerdings argumentiert wird, dass es mehrerer Gegenüber bedarf, um die komplexen und widersprüchlichen Wünsche spätmoderner Individuen zu erfüllen, ist womöglich doch ein kritisches Zögern gefragt: zum einen, was dieses Erfüllungsversprechen betrifft, zum anderen, ob letztendlich auch Polyamory durch ein Ganzheitsideal und den Wunsch, Teil einer Einheit zu sein, angetrieben ist. Wenn dieses Versprechen zwar nicht länger ans Paar gekoppelt ist, die Liebe jedoch weiterhin der Erweiterung und Vervollständigung des Selbst dient und geneigt ist, andere entsprechend zu funktionalisieren, verliert Polyamory ihre Radikalität. Dann wäre sie in der Tat nur die passendste Antwort auf ein zunehmend individualisiertes Leben, das entsprechend vielfältige Partner_innen zur Befriedigung unterschiedlicher Bedürfnisse oder das Ausleben spezifischen Begehrens wünscht. Aber, wie Toni Schmale, ironisch feststellt: „You can't have a hot lover, a hot job, and a hot apartment all at once".[17]

Liebe – queer?

Der Titel meines Beitrags „Liebe – queer?" ist nicht umsonst mit einem Fragezeichen versehen. Statt eine neue, queere Form der Liebe zu propagieren oder Liebe zu queeren, war mein Anliegen ein doppeltes: zum einen zu zeigen, dass auch den vertrauten, vielleicht konventionellen, in jedem Falle aber – historisch, geopolitisch und subjektiv – vielfältigen Praxen des Liebens queere, das heißt schräge und unbegreifliche Dimensionen innewohnen; zum anderen zu argumentieren, dass auch diejenigen Liebesformen, die sich heteronormativen, körpernormativen und rassistischen Traditionen widersetzen, dies nur als von Macht durchwobene und herrschaftsförmig geprägte psycho_soziale Praxen gelingt.

Ich habe in meinem Beitrag deshalb nach der Verwicklung der Liebe mit Herrschaft und Gewalt gefragt. Ich habe aufgezeigt, wie diese Verwicklungen, so die Auswirkungen struktureller Asymmetrien und Normalitätsregime Aufmerksamkeit finden, produktiv gewendet und in dynamische Machtverhältnisse übersetzt werden können, in denen alle Beteiligen über Handlungsvermögen verfügen. Des Weiteren habe ich argumentiert, dass uns die Liebe mit der Andersheit anderer und der Andersheit unserer selbst konfrontieren kann. Und dass diese verunsichernden Momente, in denen wir „außer uns geraten", durchaus ein vielversprechendes Potenzial bergen. Gerade dann, wenn wir uns derartigen Begegnungen stellen, eröffnet dies Möglichkeiten, dank der Queerness der Liebe den Herzschlag der Heteronormativität in Unruhe zu versetzen. Doch darüber hinaus geht es darum, Herrschaftsverhältnisse umzuarbeiten, die sich der Liebe bedienen oder die intime Nähe von Liebe und Gewalt für sich instrumentalisieren. Diesbezüglich kann ein Schritt durchaus darin bestehen, liebend zu lernen, die Andersheit der Anderen weder gewaltsam abzuwehren noch auszunutzen, sondern als Einladung zu verstehen, das Phantasma des souveränen Subjekts und den Anspruch auf Privilegien aufzugeben. Sometimes we fight for ourselves, for the loved ones, for strangers, and enemies, and the world, gleichzeitig und ohne, dass dies zu einem Widerspruch würde – nur ist auch dies eine tückische Ganzheitsfantasie.

[15] Schroedter, Thomas/ Vetter, Christina (2010): *Polyamory. Eine Erinnerung.* Stuttgart: 42ff.

[16] Blagojević, Jelisaveta (2008): *Hieroglyphs of Jealousy,* Skopje: Euro-Balkan Press: 14ff.

[17] Titel eines Videos von Toni Schmale (2011, 2'24, gezeichnete Einzelanimationen), s. Videostill *You Can't Have a Hot Lover, a Hot Job, and a Hot Apartment All in One City.*

Kontakt und Information
Dr. Antke Engel
engel@queer-institut.de

Sabine Hering

Der Streit um ‚die Liebe' in den Diskursen der Frauenbewegung um 1900

Die Vorgeschichte

Der Streit, um den es im Folgenden geht, ist der Streit um Liebe und Liebesbegriffe im Verständnis der deutschen Frauenbewegung in den Zeiten der Wende zum 20. Jahrhundert. Da die Liebe etwas sehr Aufrührerisches ist, besonders dann, wenn über sie gestritten wird, versuchen wir, zumindest sachlich zu beginnen. Ich zitiere in diesem Sinne zwei Lexika aus der fraglichen Zeit.

Der Brockhaus von 1901 fasst das Thema kurz und bündig:

„Liebe im allgemeinen Sinne ist das mit dem Verlangen nach Besitz, Genuss oder inniger Vereinigung verbundene Gefühl der Wertschätzung eines Gegenstandes oder Wesens. So spricht man von Liebe zu leblosen Gegenständen, zu Tieren, zu Menschen, zu Gott. Auch die innere Hingabe an ideale Güter wird als Liebe bezeichnet, z. B. die Liebe zum Guten und Schönen usw. Im engeren Sinne versteht man unter Liebe die Geschlechterliebe."

C'est tout!

Das Illustrierte Konversationslexikon der Frau aus dem Jahr 1900 nimmt sich der Sache wesentlich ausführlicher an:

„Ein Hauptcharakteristikum der Liebe ist ihre Unbelehrbarkeit gegenüber verstandesmäßigen Auseinandersetzungen. In der Liebe wird die Selbstliebe auf ihr höchstes Maß gesteigert, das Selbstbewusstsein erfährt durch sie den höchsten Aufschwung, und es geschieht dem Glücksgefühl kein Abbruch durch den Blick auf Unbestand und Vergänglichkeit, weil die Liebe nur den Glauben an die Ewigkeit ihres Gefühls kennt."

Und an anderer Stelle heißt es:

„Vielfach hat man die Liebe des Weibes zu der des Mannes in Gegensatz gebracht. Mantegazza sagt darüber: Die Frau entwickelt bei weiterem größere Innigkeit des Gefühls in der Liebe als der Mann. Die Gesellschaft raubt ihr fast jede Möglichkeit, sich kräftig im Leben zu betätigen – und so bleibt ihr mehr Zeit dazu, sich ganz in ihr eigenes Herz zurückzuziehen."

Obwohl wir uns damit bereits im Zentrum der Erörterungen des Themas befinden, erscheint ein kurzer Rückblick auf die vorangegangenen Jahrzehnte angebracht. Denn: Jede Geschichte hat ihre Geschichte, und die Vorstellungen der Frauen um 1900 lassen sich ohne den Blick zurück auf das 19. Jahrhundert schwer nachvollziehen.

Die Dichter des Sturm und Drang sowie der Klassik wissen sehr wohl um die aufrührerischen Potenziale der Liebe, der Himmelsmacht, deren Leidenschaft allerdings mit Rücksicht auf das Wohl der Allgemeinheit gebändigt werden muss, sonst führt sie ins Verderben. Die Konventionen, d. h. die Unantastbarkeit von Ehe, Moral und Geschlechterpolarität, erscheinen wie ‚festgemauert in der Erden': Der Mann muss hinaus ins feindliche Leben – und drinnen waltet die züchtige Hausfrau. Gretchen, nicht Faust, zerbricht an dem nichtehelichen Verhältnis. Don Carlos' Liebe zu seiner Braut ist voller Erhabenheit, seine leidenschaftliche Neigung zu seiner Stiefmutter Elisabeth vernichtet alle Beteiligten. Goethe muss seine Demoiselle Vulpius heiraten, um ihre gesellschaftliche Ächtung zu beenden – um nur einige Beispiele zu nennen.

Die Romantik entfaltet dagegen ein sehr viel radikaleres Konzept der Liebe. Männer und Frauen treten nun in der Dichtung als autonome Subjekte ihrer Ideen und Bedürfnisse auf. Freiheit und Sinnlichkeit fegen die bestehenden Konventionen vom Tisch, Ehe und bürgerliche Moral erscheinen als Ballast, den man abzuwerfen sucht. Dorothea und Friedrich Schlegel ebenso wie Karoline und Wilhelm von Humboldt schreiben nicht nur über die freie Liebe – sie versuchen, sie zu leben.

Auch einige der 1848er Revolutionärinnen verkörpern die Idee der „Emanzipation des Fleisches" – wie die freie Liebe damals genannt wird. Bei Louise Aston steht zu lesen:

„Ja, es ist Zeit, dass sich das Weib erhebt, für die Liebe zu kämpfen. Krämerseelen, Schacherer, Wucherer Ihr, die Ihr die Liebe verdammt und dafür verdammt seid, Eure vertrockneten Herzen, Euer starres Gemüt, die Leerheit Eures Daseins rufen wir zu Zeugen. Ihr vom Schmutz der Alltäglichkeit erzeugten Sumpfgeburten, Eure Sumpfmoral ist es, welche die Liebe begeifert und zu sich herabzieht!"

Aber es gibt auch andere Achtundvierzigerinnen, z. B. Malwida von Meysenbug, deren Liebesbegriff und -praxis sich in Entsagung und Vergeistigung erschöpften. Oder Rahel Varnhagen, deren

Emanzipation im (erfolgreichen) Streben nach gesellschaftlicher Eigenständigkeit besteht, nicht aber im Ausbruch aus den Grenzen der Tugendhaftigkeit. Die Unbedingtheit der Liebe findet allenfalls in Versform in ihrem Salon statt – gelebt wird sie nicht.
Daneben verschaffen sich natürlich auch die Stimmen Gehör, die die Frauen in ihrem Trachten nach Erfüllung auf das Primat der mütterlichen Liebe verweisen. So z. B. Pestalozzi, dessen Gertrud ihre Liebe modellhaft als „Wohnstubenkraft" entfaltet, oder Henriette Schrader-Breymann mit ihrem Konzept der ‚geistigen Mütterlichkeit'.
Unnötig zu erwähnen, dass sich all diese Ansätze und Aufbrüche gegen den Strom der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung bewegen oder abseits davon stattfinden.
In den bürgerlichen Kreisen gilt die Jungfräulichkeit bei der Eheschließung ebenso als ehernes Gesetz wie die eheliche Treue – zumindest auf Seiten der Frau. Von den Männern erwartet man weder Unberührtheit noch Treue. Ihrer Gattin gegenüber erfüllen sie ihre ehelichen Pflichten. Das, was sie für Liebe halten, suchen sie bei den Dienstmädchen oder im Bordell.
Im Proletariat ist der Umgang miteinander – eher notgedrungen als ideologisch begründet – wesentlich freizügiger. Mit relativ festen Verhältnissen ist den Moralbegriffen der Arbeiterschaft bereits Genüge getan. Je weiter sie jedoch als Einzelne oder später als Gesamtheit ihrem Traumziel (der Bürgerlichkeit inklusive Trauschein und Kleinfamilie) näher rücken, desto stärker färben deren Doppelmoral und Rigidität auch ihre Verkehrsformen ein.
Dies alles spielt sich ab vor dem Hintergrund der Befreiungskriege, die den Patriotismus beflügeln, nicht aber die zarten Ansätze von Emanzipation, die durch die Französische Revolution in Deutschland Einzug gehalten hatten. Es spielt sich ab unter den Augen des allgegenwärtigen preußischen Geheimdienstes und inmitten der Metternichschen Restauration, die alle Reformideen der Revolutionen von 1830 und 1846 zunichtemachen.
Es spielt sich ab trotz der Preußischen Vereinsgesetze, die Frauen und Jugendlichen jegliche politische Betätigung untersagen, und trotz der Bismarckschen Kasernenhofordnung im Inneren und der nach außen gerichteten Wilhelminischen Weltmachtsgelüste und Aufrüstungspolitik.
Die Schere zwischen Befreiungsideen und repressiver Wirklichkeit klafft im 19. Jahrhundert unvorstellbar weit auseinander. Herrschaft und Auflehnung bilden Einheit und Widerspruch zugleich. Hegel und Marx haben versucht, ihren Zeitgenossen dies zu erklären. Soweit zur Vorgeschichte. Jetzt zur Sache.

Die Liebesbegriffe der Frauenbewegung

Der Begriff der Liebe ist bei den Vertreterinnen der Frauenbewegung um 1900 weit gespannt.

Es handelt sich dabei um:
- die eheliche Liebe, wobei sowohl die Liebesehen als auch die Zwangsehen Berücksichtigung finden;
- die freie Liebe zwischen den Geschlechtern;
- die mütterliche Liebe und die Nächstenliebe;
- die käufliche Liebe;
- und die freundschaftliche Liebe (wobei einige Bemerkungen zur freien Liebe unter Frauen angebracht erscheinen).

Die Auseinandersetzung mit der ehelichen Liebe

Dass der Begriff der ehelichen Liebe im Bürgertum aufgrund der bereits erwähnten vorherrschenden Doppelmoral ein Euphemismus sei, bestreitet kaum eine Vertreterin der Frauenbewegung um 1900. Zwangsehen und Liebesehen werden dabei nicht grundsätzlich unterschieden: Zwangsehen gelten ohnehin als verwerflich, doch auch die Liebesehen werden mit Misstrauen betrachtet, weil sie mehrheitlich nicht aufgrund tiefgreifender Gefühle, sondern eher durch oberflächliche Verliebtheit zustande kommen – und: Weil auch sie nicht vor den Auswirkungen der unterschiedlichen Moralvorstellungen, denen Mann und Frau unterliegen, gefeit sind.
Dennoch gibt es Streit um die Ehefrage – vor allem zwischen den Radikalen und den Gemäßigten. Denn zahlreiche Vertreterinnen der radikalen Frauenbewegung setzen sich für eine Ehereform ein, in welcher durch egalitäre Normen auch den Frauen eine Chance auf Liebe und sexuelle Befriedigung eingeräumt wird. Die Gemäßigten dagegen sind an dieser Frage überhaupt nicht interessiert. Ihnen geht es hinsichtlich der Ehe um die Ordnung und um den Bestand der Gesellschaft – und sonst gar nichts. Helene Lange schreibt:

„Die Gesellschaft hat gar kein Interesse daran, dass sich Hans und Grete der Kultur der Erotik hingeben, aber es muss ihr daran liegen, dass sie pflichtbewusste Elter sind und ihre Kinder nicht auf der Allgemeinheit abladen. Was die Ehe als bürgerliche, gesetzliche Institution zu leisten hat, muss aus den Akten der Vormundschaftsgerichte, aus den Erfahrungen der öffentlichen Armenpflege und den Morbiditätsziffern der unehelichen Kinder beurteilt werden – nicht aus dem Briefwechsel der George Sand."

Ehe und Familie haben sich bewährt – als Garanten für die bestehende Ordnung und die Zukunft

des Volkes. Das Bedürfnis der Frau nach Liebe, ihr Recht auf Sittlichkeit, ihre Eigenständigkeit und persönliche Integrität – Vokabeln, welche die Gemäßigten sonst gelegentlich auch im Munde führen, werden schlichtweg geleugnet, wenn es um die Ehefrage geht.
Auch der Umstand, dass die Prostitution eine nahezu natürliche Begleiterscheinung der bürgerlichen Ehe ist, wird zwar beklagt, aber im Grunde hingenommen. Die Versuche von Radikalen und Sozialistinnen, im Feldzug gegen Doppelmoral und Prostitution auch die Ehe in der bestehenden Form infrage zu stellen, werden von den Gemäßigten – und natürlich noch viel mehr von den Konfessionellen – als geistige Vagabondage und staatszersetzendes Ideengut zurückgewiesen.
Natürlich haben auch die Gemäßigten Vorschläge zur Reform der Ehe. Ihre Kritik an dem 1900 erschienenen Bürgerlichen Gesetzbuch besteht aus drei Hauptforderungen: die Beseitigung des primären Entscheidungsrechtes des Mannes in allen gemeinsamen Angelegenheiten, die gleichberechtigte Beteiligung der Mutter an der elterlichen Gewalt und schließlich die vermögensrechtliche Selbständigkeit der Frau nach dem Prinzip der Gütertrennung.
Zweifelsohne sind dies berechtigte Forderungen, sie zeigen nur wiederum, dass die Frage nach dem Recht auf eheliche Liebe bei den Gemäßigten keinerlei Rolle spielt. Warum auch? Sie selber sind ja alle unverheiratet. Sollen doch Hans und Grete …

Die Auseinandersetzung mit der freien Liebe

‚Freie Liebe' ist in der Diskussion der Frauenbewegung um 1900 das Reizwort schlechthin. Von den Gemäßigten wird sie abgelehnt, nicht nur, weil sie unsittlich ist, sondern vor allem deshalb, weil sie – wie bereits erwähnt – die bürgerliche Ordnung stört. Wenn überhaupt, wird sie als Notlösung oder als Übergang toleriert. Dort, wo desolate soziale Verhältnisse die Eheschließung verhindern – sei's drum. Das Leben und Treiben außerhalb der bürgerlichen Sphären ist für die Gemäßigten ohnehin von nachgeordneter Bedeutung. Auch als Überbrückung bis zur Scheidung erscheint die freie Liebe der grundsätzlich ehewilligen Partner/Partnerinnen nicht als illegitim. Aber grundsätzlich gibt es hier ein ganz klares Nein vor allem dann, wenn freie Liebe nicht nur von Individuen praktiziert, sondern von Verbänden programmatisch vertreten wird.
Ein besonderer Dorn in Augen der Gemäßigten ist der von Helene Stöcker 1905 gegründete ‚Bund für Mutterschutz', welcher lautstark den Abbau von Vorurteilen und positive staatliche Sanktionen für freie Liebesbeziehungen fordert. Obwohl die Umsetzungen dieser Vorstellungen damals von allen Seiten als utopisch eingeschätzt wird, sind sie provokant genug, um einen jahrelang anhaltenden Proteststurm der Gemäßigten zu entfachen: „Es wäre gerade jetzt nicht übel", – so Helene Lange – „wenn irgendeine Zensur das Philosophieren über Liebe untersagte und Erörterungen über die sexuelle Frage nur in streng wissenschaftlicher Terminologie zuließe. Dann wäre Aussicht, dass die Menschen von den Gedanken- und Gefühlsverwirrungen, in die sie durch diese Hurrah-Erotik gestürzt wurden, erst einmal wieder zu sich selber kommen."
Eine seltsame Abseitsposition nimmt in diesem Streit zwischen Radikalen und Gemäßigten Marianne Weber als Vertreterin der ‚Gattungsschicksal-und-Ausnahmepraxis-Theorie' ein. Gattungsschicksal – das ist die Geschichte von Hans und Grete. Die haben sich den Regeln zu fügen und keinerlei Ansprüche zu stellen. Die Ausnahmemenschen dagegen sind entfaltete Individuen, die über dem Staat und seiner Ordnung stehen und sich deshalb nicht den allgemeinen Gesetzen unterwerfen müssen. Als Prototypen dieser Ausnahmewesen präsentiert Marianne Weber Cosima und Richard Wagner: „Wir wollen uns das Beispiel einer hohen Liebe anschauen, die alle Schranken des Allgemeingültigen überrannte, sich mit schwerer Schuld belud, und die wir dennoch bewundern, bejahen müssen." Cosima stand zwar jahrelang zwischen ihrem Mann und Richard Wagner – verheiratet mit dem einen, gebar sie dem anderen Kinder –, entschied sich aber letztendlich für Wagner und hielt ihm die Treue bis über den Tod hinaus. Und das alleine ist für Marianne Weber maßgebend.

Die Auseinandersetzung mit der mütterlichen Liebe und der Nächstenliebe

Diese beiden Begriffe hier zusammenzufassen, scheint durch einen ebenso überraschenden wie interessanten Umstand gerechtfertigt: Über die Mutterliebe wie über die Nächstenliebe wird damals in der Frauenbewegung viel gesprochen, beide werden unentwegt beschworen, aber eine inhaltliche Auseinandersetzung damit findet nicht statt, obwohl Gründe genug dafür vorliegen.
Hedwig Dohm, eine der wenigen Protagonistinnen der Frauenbewegung, die angesichts von vier Töchtern weiß, wovon sie spricht, thematisiert schon 1903 den Umstand, dass das gerühmte Mutterglück und die angeblich so natürliche Mutterliebe mit der Realität wenig zu tun haben. In den bürgerlichen Familien sei die Erziehung

der Kinder ohnehin den (im Vergleich zur Mutter in der Regel wesentlich kompetenteren!) Kindermädchen überlassen – und im Proletariat müsse die Sorge um die Kinder notgedrungen den Nachbarinnen/Nachbarn, den älteren Geschwistern oder dem Schicksal überantwortet werden. Das Gerede vom Mutterglück sei also vorwiegend Propaganda.
Kritische Töne gegenüber den ‚Mutterschaftsapologetinnen' schlägt auch Anna Bernau an:

„Warum machen denn die Frauen, die das Alleinbeglückende der Mutterschaft in ihren Schriften in allen Tonarten preisen, ihre Lehre nicht zunächst einmal in ihrem eigenen Leben zur Wahrheit? Freiwillig hat meines Wissens noch keine der Predigerinnen ihre Lehre der Mutterschaft selber umgesetzt."

Beide Statements haben keinen Sturm der Entrüstung hervorgerufen und keine Diskussionen entfacht. Sie haben aber die ‚geistigen Mütter' auch nicht angefochten, die Mutterschaft weiter als den natürlichen Beruf und die höchste Erfüllung der Frau zu feiern.
Ähnlich steht es mit der Nächstenliebe. Schon die christliche Tradition des Begriffs sorgt dafür, dass lange Zeit kein Makel an ihm haftet. Und solange die Nächstenliebe auch noch das brauchbarste Vehikel ist, um den bürgerlichen Frauen den Weg in die sozialen Berufe zu ebnen, stimmt die Frauenbewegung zwar laut und überzeugt in den Chor derer ein, die sagen, Nächstenliebe sei nicht genug, weil man nicht nur wollen, sondern auch können müsse, aber in den Kampf um die Bezahlung der tätigen Liebe zum Nächsten tritt die bürgerliche Frauenbewegung erst ein, als das Bürgertum seine Töchter nicht mehr lebenslang alimentieren kann.

Die Auseinandersetzung mit der käuflichen Liebe

Das Thema der Prostitution ist erwartungsgemäß in der Frauenbewegung besonders umstritten gewesen. Für einen ‚Krebsschaden der Gesellschaft' wird sie von allen gehalten, aber dann ist es mit der Gemeinsamkeit auch schon zu Ende. Ob die Ursachen in der „Rohheit und Unnatur" der Männer zu suchen seien oder in der Dekadenz der bourgeoisen Gesellschaft, ob man sie als eine natürliche Begleiterscheinung des bürgerlichen Familienlebens zu betrachten habe oder als ein Erbe barbarischer Vorzeit, ob die wirtschaftliche Not der Frau oder moralischer Verfall der Männer verantwortlich zu machen sind – darüber gehen die Meinungen weit auseinander.
Und vor allem: Was soll gegen die Prostitution getan werden? Dass die staatliche Regelung der Prostitution das Übel eher vergrößert als beseitigt, weisen sowohl Anna Pappritz als auch Lida Gustava Heymann nach: Die Reglementierung hat „schädigende Wirkung ausgeübt, indem sie durch die scheinbare Gewähr einer gesundheitlichen Sicherheit die Männerwelt zur Benutzung der Prostitution angereizt hat. Verhängnisvoller sind jedoch die moralischen Auswirkungen der Reglementierung, denn die entbindet den Menschen von dem, was wir als Wesen der Sittlichkeit auffassen müssen, von der Selbstbeherrschung und dem Verantwortungsgefühl" – so Anna Pappritz im Jahre 1909.
Die Abolitionistische Vereinigung, die sich zum Ziel gesetzt hat, die Reglementierung der Prostitution aus den genannten Gründen abzuschaffen, findet für sich das Motto: „Gleiche Moral für Mann und Frau", dem sich weite Kreise der Frauenbewegung anschließen können. Zum Konflikt – auch unter den Abolitionistinnen – kommt es erst wieder, als die Vertreterinnen der ‚Neuen Ethik' mit der These auftreten, dass vor allem eine größere sexuelle Freiheit für Frauen und Männer geeignet sei, die Nachfrage nach der Prostitution zu senken.

Die Auseinandersetzung mit der freundschaftlichen Liebe

Hätten die Protagonistinnen der Frauenbewegung damals schon das heute weit verbreitete Bedürfnis gehabt, sich vorwiegend mit sich selbst und den eigenen Problemen zu beschäftigen, das Kapitel über die freundschaftliche Liebe wäre das größte und bedeutsamste geworden. Da dem aber nicht so ist, muss ich weitgehend mit indirekter Beweisführung arbeiten, zwischen den Zeilen lesen, anstatt eindeutige Stellungnahmen zitieren zu können. Die Ausnahme ist Marianne Weber, die in ihrem Buch ‚Die Frauen und die Liebe' der Frauenfreundschaft immerhin sechs eigene Seiten widmet – aber dazu später mehr.
Meine Vermutung, dass das Thema einen weit über sechs Seiten hinausgehenden Stellenwert hat, legen zahllose Ausführungen der Frauenrechtlerinnen aus fast allen Lagern nahe, die zwar ‚offiziell' der Liebe zwischen Mann und Frau gelten, zumindest in meinen Ohren aber sehr viel mehr nach der Freundschaft unter Frauen klingen. Da ist von Ganzheitlichkeit, seelischer Nähe, Vergeistigung, Wärme, Verständigung, Gleichklang, Verfeinerung des Gefühlslebens als Voraussetzung wirklicher, wahrer Liebe die Rede – meines Erachtens keine sehr treffende Beschreibung ‚klassischer' heterosexueller Beziehungen.
Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, dass keine der Autorinnen der Texte, die sich in vorderster

Front an der Diskussion um Liebe, Ehe und Sexualität beteiligt haben, sexuelle Beziehungen zu Männern unterhält (bezeichnenderweise mit Ausnahme von Helene Stöckers), dass sie alle keine Kinder haben und mehrheitlich mit Frauen zusammenleben.

Vor diesem Hintergrund ist die Aussage, die Frauen hätten nicht über sich geschrieben, aus meiner Sicht einer Revision zu unterziehen. Sie schreiben sehr wohl über ihre Vorstellungen und Wünsche in Bezug auf die Liebe, nur haben sie dieses nicht explizit gemacht. Die ‚hochstehende Liebe', die ‚Seelenverwandtschaft', die ‚gegenseitige Achtung' – alle diese Kriterien mögen für die Beziehungen zwischen Frauen denkbar, vielleicht sogar selbstverständlich gewesen sein. Für die Mehrheit der in heterosexuellen Beziehungen lebenden Frauen sind sie damals aufgrund ihrer spezifischen Erfahrungen mit Männern vermutlich vollkommen utopisch.

Hören wir nun Marianne Weber, die übrigens mit ihrem Ehemann Max Weber eine ‚platonische Ehe' führt und mit Gertrud Bäumer Liebesbriefe wechselt: „Es hat stets Frauen gegeben – ebenso wie Männer – die nicht für die Ehe geschaffen sind." Für diese Frauen, so führt sie weiter aus, hätten Frauenfreundschaften eine lebenswichtige Bedeutung. Und sie verweist auf die Beziehung Bäumer/Lange, um zu zeigen, „in welche Tiefen frauliche Liebesgemeinschaft hineinwachsen kann, die weder durch elementare Blutbande geknüpft ist, noch durch sinnliche Hingezogenheit, noch durch ungestillte Mütterlichkeit, sondern allein durch geistig seelische Zusammengehörigkeit."

Ob der Verzicht auf ‚sinnliche Hingezogenheit' bei Bäumer/Lange zutrifft, wissen wir nicht. Insgesamt können wir uns jedoch die Paarbeziehungen, die damals innerhalb der Frauenbewegung bestehen, als umfassende Liebesbeziehungen vorstellen, deren Normen zwar eher den Idealen der Freundschaft entspringen, deren Existenzformen aber mit Sicherheit eher in das Kapitel über die freie Liebe gehört hätten.

Um abschließend den Glanz des Idealen, den Marianne Weber auf die Frauenfreundschaften wirft, etwas zu trüben, noch ein kurzes Zitat – von ihr selbst:

„Wir können heute verschiedene solcher Frauenlebensgemeinschaften beobachten, z. B. zwischen der Ärztin und einer pflegerisch geschulten Gefährtin, oder zwischen Lehrerinnen. Sinnvolle und beglückende Lebensgemeinschaften entstehen aber auch dann, wenn die berufstätige Frau sich mit einer Freundin verbindet, die ihr zur Hausfrau und Hausgestalterin wird."

No comment!

Fazit

Vor dem Hintergrund all dieser Ausführungen bewegen mich vor allem zwei Fragen: Welche Relevanz haben die referierten Stellungnahmen über ‚die Liebe' in Bezug auf eine gesellschaftliche Realität, aus der sich die Autorinnen mehrheitlich in einen ‚inner circle' im Sinne einer Avantgarde zurückgezogen haben? Und: Wie ist die Modellfunktion dieser Avantgarde in Bezug auf ihre Lebensweise ohne Mann und Kinder (ungeachtet ihrer Verlautbarungen) einzuschätzen?

Ist es angemessen, die Diskussionsbeiträge von Frauen über Ehe, Mutterschaft, Sexualität und Prostitution hinsichtlich ihrer Realitätsnähe infrage zu stellen, wenn diese sich persönlich all diesen Erfahrungen entzogen haben? Reden da Blinde von der Farbe? Oder ist es nicht fast immer so, dass es nicht die ‚Betroffenen', die Leidtragenden sind, welche die Ursachen des Leids reflektieren? Kaum einer der großen Theoretiker der Arbeiterbewegung gehörte selber zur Arbeiterschaft. Warum also hätten die Theoretikerinnen der Frauenbewegung selber ein traditionelles Frauenleben führen sollen? Und dennoch lässt sich nicht wegdiskutieren, dass sich hier Frauen zu Worte melden, die ganz andere Interessen haben als alle diejenigen, die tagtäglich vor der Misere ihres ehelichen oder außerehelichen Liebeslebens und den Herausforderungen einer kinderreichen Mutterschaft stehen.

Die offensichtlich zutage tretenden Widersprüche lassen sich aus meiner Sicht in der Schlussfolgerung zusammenfassen, dass die Kritik der Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung an den gesellschaftlichen Umständen weniger in ihren Schriften zutage tritt als in den Lebensumständen, die sie sich selber geschaffen haben, denn diese waren ein Politikum und kein gesellschaftliches Abseits.

Auch wenn sie über die Liebe allgemein und nicht über ihre Liebe geschrieben haben, wenn sie die Umgangsformen anderer kritisiert haben, anstatt offensiv ihre eigenen zu propagieren, so wirkte es sicher doch als Signal, dass eine ganze Gruppe von Frauen es gewagt hat, sich den gesellschaftlichen Vorgaben ‚ihrer Bestimmung' zu entziehen: keine Männer, keine Familie, keine Kinder. Diese Freiheit haben sie sich genommen.

Ausgewählte Literatur

- Anna Bernau: Hunger und Liebe in der Frauenfrage, Minden 1901
- Hedwig Dohm: Die Mütter. Ein Beitrag zur Erziehungsfrage, Berlin 1903

- Ehe? Zur Reform der sexuellen Moral (mit Beiträgen von Hedwig Dohm, Anita Augspurg, Helene Stöcker u. a.), Berlin 1911
- Frauenbewegung und Sexualethik (mit Beiträgen von Gertrud Bäumer, Helene Lange, Marianne Weber u. a.), Heilbronn 1909
- Ellen Key: Über Liebe und Ehe, Berlin 1905
- Helene Lange: Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen, Leipzig 1908
- Anna Pappritz: Herrenmoral, Leipzig 1903
- Helene Stöcker: Die Liebe und die Frauen. Ein Manifest der Emanzipation von Frau und Mann im deutschen Kaiserreich, Minden 1905
- Marianne Weber: Die Frauen und die Liebe, Königstein 1935

Kontakt und Information
Prof. Dr. Sabine Hering
Hegelallee 18
14467 Potsdam
Tel.: (0331) 87907816
hering@paedagogik.
uni-siegen.de

Felizitas Sagebiel

Liebe und Frauenfreundschaften – am Beispiel ostdeutscher Frauen im Transformationsprozess

Einleitung

Liebe als Konzept und Praxis hat vielerlei Konnotationen: Vaterliebe, Kindesliebe, heterosexuelle, homosexuelle Liebe, um nur einige zu nennen (Bethmann 2013; Burkart 2014; Illouz 2011; Hahn/Burkart 1998; 2000). Ähnlich weit gefächerte Konnotationen verbinden sich mit Freundschaftskonzepten (Alleweldt 2013; O'Connor 1992; Sagebiel 1997). Freundschaft und Liebe werden aus soziologischer Perspektive der privaten Sphäre zugeordnet und haben damit nach O'Connor (1992) weniger Aufmerksamkeit auf sich gezogen als z. B. die Institutionen Arbeit, Herrschaft, Wissenschaft und Wirtschaft. Empirische Grundlage des Beitrags ist eine qualitative Studie, die von 1995 bis 2000 die Bedeutung von Frauenfreundschaften im Alltag und im gesellschaftlichen Wandel untersuchte. Auch wenn Liebe nicht explizit erfragt wurde, so bringen die befragten Frauen doch immer wieder ihre Partnerschaften in die Gespräche ein. Ziel dieses Beitrags ist es, die Bedeutung von Liebe und Frauenfreundschaft am konkreten Beispiel in der DDR und nach der Wende im gesellschaftlichen Wandel zu illustrieren.

1 Ausgewählte Forschungen zu Liebe und Freundschaft

Nach Illouz (2011) ist Liebe aus ihrem Verhältnis zur Gesellschaft zu bestimmen, sie sei damit anschlussfähig an die „großen" Analysen von „Karl Marx, Max Weber, Emile Durkheim und Georg Simmel" (Illouz 2011: 19). Die Moderne sei charakterisiert durch „wachsende Forderungen nach Gleichheit und eine quälend ungewisse Identität" (Illouz 2011: 20). Die Liebe schließe das „Gefangenensein" des Selbst in den Institutionen der Moderne ein, „wobei diese Institutionen selbstverständlich durch die ökonomischen und die Geschlechterverhältnisse geprägt sind" (Illouz 2011: 18). Auch Bethmann (2013) betont die Kontextabhängigkeit von Liebe, wenn sie feststellt, dass die auf Liebe gegründete Paarbeziehung zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten beitrage. Liebe trage zur „Stabilisierung von sozioökonomischen (Klassen-)Strukturen (es wird erstaunlich wenig aus sozialen Schichten herausgeheiratet) und heteronormativer Geschlechterordnung (Liebe ist eng mit vergeschlechtlichter, heterosexueller Arbeitsteilung verknüpft)" bei. Burkart betont die wechselseitige Durchdringung von Liebe und Kapitalismus in Form der „Ökonomisierung der Liebe und der Emotionalisierung der Arbeit" (Burkart 2014: 94).

Diese Kontextabhängigkeit gilt nach Alleweldt (2013) auch für Freundschaften. So seien fragmentierte Frauenfreundschaften u. a. das Ergebnis von entgrenzten Arbeitsanforderungen und dadurch verengten Zeitbudgets. Alleweldt definiert Freundschaft u. a. unter Bezug auf Nözoldt-Linden (1997) durch: „Freiwilligkeit, Reziprozität, Gleichrangigkeit, Emotionalität/Wert, das Eintreten der ganzen Person in die Beziehung sowie die Dauerhaftigkeit" (Alleweldt 2013: 27). Im Unterschied zur Freundschaft ist Liebe, insbesondere die heterosexuelle Liebe über die Ehe und andere Verrechtlichungen (Familie) grundgesetzlich geschützt. Beide erfordern Beziehungsarbeit und Zeit. Liebe kann in Freundschaft übergehen und umgekehrt, und auch die Verbindungen zwischen Freundschaften und

Netzwerken sind fließend. Alleweldt stellt als Fazit ihrer Untersuchung von Frauenfreundschaften eine Angleichung der Konzepte von Liebe (Partnerschaft) heraus insofern, als „Partnerschaften eine Überdetermination erfahren, wenn Freundschaften wegbrechen" (Alleweldt 2013: 239). Eine andere Frage ist, ob Freundschaften unter den gesellschaftlichen Anforderungsstrukturen von Netzwerken abgelöst werden könnten.

Die Einbeziehung von sozioökonomischen und kulturellen Bedingungen in die Analyse von Frauenfreundschaften, die in ähnlicher Weise auch für die Liebe gilt, verankert diese in gegenwärtigen Gesellschaftsanalysen (Alleweldt 2013: 49ff. nach Sagebiel 2015). Alleweldt nutzt dafür Konzepte der „situativen Lebensführung" (nach Jurczyk/Voß 1995) und das Individualisierungskonzept (Beck 1986: 206). Entgrenzte Arbeit im modernen Kapitalismus beanspruche die ganze Person und lasse wenig Zeit für die Pflege rein privater Beziehungen (Alleweldt 2013; Burkart 2014; Mayr-Kleffel 1991). Die Flexibilisierung der Arbeit eröffne zwar Gestaltungsspielräume, könne jedoch auch das Individuum auf sich selbst zurückwerfen (vgl. Illouz 2011) und zu einem „Getriebensein" führen (nach Jurczyk 2003). Die Erfahrung von Zeitnot und Stress (nach Rosa 2005), aber auch „eine ausweglose Überforderung, dauerhafte Erschöpfung und exogene Depression" (nach Ehrenberg 2008) könnten die Folge dieser Entwicklung sein. Angesichts des „flexiblen Menschen" (vgl. Sennett 2006) laufe das häufig auf die Zerstörung von freundschaftlichen und familiären Bindungen hinaus (vgl. Alleweldt 2013: 50). Gleichzeitig seien „heute vor allem weitverzweigte, multilokale soziale Netzwerke" (Alleweldt 2013: 51) notwendig, um beruflich zu bestehen (nach Castells 2001). Dabei würde die „Unterscheidung von Arbeitsbeziehungen und privaten Freundschaften obsolet" (nach Boltanski/Chiapello 2003). Werden Freundschaften zu Teilen von Netzwerken, so sind sie die „strong ties" gegenüber den „weak ties" der schwachen Beziehungen wie Bekanntschaften (nach Granovetter 1973). Nach O'Connor können Frauenfreundschaften sozialen und kulturellen Wandel produktiv begleiten (O'Connor 1992: 12f.).

Illouz kritisiert die psychoanalytische und psychologische Sicht von Liebe, weil diese mit dem Rückbezug auf Kindheitsmuster und Individualisierung von Verantwortung die Liebe individualisiere und eben nicht kontextabhängig sehe. Illouz kritisiert auch feministische Ansätze, die in der heterosexuellen Liebe ein Machtungleichgewicht in der Weise sähen, dass Frauen sich ein Stück selbst aufgäben, während Männer sich ihre Identität bewahrten, als historisch nicht triftig. Valtin und Fattke (1997) haben in ihrer wenig kontextualisierten sozialpsychologischen Untersuchung über Liebe und Freundschaft in der DDR das Fortbestehen geschlechtsspezifischer Stereotype konstatiert, Frauen betonten die Intimität stärker, Männer hätten einen ausgedehnteren Kreis nicht so enger Freunde.

2 Zum empirischen Vorgehen bei der Untersuchung der Freundschaften von ostdeutschen Frauen

Die qualitative Studie untersuchte ein „natürliches Experiment" insofern, als in einem gesellschaftlichen Raum der Wandel von dem System der DDR in das der Bundesrepublik unter quasi natürlichen Bedingungen stattfand. Es wurden 25 Frauen aus allen neuen Bundesländern mit biografischen leitfadengestützten Interviews zur Bedeutung von Frauenfreundschaften im Alltag, zur Verschränkung von Arbeit und Freundschaft und zur Funktion von Freundschaften im gesellschaftlichen Wandel befragt.

3 Ausgewählte Ergebnisse

3.1 Sozialdaten der interviewten Frauen

Alle Frauen bis auf eine hatten Kinder; ein Drittel der Frauen, die ein Kind hatten, waren zu DDR-Zeiten als Lehrerin, Zahnärztin oder Wissenschaftlerin tätig. Die Mehrzahl der Befragten war im Vergleich zur Herkunftsfamilie bildungs- und berufsmäßig aufgestiegen. 15 Frauen hatten keine Westkontakte vor der Wende, elf hatten persönliche Beziehungen zu Westdeutschland. Zwei Drittel der Frauen waren Mitglied der SED (16 von 25) und identifizierten sich mehr oder weniger stark mit dem DDR-Staat. Die Kirche stellte für fünf der Befragten eine Nische zum Rückzug vor staatlichen Forderungen dar. Vier Frauen waren weder Kirchen- noch Parteimitglied und identifizierten sich weniger stark mit der DDR.

3.2 Partnerschaft (Liebe) und Freundschaft[1]

Eine alleinerziehende Soziologin mit drei Kindern sagt zu ihrem Verständnis von Liebe und Freundschaft: „… ich hab mit den Männern,… also mit denen ich auch eine sexuelle Beziehung hatte, auch immer eine freundschaftliche Beziehung gehabt. In einem Fall hat die freundschaftliche Beziehung die sexuelle Beziehung überdauert." „Für eine Partnerschaft spielt schon auch Freundschaft mit ne Rolle, aber dann möchte ich darüber hinaus ein bisschen mehr haben." Sie vergleicht ihre Frauenfreundschaften mit der

[1] Nach Homosexualität wurde nicht explizit gefragt, über Homosexualität berichtete aber auch keine der befragten Frauen.

Beziehung zu ihren Partnern. Mit Frauen kann sie offener und lockerer über intime Dinge wie Sexualität reden. Das Nicht-Zusammen-Leben und die nicht so hohen Erwartungen an Emotionalität und Geborgenheit würde sie aber gegenüber der Freundin toleranter machen. Eine verheiratete Pädagogin mit einem Kind sagt, ihr Mann sei auch ein Freund. Mit ihm kann sie sich über alles, auch die Arbeit austauschen. Für den offenen Austausch auch über Probleme hat sie ihre Eltern als Modell vor Augen und nicht ihre Freundinnen. Eine Frau mit zwei erwachsenen Kindern erzählt, dass sie bei Konflikten in der Partnerschaft ihre Macht und ihr Selbstvertrauen nutzt, um sich ihrem Mann gegenüber durchzusetzen, während sie dies in der Freundschaft nicht braucht: „Am Anfang unserer Ehe war er ungeheuer selbstbewusst, wusste was er wollte, und ich war eigentlich mehr ängstlich." Dennoch nennt sie auch Kompromisse, wenn sie sich aus professionellen Gesprächen mit ihren Klientinnen für den wartenden Ehemann eher loseist.
Alle drei Stimmen spiegeln eine Partnerschaftsbeziehung, die durch Gleichheit charakterisiert ist. Sie zeichnen damit eine Partnerschaft und Liebe, die Eva Illouz (2011) und Günter Burkart (2014) als Perspektive der Liebe in der Moderne mit der Betonung von Gleichheit und Partnerschaft sehen.

3.3 Freundschaftserfahrungen ostdeutscher Frauen

Die Frauen hatten überwiegend Freundschaften mit Frauen. Berichtet wird von Paar-, Familien-, Gruppen- und Arbeitsfreundschaften. Ältere Frauen nennen häufiger differentielle Freundschaften, d. h. solche, die mit bestimmten gemeinsamen Interessen und Aktivitäten verknüpft sind.
Politisch bedingte Freundschaftsverluste in der DDR werden z. B. von Marga (Rentnerin) berichtet: „Denn wir hatten Freunde, die sind zwar viele Wege mit uns gemeinsam gegangen und eines Tages hatten sie einen Ausreiseantrag …, hatten allerdings die Auflage, sich von allen Freunden zu trennen, mehr oder weniger."
Der FreundInnenkreis diente nur wenigen zur aktiven Verarbeitung der Wendeerfahrungen. Einige berichten von abgekühlten Freundschaften, da nun materielle Werte den Gesprächsstoff und den Wert der Person bestimmten. Für einige zerbrachen in der Wendezeit ihre wertvollsten Freundinnenbeziehungen. Anstelle einer erlebten Gleichheit und Solidarität prägten nun Neid und Konkurrenz die menschlichen Beziehungen. Es wird jedoch auch von neuen Frauennetzen nichtverwandtschaftlicher Art berichtet.

3.4 Paar-, Familien- und Gruppenfreundschaften

Das Freundschaftsverständnis der interviewten Frauen ist nicht auf dyadische Beziehungen begrenzt. Für Bärbel, eine junge, ehemals in der Partei aktive Frau, kommt zwar die Familie wie für die meisten an erster Stelle (vgl. Wald 1993), aber sie charakterisiert auch einen Teil ihrer Freundschaften als Familienfreundschaften: „So, wir machen auch mit dem Freundeskreis und mit den Kindern fahren wir dann z. B. in den Wald und machen Picknick oder im Herbst fahren wir und machen Feuer und rösten Kartoffeln und die Kinder machen Spiele … oder mieten uns mal ein kleines Haus oder eine Pension und fahren übers Wochenende mit ein paar Familien irgendwohin." Viele Frauen nennen über den Partner vermittelte Paarfreundschaften. Beate (51 Jahre, Ärztin) berichtet über ihre Gruppenfreundschaften: „Ich meine, diese Freundschaften basieren ja auf diesem gemeinsamen Machen, und dass wir uns irgendwo treffen … und was eigentlich jetzt ein bisschen in die Freundschaft hineinkommt, das sind … die verschiedenen finanziellen Grundlagen. … und man sieht doch ein bisschen, dass die Interessen auseinandergegangen sind."

3.5 Arbeitsfreundschaften

Mehrere der interviewten Frauen hatten Freundschaften in ihrem Arbeitszusammenhang geknüpft. Frauen mit Erfahrungen in besonders freundschaftlich orientierten Arbeitskollektiven beschreiben diese als durch große Solidarität und Offenheit untereinander bestimmt. Die Interviewte Heidi fand im Pionierhaus Vertraute, mit denen sie sich auch in der Freizeit regelmäßig traf, und erzählt, wie sich diese Freundschaften nach der Wende veränderten: „Und die meisten Kollegen waren auch so lange da. Das waren Kollegen, mit denen ich mich sehr gut verstanden habe. Und wir kannten uns ja nicht nur so als Kollegen, sondern auch privat. Du kanntest die Familie, du kanntest alle Kinder … Und nach der Wende ist es eigentlich ein bisschen zurückgegangen. … Jeder musste jetzt erst mal sehen."

4 Private Beziehungen im gesellschaftlichen Wandel

4.1 Veränderte politische Kultur durch die Wende

Während eine Reihe von Frauen die neue politische Kultur als positiv erlebte, gibt es auch skeptische Stimmen. Dora (36 Jahre) betont die Abhängigkeit vom Staat in der DDR: „Wir haben

jetzt gerade zum 8. März eine Diskussion mit Frauen aus Ost und West. Frauen im Osten haben sich über die Arbeit definiert und haben jetzt Probleme damit, weil sie ja die ersten sind, die aus der Arbeit rausfallen. … Der Staat ist für mich zuständig, diese Versorgungsmentalität." Und Christina (52 Jahre, kirchlich engagiert) betont die veränderten Aktionsmöglichkeiten für Freundschaften durch neue Freiheitsgrade: „Neue Freundschaften, neue Horizonte, ja … dass man ein bissel mehr Freiheit hat, … nachdem man 20 Jahre doch mehr oder weniger mehr im Tiefschlaf war. … man kann auch mehr selbst bestimmen, … es ist einfach interessanter geworden." Dies relativierend meint aber Ina (52 Jahre, alleinlebend mit Tochter): „Jetzt hast Du zwar die Freiheit, was zu sagen, aber keiner hört mehr auf dich ... Wenn du bei uns in der DDR den Mund aufgemacht hast, hast du entweder eine drauf gekriegt oder sie haben sich's angehört und haben's zum Teil auch geändert. Das ist der Unterschied." Diese Äußerung verweist darauf, dass durch eine Freiheit ohne Resonanz das Individuum auf sich selbst zurückgeworfen wird.

4.2 Gleichberechtigungsvorsprung der Frauen in der DDR?

Bärbel (junge Generation) relativiert den Gleichberechtigungsvorsprung in der DDR: „Wenn sie mich zwei Tage nach der Wende gefragt hätten, hätte ich gesagt, das haben wir nicht nötig, weil wir Gleichberechtigung gehabt haben. Aber als ich mich … tiefgründiger damit beschäftigt habe, habe ich gesehen, dass wir zwar so einen kleinen Gleichstellungsvorsprung hatten … mehr Schuldirektorinnen als drüben Rektorinnen waren. … Aber diese Feminisierung von bestimmten Berufsbereichen und so, das war bei uns ganz genauso. Das war für mich auch so ein Aha-Erlebnis." Alle interviewten Frauen berichten allerdings von einem Selbstbewusstsein als Frau und diese Identität als Ost-Frauen scheint durch den Arbeitsverlust im Zuge der Wende bei den Betroffenen gebrochen zu sein (Sagebiel 1997 unter Bezug auf Nickel 1996).

4.3 Keine Zeit für Freundschaften

Fast alle Frauen erzählten, dass sie nach der Wende weniger Zeit für ihre Freundschaften hätten, besonders diejenigen, die beruflich voll eingestiegen sind. Zwar ist es durch Telefonate und schnellere Fahrzeuge technisch leichter, Freundschaften aufrechtzuerhalten, aber häufig bleibt dies eine bloße Option. Der kapitalistische Individualisierungsdruck hat die Frauen erreicht. Jede hat mit sich zu tun und keine Muße (vgl. Scholz 1993: 56), sodass FreundInnen vernachlässigt werden. Insofern sind die befragten Frauen in den neuen kapitalistischen Arbeitsverhältnissen angekommen und ihre Erzählungen belegen die Abhängigkeit der Freundschaften von den modernen Anforderungsstrukturen (Alleweldt (2013: 43ff.).

4.4 Freundschaftsbrüche durch die Wende

Die Zweckgemeinschaften, die in der DDR Versorgungsengpässe kompensierten, sind in der Konsumgesellschaft nicht mehr nötig und am schnellsten zusammengebrochen. So meint die Buchhändlerin Traudel (55 Jahre, aus Berlin): „Also dieses notgedrungene Solidarverhältnis … war halt eine Notgemeinschaft." Der Verlust des Solidaritätsgefühls war an Arbeitsfreundschaften geknüpft, über die Heidi sagt, dass die Themen verflacht sind: „Wenn wir jetzt uns treffen … Irgendwie ist es nicht mehr so interessant … Es wird nur über den anderen hergezogen oder was sie sich Neues angeschafft haben … Das interessiert mich nicht so sehr."
Vor allem „widerständige" Frauen haben eine Bespitzelung von FreundInnenkreisen durch die Staatssicherheit genannt. So berichtet Marga (Rentnerin) von einer befreundeten Frau, die ihrem Mann und ihr mitteilte, dass sie für die Stasi gearbeitet habe, und die sich zunächst dagegen gewehrt hätte: „‚Ich bin doch mit der Familie befreundet, ich kann doch so was gar nicht machen.' … Aber letzten Endes blieb ihr weiter nichts übrig, wahrscheinlich hing ihre Arbeit davon ab."

4.5 Ambivalenz und Gewinn durch die Wende

Jüngere Frauen äußern sich teilweise ambivalent zur Wende. Sie sehen sich einerseits als materielle Gewinnerinnen, sehen andererseits aber auch Negatives in den zwischenmenschlichen Werten und vor allem die Existenzangst. So meint Bärbel (36 Jahre): „… Ich habe gewonnen, aber ich habe auch verloren. … gewonnen hat man so ein bisschen Weite, ja? … Weltoffenheit …, aber verloren habe ich mein Leben in Sicherheit, also diese ständige Existenzangst." Demgegenüber genießt Dora (etwa gleichaltrig) ihre Freiheit: „Ich habe viele Dinge mir nicht zugetraut, nicht geträumt, gewagt, …. Ich empfinde mich … als Gewinnerin dieser Wende. … ganz für mich persönlich gesehen. Dass meine Optionen sehr viel offener geworden sind." Als eindeutige Gewinnerin beschreibt sich die Rentnerin Marga, auch wenn für sie die Wende 15 Jahre zu spät kam: „Also verloren habe ich eigentlich nichts,

möchte ich jetzt sagen, außer Fesseln, die damals da waren. Und dieses eingeengt sein. Ich habe immer gesagt, wir drüben, wie im Gefängnis. Also die Türen sind offen und ich denke, die Einheit ist ein Gewinn. … Ich will nicht sagen ein absoluter, aber es ist ein Gewinn. Und auch für die Träume, die ich hatte. Einige erfüllen sich doch noch." Dem Freiheitsgewinn steht die Existenzangst, vor allem der Verlust der Arbeitsplatzsicherheit, gegenüber.

Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse

Die radikale Systemwende durch die Wiedervereinigung Deutschlands als quasi natürlichem Experiment macht deutlich, wie stark Freundschaften von gesellschaftlichen Entwicklungen abhängig sind. So sind Freundschaften zerbrochen, insbesondere die Zweckfreundschaften, die mit der Mangelökonomie einhergingen und die nun keine Basis mehr hatten. Die neuen Arbeitsbedingungen mit ihrem Individualisierungsdruck eröffnen einerseits neue Möglichkeiten für persönliche Beziehungen und private Netzwerke. Der Individualisierungsdruck lässt aber auch kaum noch Zeit für Freundschaften und kann zur Vereinsamung führen (vgl. Illouz 2011), eine Wirkung, die vor allem von sogenannten „Verliererinnen der Wende" beklagt wird. Die Klage über zu wenig Zeit für die Pflege rein privater Beziehungen weist auf gesellschaftliche Strukturveränderungen hin, die vor allem auf die veränderten Arbeitsbedingungen zurückgehen und die für Liebe und Freundschaften in gleicher Weise relevant sind (Alleweldt 2013; Burkart 2014; Mayr-Kleffel 1991). Das zeigt, wie kontextabhängig private Beziehungen sind. Selbstfindung und Identitätsbildung werden wie Liebe und Freundschaft zu einem anspruchsvollen Projekt, das in der großen Unübersichtlichkeit im Beruf wie im Privaten bearbeitet werden muss (Alleweldt 2013).

Die veränderte politische Kultur bedingt neue Freiheiten und Möglichkeiten für Netzwerke. „Gewinnerinnen der Wende" berichten von neuen Freundschaften durch neue Möglichkeiten. Neue Solidarformen in Frauenzusammenhängen dienen partiell der Verarbeitung von neuen Benachteiligungen. Sie können aber auch, wie im Fall die Frauenbrücke Ost-West, zum Austausch und zum Zusammenwachsen der west- und ostdeutschen Kultur beitragen. Die Aufwertung materieller Werte infolge neuer Möglichkeiten kann allerdings auch zu einem Auseinanderdriften von Freundschaften führen, was insbesondere von Gruppenfreundschaften berichtet wurde, die für einzelne Befragte weniger attraktiv wurden.

Für kulturellen Wandel sind private Beziehungen einerseits eine Ressource, andererseits erfordern sie für die Schaffung und Aufrechterhaltung viel Zeit, eine Ressource, die in der verdichteten Arbeit immer knapper wird, worauf die interviewten erwerbstätigen Frauen immer wieder hinweisen.

Literatur

- Alleweldt, Erika (2013): Die differenzierten Welten der Frauenfreundschaften. Eine Berliner Fallstudie. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Bethmann, Stephanie (2013): Liebe – Eine soziologische Kritik der Zweisamkeit. Weinheim, Basel: Beltz Verlag
- Burkart, Günter (2014): Liebe im Kapitalismus zwischen Geschlechtergleichheit und Marktorientierung. GENDER, 6 (2), 85–101.
- Hahn, Kornelia & Burkart, Günter (2000) (Hrsg.): Grenzen und Grenzüberschreitungen der Liebe. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen II. Opladen: Leske & Budrich.
- Hahn, Kornelia & Burkart, Günter (1998) (Hrsg.): Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Opladen: Leske & Budrich.
- Illouz, Eva (2011): Warum Liebe weh tut. Berlin: Suhrkamp.
- Mayr-Kleffel, Verena (1991): Frauen und ihre sozialen Netzwerke. Auf der Suche nach einer verlorenen Ressource. Opladen: Leske & Budrich.
- Nickel, Hildegard Maria (1996): Feministische Gesellschaftskritik oder selbstreferentielle Debatte? Ein (ostdeutscher) Zwischenruf zur Frauen- und Geschlechterforschung. Berliner Journal für Soziologie, 6, 317–324.
- Nötzoldt-Linden, Ursula (1997): Freundschaftsbeziehungen versus Familienbeziehungen: Versuch einer Begriffsbestimmung zur „Freundschaft". Ethik und Sozialwissenschaften, 8, 3–15.
- O'Connor, Pat (1992): Friendships between Women. A Critical Review. New York: The Guilford Press.
- Sagebiel, Felizitas (1997): Vom „Un"-Sinn eines geschlechtsneutralen Freundschaftsbegriffs. Ethik und Sozialwissenschaften, 8, 45–47.
- Sagebiel, Felizitas (1997a): Frauen-Freundschaften in Ostdeutschland. Veränderungsprozesse im Zusammenhang mit der Wiedervereinigung Deutschlands. In Reinhardt, Sybille; Ronge, Volker & Sagebiel, Felizitas (Hrsg.), Ein bißchen feministisch? Festschrift zum 75. Geburtstag von Renate Wald. (S. 159–178). Opladen: Leske & Budrich.

- Sagebiel, Felizitas (2015): Buchbesprechung zu Alleweldt, Erika (2013): Die differenzierten Welten der Frauenfreundschaften. Eine Berliner Fallstudie. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft. Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau (im Druck).
- Sennett, Richard (2006): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag.
- Scholz, Hannelore (1994): Die Mauer im Kopf. In Rohnstock, Kathrin (Hrsg.), Stiefschwestern. Was Ost-Frauen und West-Frauen voneinander denken. (S. 53–60). Frankfurt/Main: Fischer.
- Valtin, Renate & Fattke, Reinhard (1997): Freundschaft und Liebe. Persönliche Beziehungen im Ost/West- und im Geschlechtervergleich. Donauwörth: Auer Verlag.
- Wald, Renate (1993): Netzwerke zwischen Frauengenerationen in ostdeutschen Familien. Zeitschrift für Familienforschung, 5, 249–261.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Felizitas Sagebiel
Bergische Universität Wuppertal
Bildungs- und Sozialwissenschaften
Gaußstraße 20
42119 Wuppertal
Tel.: (0202) 439-3505
sagebiel@uni-wuppertal.de

Anne Warmuth

„Die Liebe der Väter" – literaturwissenschaftliche Schlaglichter auf ein vernachlässigtes Phänomen

Während die Auseinandersetzung mit männlichen Emotionen in der Geschlechter- bzw. Männlichkeitsforschung lange Zeit eher wenig Beachtung fand, ist das Interesse an diesem Thema in der letzten Zeit gestiegen. Dies zeigte auch die Tagung des Arbeitskreises AIM Gender im Jahr 2013 zum Thema *Sexualität, Liebe, Männlichkeiten.* Dort stellte der Literaturwissenschaftler Walter Erhart mit Bezug auf Simmel, Luhmann und Bourdieu eingangs jedoch fest: „Wenn die Beschreibung der Soziologen stimmt, ist die Liebe der Männer eine Liebe, die den Status der Männlichkeit dezimiert, sogar umkehrt, ihn zugleich jedoch ständig ins Spiel bringt." Dezimiert wird sie, da im Zuge der Entwicklung der bürgerlichen Geschlechtscharaktere Emotionalität als nicht zum Männlichen dazugehörig kodifiziert ist. Zugleich ist Emotionalität aber mit den Geschlechterbeziehungen stets verbunden und wird auf diese Weise beständig ‚ins Spiel gebracht'.

Insofern stellt sich in Bezug auf das Thema dieses Beitrags – die Liebe der Väter – die Frage, inwiefern sich das seit den 1980er Jahren diagnostizierte zunehmende innerfamiliäre Engagement von Vätern, insbesondere in der Interaktion mit Kindern, auf die gegenwärtige Konstruktion von Männlichkeit und Väterlichkeit auswirkt und dabei möglichweise neue Blicke auf männliche Emotionen offeriert. Im Rahmen des Beitrags wird daher ein Blick auf die Darstellung väterlicher Emotionen in zwei ausgewählten Texten der ‚neuen Väterliteratur' geworfen, die exemplarisch für die Betrachtung des Phänomens herangezogen werden: Hanns-Josef Ortheils *Lo und Lu* (2001) und Dirk von Petersdorffs *Lebensanfang* (2007). In beiden Fällen schildern Väter den Alltag mit ihren Kleinkindern, deren Betreuung sie z. T. längerfristig übernehmen. Hier gerät etwas in den Blick, das für eine Vielzahl an Gegenwartsromanen – mittlerweile von der Literaturwissenschaft vermehrt als ‚neue Väterliteratur' diskutiert – kennzeichnend ist: die väterliche Liebe. Ein Blick auf literarische Texte erscheint für eine Analyse männlicher Emotionen vielversprechend, da dort Spannungsfelder zwischen gesellschaftlichen Leitbildern sowie der diskursiven Codierung (männlicher) Gefühle auf der einen und den individuellen Praxen wie auch der subjektiven Gefühlsstruktur auf der anderen Seite deutlich werden.[1]

Vor dem Hintergrund der Diskurse um die sogenannten ‚neuen Väter' haben diverse, überwiegend sozialwissenschaftliche Studien bisher danach gefragt, wie Männer ihre Vaterrolle ausgestalten, welche Unsicherheiten damit verbunden sind, wie der Übergang zur Vaterschaft gemeistert wird und welche Tätigkeiten in der Kinderbetreuung übernommen werden. Die väterliche Liebe wurde dabei allerdings bislang kaum beachtet, wobei deren Abwesenheit – zumindest bei Betrachtung rezenter, aber v. a. historischer Diskurse zum Thema Mutterschaft bzw. Mütterlichkeit – doch eigentlich irritieren müsste. Insofern stellt sich die Frage, warum väterliche Emotionen und Vaterliebe über einen derart

[1] Zur Analyse männlicher Emotionen vgl. Hindinger, Barbara (2013): „da bohr' ich mich in Leid und Qual hinein". Männlichkeit und schmerzliche Emotionen in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Tholen, Toni/Clare, Jennifer (Hrsg.): *Literarische Männlichkeiten und Emotionen.* Heidelberg: Universitätsverlag, S. 112.

langen Zeitraum im medialen, wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs offenbar keine Rolle spielten bzw. z. T. immer noch nicht spielen. So spricht Elisabeth Badinter bereits 1981 in ihrer historischen Studie zur Geschichte der „Mutterliebe" davon, dass sich im Zuge veränderter Vaterschaftspraxen ein Begriff der „‚Vaterliebe'" etabliere, die doch „zum Verwechseln der Mutterliebe"[2] ähnele. Erfolgt eine Angleichung von Vaterliebe an ein Konzept von Mutterliebe, dann lässt diese Praxis – neben einem Verschwinden von Geschlechtergrenzen, wie es das Zitat Badinters suggeriert, – allerdings zwei weitere Interpretationsweisen zu: Einerseits kann dieses Adaptieren eines Konzepts von Mutterliebe als bewusste Abkehr von einem hegemonialen Männlichkeitskonzept interpretiert werden. Andererseits – und diese Deutungsweise erscheint mir realistischer – kann es aber auch bedeuten, dass ein entsprechendes Vorbild für einen Männlichkeits- bzw. Väterlichkeitsentwurf, der emotionale Anteile in sich integriert, fehlt. Demzufolge stellt Mutterliebe die einzige Orientierungsoption für einen Entwurf von Vaterliebe dar.

Folgende Diagnose Barbara Rendtorffs (2004) bringt die Problematik auf den Punkt: „Wenn aber die Familie der Frau/Mutter zugeordnet ist, der öffentliche Bereich aber dem Mann, so ist ein Mann auf eine nebenrangige, privat-verschwiegene Weise Vater, während das Bild der Frau […] auf seine Ergänzung durch die ‚Hauptsache' der Mutterschaft hin ausgestaltet ist."[3] Die Trennung von öffentlicher und privater Sphäre im ausgehenden 18., beginnenden 19. Jahrhundert schafft demnach erst die Voraussetzungen für diese Differenzsetzung: Während die Mutterrolle der Frau zugeordnet und Mutterliebe sowie die Sorge für *andere* dem weiblichen Körper quasi als ‚naturhaft' eingeschrieben werden, sind Vaterschaft und Väterlichkeit als kulturell geformt konstruiert. Trotz Verschiebungen in den väterlichen Praxen scheint Emotionalität Männlichkeit demnach immer noch infrage zu stellen – Emotionen gehören in den privaten, weiblich konnotierten Bereich. Insofern ist die Frage von Anne-Charlott Trepp (2002), inwiefern die Sphärentrennung Einfluss „auf die Bewertung, […] Ausbildung und Erfahrung von Emotionen in einer Gesellschaft"[4] hat, durchaus berechtigt.

Da sich eine Recherche nach Arbeiten zu väterlichen Emotionen oder konkret zur Vaterliebe dementsprechend als wenig fruchtbar erweist, scheint es produktiver, sich zunächst mit dem im 18. Jahrhundert entstandenen Konzept der Mutterliebe, dessen Auswirkungen bis in die Gegenwart sowie daran angelehnt mit dem romantischen Kindheitsmythos zu befassen. Denn dabei zeigt sich, welche normativen Implikationen einem sich gegenwärtig etablierenden Konzept der Vaterliebe und einem Entwurf engagierter, liebevoller und (für)sorgender Väterlichkeit auferlegt sind. Eine zentrale These meines Beitrags lautet, dass in der ‚neuen Väterliteratur' z. T. auf diesen romantischen Topos und das Konzept der Mutterliebe rekurriert wird, wobei zu fragen ist, welche Funktion die Bezugnahme auf die Romantik erfüllt. Insbesondere die Arbeiten von Elisabeth Badinter, Yvonne Schütze und Meike Sophia Baader haben gezeigt, dass Mutterliebe ein historisches Konstrukt ist, das sich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts im Zuge der Trennung von privatem und öffentlichem Raum herausbildete.[5] Mutterliebe wurde demnach analog zur männlichen Erwerbstätigkeit als Pflichterfüllung konzipiert und dem weiblichen Geschlechtscharakter als naturhaft und urwüchsig eingeschrieben.[6] Wie die Historikerin Nina Verheyen in einem Beitrag „zur Gefühlsgeschichte bürgerlicher Vaterschaft im 19. Jahrhundert" (2010) veranschaulicht, wurde väterliche Liebe im selben Zuge zunehmend ‚entleiblicht':

„Für Vorstellungen von Bürgerlichkeit und Vaterschaft war bürgerliche Nähe sowie expressiv ausgedrückte Zuneigung zwischen Mann und Kind zunächst zentral, dann marginal und schließlich in manchen Kontexten sogar unerwünscht. Die legitimen Spielräume leiblich ausgedrückter Liebe zwischen Vater und Kind wurden langsam enger gezogen. Im ausgehenden 19. Jahrhundert war ‚Vaterliebe' als bürgerliches Leitbild durchaus noch präsent, aber ihres körperlichen Resonanzraumes zunehmend beraubt – und sie könnte auch deswegen so wenig Spuren hinterlassen haben."[7]

Folgt man der These, dass der Ausdruck väterlicher Emotionen grundsätzlich gesellschaftlich legitimierte Spielräume (u. a. auch von Leiblichkeit) erfordert, dann erscheint es durchaus plausibel, dass die Etablierung eines akzeptierten Modells von Vaterliebe offenbar nach wie vor erschwert ist. Entsprechend haben auch Untersuchungen von Anne-Charlott Trepp oder Rebekka Habermas gezeigt[8], dass sich Männer bis in die Anfänge des 19. Jahrhunderts im Zuge einer neu verstanden Innerlichkeit v. a. über die emotionale Lebenswelt definierten und sich durchaus als zärtlich liebende Väter präsentierten.[9] Zwar lässt diese Zurschaustellung väterlicher Emotionen nicht unbedingt auf real praktizierte Vaterliebe schließen[10], es zeigt sich aber, dass die (öffentliche) Selbstinszenierung als liebender, den Kindern zugewandter Vater historisch betrachtet offenkundig durchaus zeitweise elementarer Bestandteil eines akzeptierten Entwurfs hegemonialer (bürgerlicher) Männlichkeit war.

[2] Badinter, Elisabeth (1981): *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute.* München, Zürich: R. Piper & Co. Verlag (Übersetzung aus dem Französischen), S. 295.

[3] Rendtorff, Barbara (2004): Geben und Lehren – Mütterlichkeit und Väterlichkeit im pädagogischen Kontext. In: Klika, Dorle/Schubert, Volker (Hrsg.): *Bildung und Gefühl.* Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 87.

[4] Trepp, Anne-Charlott (2002): Gefühl oder kulturelle Konstruktion? Überlegungen zur Geschichte der Emotionen. In: Quere*lles*. Jahrbuch für Frauenforschung, Bd. 7. Stuttgart, Weimar: Metzler, S. 96.

[5] Vgl. Badinter 1981 (Anm. 2); Schütze, Yvonne (1986): Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe". Bielefeld: Kleine; Baader, Meike Sophia (1996): Die romantische Idee des Kindes und der Kindheit. Auf der Suche nach der verlorenen Unschuld. Berlin: Luchterhand.

[6] Vgl. Schütze 1986 (Anm. 5), S. 72.

[7] Vgl. Verheyen, Nina (2010): Liebe ohne Leib? Anmerkungen zur Gefühlsgeschichte bürgerlicher Vaterschaft im 19. Jahrhundert. In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften 2: Emotionen.* Hrsg. von Hammer-Tugendhat, Daniela/Lutter, Christina, S. 33f.

[8] Vgl. Trepp, Anne-Charlott (1996): Anders als sein „Geschlechtscharakter". Der bürgerliche Mann um 1800. Ferdinand Beneke (1774–1848). In: Van Dülmen, Richard et al. (Hrsg.): *Historische Anthropologie. Kultur. Gesellschaft. Alltag.* 4. Jg. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, S. 57–77; Habermas, Rebecca (2000): Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

[9] Vgl. Trepp 2002 (Anm. 4), S. 94f.

[10] Vgl. auch Verheyen 2010 (Anm. 7), S. 35 und Dies. (2013): Bürger als zärtliche Väter? Tagebücher, Briefe und Autobiographien des 19. Jahrhunderts im Vergleich. In: *Berliner Debatte* 24, H. 3, S. 44.

Für die weiteren Überlegungen ist dabei zugleich die Erkenntnis wesentlich, dass die Idealisierung von Mütterlichkeit und Mutterliebe mit der Entstehung des romantischen Kindheitsmythos um 1800 einherging. Baader zufolge werden Kinder hier als „Repräsentanten des Wahren"[11] und „als Muster"[12] betrachtet und es wird eine Wesensähnlichkeit zwischen Mutter und Kind konstatiert. Beide, „von den Deformationen der Moderne freigesprochen"[13], werden idealisiert, was sich etwa in der Aussage Friedrich Schleiermachers wiederfindet, demnach jede Mutter eine Maria und jedes Kind ein Christuskind sei.[14] Auffällig ist, dass diese Sichtweise auf das Kind nicht nur in der neuen Väterliteratur aufgegriffen wird, sondern auch in aktuellen Elternratgebern als Topos auftaucht, d. h. offenkundig mit aktuellen Kindheitsdiskursen einhergeht.[15]

Nachfolgend wird das Augenmerk auf die literarischen Texte Hanns-Josef Ortheils und Dirk von Petersdorffs gerichtet, anhand derer die vorausgehenden Überlegungen exemplarisch verdeutlicht werden sollen.[16] In den Texten nehmen Reflexionsprozesse über die eigene Vaterrolle, Unsicherheiten im Umgang mit den Kindern sowie die Auseinandersetzung mit der eigenen männlichen Identität einen zentralen Stellenwert ein. Beide Texte offerieren dabei trotz der durchaus erlebten Anstrengungen und inneren Konflikte der Protagonisten intensive Einblicke in die männliche Gefühlswelt, wobei die Darstellung der eigenen Emotionen, ausgelöst durch die Gegenwart der Kinder, viel Raum einnimmt.

In Rezensionen wird dieser „Familien-Fundamentalismus" dann auch prompt als schlichtweg „[p]einlich"[17] eingestuft und die Erzählinhalte werden z. T. als ‚banal' bewertet. Gerade in dieser Wirkmacht der aus dem 18./19. Jahrhundert fortwirkenden Leitbilder zeichnet sich ein erhebliches Konfliktpotenzial ab, das sich auch in der Selbstinszenierung der Protagonisten widerspiegelt: Denn diese sind sich entsprechender gesellschaftlicher Normierungen bzw. Männlichkeitsanforderungen durchaus bewusst, sodass die durch die Kinder ausgelösten Emotionen ihnen auch zunächst befremdlich erscheinen und Unsicherheiten hervorrufen. So betrifft die Tabuisierung männlicher Emotionen auch die Selbstwahrnehmung der Protagonisten, d. h. die subjektive Gefühlsstruktur im Sinne eines Fühlens des Nicht-Erlaubten.

Daher wird das sukzessive Arrangement mit der veränderten Lebensweise, einer Position als aktiver, gar hauptverantwortlicher Familienvater sowie den Auswirkungen auf die eigene Erwerbstätigkeit keineswegs als konfliktfrei, sondern als von inneren Spannungen und Ambivalenzen gekennzeichnet geschildert. Dies zeigt sich etwa in der Bewertung bzw. der gesellschaftlichen Wertschätzung von Berufs- und Familienarbeit sowie in der Sichtweise auf die eigene Position als Schriftsteller, die hier doppelt wirksam wird.

Dabei ist auffällig, dass die Protagonisten durchaus nach Lösungsansätzen suchen, um ihre Unsicherheit zu überwinden, wobei hier die These aufgestellt wird, dass sie zu diesem Zwecke u. a. an gesellschaftlich akzeptierte Leitbilder hegemonialer Männlichkeit (und Autorschaft) anknüpfen. Die Überwindung dieses Dilemmas erfolgt dabei auf zweierlei Weise: Erstens wird eine veränderte Sichtweise auf Arbeit eingenommen und die Kinderbetreuung und -pflege bewusst als solche anerkannt. Zweitens wird die eigene Unsicherheit in das romantische Bild des Kindes und – dies gilt v. a. für von Petersdorff – von Mütterlichkeit transformiert, d. h., es wird ein kulturelles Leitbild aufgerufen, das zur Überwindung der ‚Krise', auch als Schriftsteller, beiträgt. Beide Lösungswege gehen dabei mit einer Überhöhung des eigenen Lebens mit Kindern einher: Dieses wird als paradiesischer Ort entworfen und gegenüber anderen Lebensentwürfen aufgewertet: „[I]ch weiß nur, daß es fast jedes Mal, wenn ich auf das Haus mit dem großen Gartengelände zugehe, zu kribbeln beginnt. Eine ganz seltsame Freude! Wie helles Gläserklirren, mitten in der Brust, wie Fortschweben, eine Art Euphorie, und wenn dann noch beim Hinuntergehen des steilen Hangs die ersten Bilder entstehen, sehe ich Los und Lus lachende Gesichter, und ich spüre, noch bevor ich das Haus betrete, die Küsse, die wir einander geben werden".[18]

Dabei zeigt sich wiederholt, dass ein subjektiv erzeugter Gegensatz zwischen dem eigenen, höher bewerteten Leben und anderen Lebensentwürfen für das individuelle Arrangement mit der eigenen Lebenssituation kennzeichnend ist. Konstitutiv hierfür ist die Abgrenzung von anderen Männlichkeitsentwürfen, die als wiederholt unterlegen umgedeutet werden.

Insbesondere in der Erzählung *Lebensanfang* von Petersdorffs, in der von den ersten gemeinsamen Jahren mit den Zwillingen Max und Luise berichtet wird, werden zwar durchaus die besonderen alltäglichen Belastungen im Leben mit den Zwillingen geschildert, der Alltag gleichsam aber auch als beinahe überirdisch-göttlich erhöht. „Dann war es die Menge des Glücks, die ich nicht fassen konnte. Es rann und lief über mich wie beim Duschen. Mir war heiß, mir war kalt."[19] Ruft das Gefühl des Kontrollverlusts und der Fremdbestimmtheit anfangs vorwiegend Unsicherheit und Wutausbrüche hervor, so wird

[11] Baader 1996 (Anm. 5), S. 37.

[12] Ebd., S. 32.

[13] Ebd., S. 7.

[14] Vgl. Baader, Meike Sophia (2004): Der romantische Kindheitsmythos und seine Kontinuitäten in der Pädagogik und in der Kindheitsforschung. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft,* Jg. 7, H. 3, S. 419.

[15] Vgl. exempl. auch Lenz, Karl/Scholz, Sylka (2013): Das idealisierte Kind. Elter(n)-Kind-Beziehungen in populären Erziehungsratgebern. In: Lenz, Karl/Dressler, Sabine/Scholz, Sylka (Hrsg.): *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute.* Kulturen der Gesellschaft, Bd. 9. Bielefeld: transcript, S. 270ff.

[16] Aufgrund des gegebenen Umfangs dieses Beitrags kann auf die Unterschiede und Besonderheiten beider Texte leider nur sehr bedingt eingegangen werden, sodass zwangsläufig Kürzungen entstehen.

[17] Bürger, Jan: „so sausten wir auf den Abgrund zu". Hanns-Josef Ortheil und Durs Grünbein ändern im Kinderzimmer ihr Leben. In: *Literaturen* 9 (2001), S. 28.

[18] Ortheil, Hanns-Josef (2003): *Lo und Lu. Roman eines Vaters* [2001]. 3. Auflage. München: btb, S. 119.

[19] Petersdorff, Dirk von (2007): *Lebensanfang. Eine wahre Geschichte.* München: C. H. Beck, S. 75.

das Leben mit den Kindern mehr und mehr als wesentlich, wahrhaftig, d. h. als ‚Hauptsache' erfahren.

Es wird dabei auf zweierlei Weise an den romantischen Kindheitsmythos angeknüpft: Die eine Ebene betrifft die Orientierung am Konzept der Mutterliebe und die Darstellung, gewissermaßen Inszenierung des Lebens mit Kindern als Repräsentanten des Göttlichen als wahrhaftig und ursprünglich im Sinne eines ‚Neubeginnens'. Demgegenüber wird bei beiden Autoren alles andere als sinnentleert dargestellt. Auffällig ist, dass bei von Petersdorff in diesem Kontext die Reproduktion des romantischen Malers Otto Runge vor dem Auge des Protagonisten auftaucht, auf dem ein auf einer Wiese liegendes nacktes Kind, umgeben von Engeln, abgebildet ist. Ruhe, auch vor den eigenen Überforderungen, findet er schließlich in der kontemplativen Betrachtung einer im Wald stehenden, ihr Kind haltenden Marienfigur, die er mit seiner Frau vergleicht. Die Betrachtung der als mütterlich konnotierten Marienfigur bewirkt jedoch keinerlei Unsicherheit, sondern führt eher – in Anlehnung an die romantische Tradition – zur Anerkennung des Status als liebender Vater. Hier bestätigt sich die anfangs in Bezug auf das erwähnte Zitat Badinters formulierte These, dass (zumindest vorerst) ein Konzept von Mutterliebe gewissermaßen kopiert werden muss, da ein entsprechendes Vorbild zur Vaterliebe fehlt.

Die andere Ebene des Anknüpfens an den romantischen Kindheitsmythos betrifft den Status des Autors bzw. männlichen Literaten, der sich durch die z. T. evidente Bezugnahme auf die Romantik in eine eindeutig anerkannte literarische Tradition stellt und seine Position als Schriftsteller auf diese Weise festigt. Die Tatsache, dass die eigenen Emotionen, das subjektive Empfinden und der Alltag mit den Kindern in den Mittelpunkt gestellt und – auf Ebene des Romans – gewissermaßen öffentlich artikuliert werden, ruft seitens der Ich-Erzähler nichtsdestotrotz Unsicherheiten hervor.

Im Rahmen einer Analyse väterlicher Emotionen zeigt sich demnach, dass entsprechende Entwürfe von Familienmännlichkeit einerseits besondere Optionen für einen veränderten Männlichkeitsentwurf unter Einbezug moderner Vaterschaftskonzepte bieten. Auf Ebene des Romans ist ein Raum entstanden, in dem diese Gefühle versprachlicht und neue Entwürfe im Sinne einer Suchbewegung ausprobiert werden können, für die es auf anderer Ebene offenkundig noch keine Bilder gibt. Andererseits werden zugleich immer wieder die Konfliktpotenziale und Spannungen eines Konzepts von Männlichkeit offenbar, das emotionale Anteile in sich integriert. Die sich in den Romanen abzeichnende Orientierung an unterschiedlichen kulturellen Leitbildern zeigt dabei, wie ambivalent entsprechende väterliche Suchbewegungen sind. Hier wird deutlich, dass ein Konzept von Männlichkeit, das Sorge für andere, Zärtlichkeit und Zuneigung integriert, erst die Voraussetzung für einen Entwurf von Vaterliebe schafft, der weniger fragil ist, als es in den Romanen präsentiert wird.

Kontakt und Information
Anne-Dorothee Warmuth, M. A., M. Ed.
Universität Paderborn
Fakultät für Kulturwissenschaften
Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies
Warburger Straße 100
33098 Paderborn
Tel.: (05251) 60-2730
awarmuth@mail.uni-paderborn.de

Janina Jaeckel

Sexuelle Gewalt als Strukturmerkmal von Männlichkeit? Eine Annäherung mittels Subjektivierungstheorien

In der Gewalt- und der Geschlechterforschung findet sich seit den 1970er Jahren eine Vielzahl an Erklärungsansätzen zu sexueller Gewalt[1]. Eine für das Thema relevante Theorierichtung wurde allerdings bislang noch nicht oder nur unzureichend herangezogen: die Subjektivierungstheorien, die sich mit der Herstellung von Männlichkeit beschäftigen. Anliegen dieses Artikels ist es, ihr Erklärungspotenzial auszuloten. Wie lässt es sich begründen, dass vorwiegend Männer zu Gewalt und zur Mischung von Aggression und Sexualität neigen? Wenn dies im Zusammenhang mit der Strukturierung von Männlichkeit steht, könnte das Problem dann durch Veränderung der männlichen Sozialisation, also eine Veränderung der männlichen Subjektkonstitution gelöst werden? Hierbei soll keineswegs eine Erklärung gegeben werden, warum einige Männer zu Sexualstraftätern werden und andere nicht, sondern es ist von Interesse, wie die Möglichkeit der sexuellen Gewalt überhaupt bestehen kann. Um diesen Fragen nachzugehen, wird Pierre Bourdieus Habituskonzept durch Gesa Lindemanns sozialanthropologische Leibtheorie ergänzt und durch Rolf Pohls psychoanalytische Triebtheorie untermauert. Gerade auf Letztere wird hierbei ein Fokus gelegt. Das Potenzial aller drei Ansätze als Subjektivierungstheorien soll genutzt und miteinander verbunden werden.

Bourdieus Ausführungen zufolge ist nicht allein das Machtgefälle zwischen den Geschlechtern entscheidend, sondern auch das gewaltvolle Verhältnis der Männer zu sich selbst. Beides ist im Habitus angelegt, also in jenem generativen Prinzip, das die Verkörperung der Sozialstruktur in der Subjektivität des Individuums darstellt. Der Habitus dient einer grundlegenden Einteilung, die sich auf die Geschlechterdifferenz[2] bezieht und diese mit antagonistischen sowie evaluativen Zuschreibungen, wie stark – schwach, aufgerichtet – gebeugt, verbindet und in einem dem gleichen Schema folgenden sozialen Raum verortet (vgl. Bourdieu 2005: 106).

Der männliche Habitus muss ebenso wie der weibliche[3] während der Sozialisation durch die Unterscheidung vom anderen Geschlecht erworben werden. Er folgt dem Ideal der ‚Männlichkeit', das in patriarchalen Gesellschaften als „sexuelles und soziales Reproduktionsvermögen, aber auch als Bereitschaft zum Kampf und zur Ausübung von Gewalt" (Bourdieu 2005: 92f.) verstanden werden kann. Das übersteigerte Ideal entstabilisiert die eigene Männlichkeit und wird aufgrund seiner Unerreichbarkeit zur Pflicht, diese immer wieder neu herzustellen und vor sich selbst und anderen zu bestätigen. Die „männlichen Gewaltspiele" (Bourdieu 2005: 93ff.) werden so gerade in Hinblick auf die Schwäche als weibliche Konnotation zur Grundbedingung der Männlichkeit. So sieht Bourdieu in der Ablehnung der Frau die „Angst vor dem Weiblichen, und zwar in erster Linie in einem selbst" (Bourdieu 2005: 96). Die *libido dominandi*, die Liebe zur Herrschaft, wird zur Grundvoraussetzung der hegemonialen Männlichkeit.

Das hierarchische Verhältnis zwischen Mann und Frau offenbart sich auf dem „Markt symbolischer Güter" (Bourdieu 2005: 78), auf dem die Männer als Subjekte und die Frauen als (Tausch-) Objekte, als Produktions- und Reproduktionsmittel von männlichen Beziehungen auftreten. Es beruht auf der symbolischen Gewalt, die zwar als geistige definiert ist, sich aber dennoch als Macht auf den Körper auswirkt, indem sie sich in Form von Dispositionen in ebendiesen einprägt (vgl. Bourdieu 2005: 64 u. 71). Die symbolische Gewalt „richtet sich mittels der Zustimmung ein, die dem Herrschenden (folglich der Herrschaft) zu geben der Beherrschte gar nicht umhinkann, da er, um ihn und sich selbst, oder besser, seine Beziehung zu ihm zu erfassen, nur über Erkenntnismittel verfügt, die er mit ihm gemeinsam hat" (Bourdieu 2005: 66).

Eingebunden in die Ökonomie der symbolischen Güter wird nicht nur die Frau, sondern auch ihre Sexualität zum Konsumgut herabgesetzt. Dementsprechend wird der weibliche Körper geheiligt, tabuisiert und verschleiert (vgl. Bourdieu 2005: 31ff.):

> *„Der weibliche Körper, dargeboten und verweigert zugleich, bringt die symbolische Disponibilität zum Ausdruck, die […] der Frau aufgezwungen wird. Deren Anziehungskraft und Verführungsmacht […] verbindet sich mit der Pflicht zu selektiver Verweigerung, wodurch zum Effekt des ‚demonstrativen Konsums' der Wert der Exklusivität hinzutritt." (Bourdieu 2005: 56; Herv. i. Org.)*

Dies deutet bereits an, dass die Sexualbeziehung als Herrschaftsbeziehung nach dem Primat der

[1] Im Folgenden wird auf den Begriff der sexuellen Gewalt zurückgegriffen, um eine Entsexualisierung derselben zu vermeiden und auf die (notwendige) Triebmischung von Sexualität und Aggression hinzuweisen (vgl. Pohl 2004: 192).

[2] Obwohl in der Geschlechterforschung immer wieder der Begriff der Geschlechterdifferenz kritisiert wurde, wird er in dieser Arbeit in Anlehnung an Andrea Maihofer beibehalten, die davon ausgeht, dass „die Kategorie der ‚Geschlechterdifferenz' […] als analytische und deskriptive Kategorie so lange nötig [ist], wie die patriarchalen Geschlechterverhältnisse […] ‚in die Objektivität der sozialen Strukturen und in die Subjektivität der mentalen Strukturen eingeschrieben' (Bourdieu 1997: 153) werden. Denn das impliziert eine ständige Reproduktion der ‚Geschlechtertrennung'" (Maihofer 2013: 38). Zudem betont Maihofer, dass der Verzicht auf die Kategorie der Geschlechterdifferenz nicht zu einer Aufhebung der Hierarchisierung des Geschlechterverhältnisses führt, vielmehr bedarf es der Akzeptanz einer Differenz, um Gleichberechtigung wirklich herstellen zu können (vgl. 2013: 42).

[3] Der weibliche Habitus wird als Gegensatz zur Männlichkeit konstruiert und baut auf der doppelten Negation der Tugend auf, sodass ihre Entität als Mangel definiert wird (vgl. Bourdieu 2005: 51).

Männlichkeit konzipiert ist (vgl. Bourdieu 2005: 35), indem die ‚männliche' Position beim Geschlechtsakt aktiv oben und die Frau passiv unter ihm liegt (vgl. Bourdieu 2005: 38). Infolgedessen wird eine Beziehung für den Mann zur Eroberung und der Sexualakt zum Akt der Herrschaft, der Aneignung von Besitz, der Unterdrückung der Frau (vgl. Bourdieu 2005: 38ff.). Der weibliche Orgasmus wird als äußerste Form der Unterwerfung zur Bestätigung der Männlichkeit und Macht erlebt (vgl. Bourdieu 2005: 40f.). In der Herrschaftsbeziehung innerhalb der Sexualität wird in dem Mann der Wunsch nach Besitz, nach „erotischer Herrschaft" (Bourdieu 2005: 41) und in der Frau der Wunsch nach männlicher Dominanz, nach „erotischer Unterordnung" (Bourdieu 2005: 39f.) konstituiert, welche wiederum auf die Herrschaftsbeziehungen rückwirken und diese reproduzieren. Die Verbindung dieser sexuellen Herrschaftsbeziehung und der Ökonomie symbolischer Güter ermöglicht eine Reduzierung des weiblichen Körpers auf ein Objekt ohne die Möglichkeit, einen weiblichen Subjektstatus zuzugestehen (Bourdieu 2005: 33).

Der Übergang von symbolischer Gewalt zu tatsächlicher Gewalt ist gerade im Bereich der Sexualität fließend, da sich die Objektivierung der Frau und ihres Körpers in dieser am deutlichsten manifestiert (Bourdieu 2005: 41). Die Abwertung der Frau führt Bourdieu ebenso wie die weit verbreitete Gewalt gegen diese auf die Angst vor der Weiblichkeit zurück. Die Frau als Verkörperung der Schwäche, nicht nur weil ihre Identität als schwach konstruiert wird, sondern auch weil sie Schwäche im Mann hervorruft, symbolisiert immer auch die „außerordentliche Verletzlichkeit" (Bourdieu 2005: 93) des Mannes. Diesem gebietet das männliche Idealbild, gerade durch die Unmöglichkeit, ihm zu entsprechen, sich zur Wehr zu setzen. Dieser Mechanismus bleibt als Ganzes unbewusst. Die entstehende Destruktivität entspringt dem Hass gegen die Frau und auch gegen das weiblich Konnotierte im Manne selbst (vgl. Bourdieu 2005: 96). Durch die Unerreichbarkeit des Ideals bleibt Männlichkeit nach Bourdieu stets labil. Der Zwang zur Darstellung von Männlichkeit lässt die sexuelle Gewalt ein Mittel zur Herstellung derselben werden.

Was es bedeutet, einen Habitus zu inkorporieren, wird erst unter Berücksichtigung der passiven Leiberfahrung verständlich, da Bourdieu zwar den aktiven Aspekt der Handlungen genau untersucht, die Art und Wirkungsweise des Zwangs hierbei jedoch nicht näher erläutert. Die tiefgreifende Eingebundenheit des Subjekts in seine Umgebung kann mit einer detaillierten Analyse der Hier-Jetzt-Gebundenheit des Individuums anhand der leiblich-affektiven Konstruktion des Geschlechts nach Gesa Lindemann deutlich gemacht werden. So veranschaulicht die Hier-Jetzt-Gebundenheit, wie und warum Geschlechtlichkeit und die damit verbundene Positionierung im sozialen Raum empfunden werden. Ohne den inneren Zwang, den die Umwelt aufgrund der Leiblichkeit auf das Individuum auszuüben vermag, verkümmerte der Habitusbegriff zu einer leeren Hülle.

Zentral ist hierbei die Unterscheidung der Begriffe Körper und Leib. Plessner folgend beschreibt Lindemann, dass das Subjekt zugleich der eigene Leib ist, aber auch erlebt, „dass es diesen als seinen Körper hat" (Lindemann 1992: 335)[4]. Der Körper wird von Lindemann als „kulturell geprägte(-s) Wissen vom Körper" (Gugutzer 2004: 107) verstanden und dieses alltägliche Wissen über den Körper determiniert die passive Leiberfahrung, die wiederum strukturierend auf den Habitus einwirkt (vgl. Lindemann 1992: 335). Erst hierdurch wird ermöglicht, dass sich ein Individuum auch als eben jenes Geschlecht empfindet, das ihm bei der Geburt zugewiesen wurde. So kann der Körper – wie auch der Leib – immer nur als geschlechtsspezifischer erfasst werden und unterscheidet sich in seiner grundsätzlichen Wahrnehmung als gleich- und verschiedengeschlechtlich (vgl. Lindemann 1992: 344).

Die Geschlechterunterscheidung wird auf der Ebene des Leibes zur zentralen Differenzierung (vgl. Wobbe 1994: 187ff.). Der Leib ist immer an das Jetzt und Hier gebunden, unterliegt als Machtbetroffener also grundsätzlich sowohl anderen Leibern als auch der sozialen Kontrolle, diese Gebundenheit entfaltet sich jedoch anhand der geschlechtsspezifischen Positionierung im sozialen Raum (vgl. Lindemann 1992: 339). Die Position entscheidet über die gegensätzliche Erfahrung von Verletzungsmächtigkeit oder -offenheit, die sich nicht nur in Handlungen, sondern auch in der Wahrnehmung der Umwelt und des eigenen Selbst manifestiert (vgl. Popitz 1992: 192f.). „Verletzungsoffenheit" (Popitz 1992: 44) bezeichnet hierbei die allgegenwärtige Ausgesetztheit des menschlichen Körpers und die Ohnmacht als Opfer, während sich der Begriff der „Verletzungsmächtigkeit" (Popitz 1992: 44) auf die Machtausübung auf der Grundlage von Gewalt bezieht (vgl. Popitz 1992: 24ff.). Die unterschiedlichen Machtchancen der Geschlechter entstehen durch die ungleichen Bedeutungen von Handlungsmöglichkeiten und Verletzbarkeit beziehungsweise die Erwartungshaltung gegenüber möglicher Gewalt. Das leiblich-affektiv konstruierte Geschlecht beinhaltet bei Frauen eine Verletzungsoffenheit gegenüber dem Mann, während dem Mann eine Verletzungsmächtigkeit

[4] Zwar beschreibt auch Bourdieu, dass der Leib entsprechend den Erfahrungen der Vergangenheit agiert, sodass das Subjekt ist, was der Leib gelernt hat (vgl. Bourdieu 1993: 125ff.). Allerdings unterscheidet er nicht klar und durchgehend zwischen den beiden Begriffen (vgl. Jäger 2004: 194ff.).

über die Frau zugeschrieben wird. Das Wissen über Bedrohungspotenziale ist somit auch immer eine sinnlich-leibliche Wahrnehmung, die sich aus Erfahrungen und „habitueller Organisation" (Wobbe 1994: 191) speist.

Verletzungsorientierung als in den Körper eingeschriebene Erfahrungs- und Handlungskategorie, die Männern und Frauen eine unterschiedliche Positionierung mit jeweiligen Chancen der Gewaltanwendung und Machtausübung zuweist, wird affektiv, zumeist unbewusst empfunden und geht somit passiv in den (geschlechtlichen) Habitus ein. Insgesamt lässt sich mithilfe der Kombination der vorgestellten Ansätze sexuelle Gewalt als Folge der geschlechtsspezifischen Zuschreibung von Verletzungsorientierung und als Mittel zur Festigung von Herrschaft (vgl. Popitz 1997: 54) beziehungsweise der labilen Männlichkeit beschreiben.

Wird die Hier-Jetzt-Gebundenheit des Leibes jedoch konsequent weitergedacht, folgt daraus, dass das Subjekt jederzeit mit beiden Seiten der Verletzungsorientierung konfrontiert wird. Die Verletzungsoffenheit gehört ebenso zum männlichen wie zum weiblichen Subjekt, stößt jedoch auf geschlechtsspezifische, gesellschaftliche Vorgaben, wie mit ihnen umgegangen werden kann. Konflikttheoretisch argumentierend weist Mechthild Bereswill (2007) darauf hin, dass das soziale Handeln nicht mit dem inneren Empfinden als Subjekt übereinstimmen muss. In der patriarchalen Gesellschaft wird Männern nahegelegt, die mit der Opferposition verbundene Angst abzuwehren und sie auf andere zu übertragen. Die auf der Handlungsebene verdrängte Angst bleibt unbewusst im Subjekt vorhanden:

„Was auf der Ebene eindeutiger, binär codierter Zuschreibungen abgespalten werden kann – Schwäche, Weiblichkeit und das Begehren zwischen Männern – wirkt in den (unbewussten) Ängsten und Wünschen des Subjekts weiter." (Bereswill 2007: 112)

So stehen die kulturellen Verknüpfungen von Männlichkeit und Gewalt nach Bereswill in einem dialektischen Verhältnis zur Affektlogik des Subjekts. Die hegemoniale Männlichkeit wird zur kollektiven Selbsttäuschung von Subjekten, deren Ideal von Autonomie, deren Alltag jedoch von Abhängigkeit und Unterwerfung bestimmt wird (vgl. Bereswill 2007: 112).

Eben dieser Gegensatz von Autonomie und Abhängigkeit wird in der triebtheoretischen Psychoanalyse Rolf Pohls (2004) als Männlichkeitsdilemma zum zentralen Aspekt männlicher Subjektkonstitution. Mit seinem Ansatz kann die im männlichen Habitus angelegte Misogynie und Verbindung von Sexualität mit Aggression auf Grundlage der männlichen Subjektwerdung und Vergeschlechtlichung beschrieben werden. Der Entwicklung des Kindes folgend wird versucht, die Subjektwerdung als psychodynamischen Prozess zu beschreiben, in dem das Individuum nicht passiv von außen geprägt wird, sondern aktiv auf die Anforderungen seiner Umwelt reagiert.

Nach der Geburt ist das Kind zunächst nicht zur Differenzierung fähig, d. h., es kann zwischen sich und seiner Umgebung nicht unterscheiden. Es empfindet die Pflege der Eltern als Teil seines Selbst (vgl. Benjamin 1995: 254). Das daraus entstehende Omnipotenzgefühl wird durch die Ich-Entwicklung, also die Abgrenzung des Subjekts vom Objekt, und die damit verbundene Ohnmacht narzisstisch gekränkt.

Die Mutter wird mit der Differenzierungsfähigkeit nicht nur zum ersten Objekt des kindlichen Begehrens, sondern gleichzeitig auch zum ersten Hassobjekt, zur kränkenden Versagungsmacht. Die erinnerte Lust, die durch die Mutter zum Beispiel beim Stillen oder Säubern erfahren wird, führt zu dem Drang nach Wiederholung (vgl. Benjamin 1995: 150f.). Die Unlust, die durch die Unmöglichkeit der augenblicklichen Befriedigung des Drangs entsteht, lässt das Kind deutlich seine Abhängigkeit spüren und aus dieser Unlusterfahrung wird eine Abneigung, die später im Zuge der Pubertät nachträglich auf die Weiblichkeit allgemein projiziert wird. So wird auch die Kastrationsangst retrospektiv mit der Verarbeitung der Erfahrung von Bindung, Trennung und Verlust aufgeladen und entfaltet erst hierdurch ihre eigentliche Wirkung. Sie manifestiert sich in der Angst vor der Impotenz und dem damit (imaginär) verbundenen Verlust der Zugehörigkeit zur Gruppe der Männer (vgl. Benjamin 1995: 401ff., vgl. hierzu auch Fast 1991: 45ff.).

Die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe wird nach der Entdeckung der Geschlechterdifferenz zum wichtigsten Angelpunkt des Jungen. Mit dieser weiteren Differenzierung wird der Ödipuskomplex eingeleitet, der nun die den Eltern gegenüber empfundene Liebe und gleichzeitige Feindseligkeit in einen Konflikt zwingt. Eine aus heteronormativer Sicht erfolgreiche Auflösung dieses Komplexes gelingt dem Jungen durch die Internalisierung des Vaters als Über-Ich und die damit verbundene eigenständige Regulation durch dieses. Die Polarität zwischen den beiden Grundbedürfnissen, der Pflege und der Autonomie, wird beständig hervorgehoben und (nachträglich) vergeschlechtlicht. „Der Ödipuskomplex institutionalisiert und verdinglicht diese Polarität, indem er ihr eine soziale Gestalt gibt und jeder Seite ein Geschlecht zuweist" (Benjamin 1995: 256). Der Vater wird somit zum idealisierten

Identifikationsobjekt, die Mutter zum Liebesobjekt. Die Omnipotenzfantasie wird nur scheinbar überwunden, vielmehr wird die weibliche durch die männliche Allmacht ersetzt. Das männliche Ich-Ideal beinhaltet immer auch das Versprechen, durch zukünftigen Besitz einer Frau und die Kontrolle über sie den Wunsch nach Machtvollkommenheit doch noch zu erfüllen (vgl. Pohl 2004: 255f.).

Trotz der Wichtigkeit der Beziehung zur Mutter als erster Bezugsperson kann diese nicht als alleiniger Grund für die Frauenfeindlichkeit angesehen werden (vgl. Pohl 2004: 181). Die Idee der Objektzerstörung ist nicht nur in der Einstellung zur Mutter oder Frau, sondern schon in der Libido und der damit verbundenen Objektbindung angelegt. Weil das Objekt als Quelle von Lust immer zugleich auch Quelle der Unlust und Angst sein kann, scheint sich die Hauptursache für Misogynie in dem eigenen sexuellen Begehren zu befinden. „Der Hass gegen die Frau ist immer nur noch nicht überwundener Hass gegen die eigene Sexualität" (Weininger 1980; zit. nach Pohl 2004: 279). Die in der hegemonialen Männlichkeit angelegte Kontrollidee und Allmachtsfantasie entpuppt sich gerade in der Erregung durch die Frau als Illusion. Der so erlittene Kontrollverlust kann nur durch die Zerstörung der Objektbindung oder des Objektes selbst ausgeglichen werden. Auch unabhängig von Gewalt kann der Vorgabe der Autonomie durch Machtausübung, also durch Unterwerfung und Negierung der anderen entsprochen werden, solange die Abhängigkeit vor ihr verborgen bleibt (vgl. Benjamin 1995: 260).

Dies wird im Sexualitätsdilemma zusammengefasst, das die paradoxe Gleichzeitigkeit der Austauschbarkeit des Objekts und der Abhängigkeit von demselben beschreibt (vgl. Pohl 2004: 175). Der Druck des Männlichkeitsideals verleiht diesem eine drängendere Wirkung. In der Folge dieses Männlichkeitsdilemmas wird die männliche Integrität scheinbar bereits durch die bloße Existenz der Weiblichkeit angegriffen, sodass die Destruktivität als (paranoider) Versuch zur Selbsterhaltung angesehen werden kann. Notwendig wird dies aufgrund der beängstigenden Zuschreibung, die Frauen „durch ihre Gebärfähigkeit (Ursprung), ihre Macht als Mütter (Anfang) und durch die weibliche Sexualität (Zukunft)" (Pohl 2004: 81) erhalten. Weil der Junge im Zuge der Ent-Identifizierung mit der Mutter gezwungen ist, zugunsten der Hegemonie auf die 'weiblichen Qualitäten' zu verzichten, entwickelt sich ein Neid auf eben jene Fähigkeiten, der Gebärneid (vgl. Pohl 2004: 277), der mit gleicher Heftigkeit abgewehrt werden muss wie die Abhängigkeit.

Aggressive Fantasien und narzisstische Energien, die dem Männlichkeitsdilemma entstammen, können durch die Besetzung des Penis mit Libido neutralisiert werden: Dem Konzept der Nachträglichkeit folgend, wird die männliche Sexualität während der Adoleszenz penifiziert und phallokratisiert, sodass die Vorherrschaft der Genitalität zu einer Pseudolösung wird, die unter dem Druck der hegemonialen Männlichkeit als unausweichliche erscheint (vgl. Pohl 2004: 229). Der Penis wird mit der Verarbeitung der Geschlechterunterscheidung zum Partialobjekt. Der Mann als gesamte Person wird durch seinen Penis vertreten (vgl. Rohde-Dachser 1989: 207ff.) und um diesen zentriert sich auch die männliche Identität. Damit einhergehend kommt es zu einer „unbewussten Fixierung des an finalem Ausstoß orientierten Mannes an die Vagina als ‚Behälter' für seine ‚Genitalprodukte'" (Pohl 2004: 327; Herv. i. Org.). Der Mann wird als Ganzes genitalisiert und narzisstisch erhöht. Der Penis wird zu einem zum „‚Vollzugsorgan' sexueller, narzißtischer und schließlich aggressiver Wünsche verdinglichten Teil des Körpers" (Pohl 2004: 272; Herv. i. Org.), unter dessen Herrschaft alle anderen körperlichen Vorgänge, wie auch die „polymorphe Vielfältigkeit der infantilen Sexualität" (Pohl 2004: 275) verkümmern.

„Die grandiose Phantasie des Phallus liegt darin, daß er sein anderes nicht braucht" (Cornell 1993: 137). Gleichzeitig bleibt der Penis immer auch abhängig von dem Objekt. „Daraus folgt ein Paradoxon: in ihrer phallischen Gestalt bedarf die männliche Sexualität *keine(n)* ‚andere(n)', in ihrer genitalen Lustdimension dagegen um so mehr" (Pohl 2004: 249; Herv. i. Org.). Innerhalb der genitalen Sexualität entsteht eine eigentümliche Spannung zwischen der qualitativen Ausrichtung auf Lust und Befriedigung und der quantitativen Ausrichtung auf Spannungsreduktion (vgl. Pohl 2004: 339).

Die hinter der Konstitution des Penis als Phallus liegende Idee der Autonomie verstärkt also bloß das Sexualitäts- und Männlichkeitsdilemma, indem es die Erfahrung der Abhängigkeit verschärft. Die durch die Begierde erzeugte dauerhafte Abhängigkeit führt dazu, dass der Mann im Bereich der Sexualität am verwundbarsten und schwächsten ist (vgl. Pohl 2004: 327). Das eigene Begehren kann, indem sich die Unabhängigkeit des Mannes als Illusion offenbart, somit als Hauptursache des Hasses angesehen werden, der dann auf die Frau als vermeintliche Auslöserin der Erregung projiziert wird (vgl. Pohl 2004: 279).

Die Lösung dieses Dilemmas wird in dem Ausgleich durch Machtausübung über die Frauen gesucht. Besonders während Krisensituationen

intensivieren sich die „bereits als Dispositionen eingelagerten Potentiale von Wut, Haß und Gewaltbereitschaft" (Pohl 2004: 280). Die Tendenz zur Destruktivität wird mit der „Neigung, Frauen wie Gegenstände zu behandeln" (Pohl 2004: 249), verbunden und manifestiert sich in der Tiefenstruktur normaler männlicher Sexualität, in der die „ambivalenten bis feindseligen Einstellungen zur Weiblichkeit" (Pohl 2004: 279) unbewusst eingelagert sind. Eine Steigerung dieser ‚Normalsexualität' zur Perversion – und damit auch zur sexuellen Gewalt – ist daher nur noch eine graduelle. Obwohl Gewalt gegen Frauen aus der Perspektive der hegemonialen Männlichkeit eher verpönt ist, kann sie nach Bereswill (vgl. Bereswill 2007: 11) als Handlungsressource benutzt werden, die nach wie vor den männlichen Tugenden der Rationalität, Autonomie und Selbstkontrolle entspricht.

Zur Untersuchung des Phänomens sexueller Gewalt muss insgesamt die geschlechtsspezifische Subjektivierung der Individuen stärker in den Blick genommen werden. Was im männlichen Habitus zum Ausdruck kommt und dem Subjekt einverleibt wurde, wird bereits während der Sozialisation durch die geschlechtsspezifische Triebentwicklung und Zuschreibung von Verletzungsorientierung angelegt. Die im Phallus verkörperte Unabhängigkeitsidee spiegelt sich im männlichen Habitus, der durch die Labilität der Männlichkeit immer wieder nach Beweisen für diese verlangt und gleichzeitig auf die vorhandene Abhängigkeit verweist. Sexuelle Gewalt kann somit als Handlungsressource zur Kompensation gedacht werden, um das Männlichkeitsdilemma zu durchbrechen, der Unerreichbarkeit des Unabhängigkeitsideals „Herr" zu werden und die eigene Angst abzuwehren.

Verbunden mit der männlichen Sozialisation findet sich auch in der zur Stabilisierung der labilen Männlichkeit notwendigen Objektivierung der Frau und der Reduzierung ihres Körpers auf ein Konsumgut eine grundlegende Bedingung für die Ausübung sexueller Gewalt. Unter Berücksichtigung der beschriebenen Ansätze zeigt sich, dass das Phänomen sexueller Gewalt in der Struktur der Geschlechterhierarchie und der Konstitution von Männlichkeit angelegt ist. Um bei dieser rein theoretischen Erkenntnis nicht stehen zu bleiben, sondern eine für die Praxis verwertbare Handlungsmöglichkeit zu entwerfen, müsste weiter gefragt werden, ob eine Veränderung der beschriebenen Einflussfaktoren wirklich eine Auswirkung auf das Phänomen der sexuellen Gewalt hätte. Ob eine derartige Umgestaltung überhaupt bewerkstelligt werden kann, ist derzeit offen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Unterdrückung und Objektivierung der Frau in Gesellschaften mit weniger dualistischen Geschlechterwahrnehmungen anscheinend nicht auftreten und somit auch keine Grundlage für sexuelle Gewalt bereitgestellt wird. Dies zeigte sich zum Beispiel in der anthropologischen Studie von Mary Douglas (1988), die die Mbuti-Pygmäen in Afrika beobachtete. Bei diesen nahm sie weder strenge Einteilungen in Geschlechtergruppen noch eine genau festgelegte Arbeitsteilung wahr. Wenn dies auch keinen ausreichenden Beleg für eine Kausalität zwischen beiden Faktoren darstellt, so findet sich hier doch ein weiteres Indiz für den Zusammenhang von Geschlechterhierarchie und sexueller Gewalt.

Dies erscheint mir als ein erstrebenswerter und möglicher Lösungsansatz zur Prävention. Notwendig wären somit die Etablierung von neuen Wahrnehmungsschemata beider Geschlechter und die damit verbundene Sozialisation, die sich jedoch nicht nur als problematisch erweisen könnte, sondern auch über etliche Generationen erstrecken würde. Eine mögliche Chance für die Wahrnehmungsänderung der Geschlechter könnte sich beispielsweise in der vermehrten Ausführung von Care-Tätigkeiten durch Männer zeigen.

Die angedeuteten Maßnahmen scheinen notwendig, soll der sexuellen Gewalt die Grundlage – also der hierarchische Geschlechterdualismus sowie die damit einhergehende hegemoniale Männlichkeit – entzogen werden. Hierbei will ich nicht für eine Auflösung der Differenz, sondern für die Möglichkeit eines gleichberechtigten Lebens plädieren, in dem jedes Individuum „ohne Angst verschieden sein" (Adorno 1969: 131) kann.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1969). *Minima Moralia*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Benjamin, Jessica. (1995). Anerkennung und Zerstörung. Die Dialektik von Autonomie und Bezogenheit. In Heiner Keupp (Hrsg.), *Der Mensch als soziales Wesen. Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert* (S. 252–261). München: Piper Verlag.
- Bereswill, Mechthild. (2007). Sich auf eine Seite schlagen. Die Abwehr von Verletzungsoffenheit als gewaltsame Stabilisierung von Männlichkeit. In Mechthild Bereswill, Michael Meuser & Sylka Scholz (Hrsg.), *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit* (S. 101–119). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bourdieu, Pierre. (1993). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft.* Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bourdieu, Pierre. (1997). Männliche Herrschaft revisited. *Feministische Studien*, 2, 88–99.

- Bourdieu, Pierre. (2005). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Connell, Robert. (1999). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten.* Opladen: Leske + Budrich.
- Cornell, Drucilla. (1993). Die Zeit des Feminismus neu gedacht. In: Seyla Benhabib, Judith Butler, Drucilla Cornell & Nancy Fraser, *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart* (S. 133–144). Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Fast, Irene. (1991). *Von der Einheit zur Differenz. Psychoanalyse der Geschlechtsidentität.* Berlin: Springer Verlag.
- Gugutzer, Robert. (2004). *Soziologie des Körpers.* Bielefeld: transcript Verlag.
- Jäger, Ulle. (2004). *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung.* Königsstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Lindemann, Gesa. (1992). Die leiblich-affektive Konstruktion des Geschlechts. Für eine Mikrosoziologie des Geschlechts unter der Haut. *Zeitschrift für Soziologie*, 21(5), 330–346.
- Maihofer, Andrea. (2013). Geschlechterdifferenz. Eine obsolete Kategorie? In Dominique Grisard, Ulle Jäger & Tomke König (Hrsg.), *Verschieden Sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz* (S. 27–46). Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Plessner, Helmuth. (1975). *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie.* Berlin/New York: Walter de Gruyter Verlag.
- Pohl, Rolf. (2003). Paranoide Kampfhaltung. Über Fremdenhass und Gewaltbereitschaft bei männlichen Jugendlichen. In Frauke Kohler & Katharina Pühl (Hrsg.), *Gewalt und Geschlecht – Konstruktionen, Positionen, Praxen* (S. 161–186). Opladen: Leske + Budrich.
- Pohl, Rolf. (2004). *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen.* Hannover: Offizin-Verlag.
- Pohl, Rolf. (2007). Genitalität und Geschlecht. Überlegungen zur Konstitution der männlichen Sexualität. In Mechthild Bereswill, Michael Meuser & Sylka Scholz (Hrsg.), *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit* (S. 186–203). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Pohl, Rolf. (2010). Männer – das benachteiligte Geschlecht? Weiblichkeitsabwehr und Antifeminismus im Diskurs über die Krise der Männlichkeit. In Mechthild Bereswill & Anke Neuber (Hrsg.), *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert* (S. 104–135). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Popitz, Heinrich. (1992). *Phänomene der Macht.* Tübingen: Mohr Siebeck.
- Rohde-Dachser, Christa. (1989). Unbewußte Phantasie und Mythenbildung in psychoanalytischen Theorien über die Differenz der Geschlechter. *Psyche – Z Psychoanal* 43, 193–218.
- Weininger, Otto. (1980). *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung.* München: Matthes & Seitz.
- Wobbe, Theresa. (1994). Die Grenzen der Gemeinschaft und die Grenzen des Geschlechts. In Theresa Wobbe & Gesa Lindemann (Hrsg.), *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht* (S. 177–198). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Kontakt und Information
Janina Jaeckel
janina.jaeckel@uni-bielefeld.de

Karen Holtmann, Sabine Schäfer

Lernen im Prozess: das gender- und diversitygerechte Auswahlverfahren der Bielefeld Graduate School in History and Sociology (BGHS)

1. Einleitung

Die soziale Welt der Hochschule ist nach wie vor ungerecht (vgl. Kortendiek u. a. 2014, Schäfer 2010). Frauen, Internationale, ‚Arbeiterkinder', Menschen mit Behinderungen – sie alle sind in deutschen Hochschulen in weiten Teilen unterrepräsentiert. Offensichtlich ist es für Angehörige dieser Gruppen nicht leicht, den Zugang zur Hochschule zu bekommen. Problematisiert wird dies bisher vor allem im Bereich des Studiums einerseits, beispielsweise durch Initiativen wie ArbeiterKind.de, und bei der Besetzung von Professuren andererseits, deren Verfahren von Gleichstellungsakteur_innen und Geschlechterforschung kritisch hinterfragt werden (Färber/Spangenberg 2008, Kortendiek u. a. 2014). Im großen und heterogenen Feld des Mittelbaus und wissenschaftlichen Nachwuchses stehen derzeit zwar die Arbeits- und Promotionsbedingungen auf dem Prüfstand vor allem der Gewerkschaften und der Wissenschaftspolitik, die Zugangsverfahren selbst, also z. B. Verfahren der Promotionsstipendienvergabe und Stellenbesetzungsverfahren im wissenschaftlichen Mittelbau, sind dagegen nicht im Fokus.[1]

Mit unserem Beitrag über das gender- und diversitygerechte Stellenbesetzungsverfahren der Bielefeld Graduate School in History and Sociology (BGHS) an der Universität Bielefeld möchten wir einige Bedingungen für das Gelingen eines solchen Verfahrens beleuchten, die sich aus dem Zusammenspiel von gesellschaftlichen Machtverhältnissen, institutionellen Strukturen und dem praktischen Handeln der beteiligten Akteur_innen ergeben. Dazu werden wir die Verfahren zur Vergabe von Stipendien bzw. Besetzung von Promotionsstellen beschreiben, die die BGHS seit ihrer Gründung im Jahr 2007 angewandt und weiterentwickelt hat. Diese Darstellung wird ergänzt durch die Analysen von Interviews, die wir Anfang 2015 mit sechs Mitgliedern der Auswahlkommissionen über ihre Erfahrungen mit den Verfahren durchgeführt haben.[2] Anhand dieser Analysen unternehmen wir den Versuch, die Möglichkeitsbedingungen für den Erfolg der angewandten gleichstellungspolitischen Instrumente zu rekonstruieren.

2. Die BGHS

Die BGHS ist eine gemeinsame Einrichtung der Fakultät für Soziologie und der Abteilung Geschichtswissenschaft der Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie an der Universität Bielefeld, die seit 2007 als Graduiertenschule im Rahmen der Exzellenzinitiative der deutschen Bundesregierung gefördert wird.[3] Zwar sind alle ca. 140 eingeschriebenen Promovierenden der beiden beteiligten Disziplinen Mitglieder der BGHS, nehmen an deren Ausbildungsprogramm teil und können Finanzierungen z. B. für Auslandsaufenthalte oder Tagungsreisen beantragen, allerdings gibt es nur eine kleine Anzahl von Promovierenden, die komplett durch die BGHS finanziert werden. Während in der ersten Förderphase (November 2007 bis Oktober 2012) an diese Promovierenden Stipendien vergeben wurden, änderte die BGHS für die zweite Förderphase (November 2012 bis Oktober 2017) ihre Förderpraxis, indem sie – dem Beispiel der DFG folgend – Promotionsstellen (65 %, TV-L E 13) einrichtete. Damit erkennt die BGHS die Promotionszeit als erste Phase der Berufstätigkeit in der Karriere von Wissenschaftler_innen an und gewährleistet eine tarifrechtlich abgesicherte und sozialversicherungspflichtige Beschäftigung.

In den Jahren 2012 und 2013 schrieb die BGHS in zwei Verfahren insgesamt 19 Promotionsstellen für wissenschaftliche Mitarbeiter_innen aus und besetzte sie jeweils im Folgejahr.[4] Diese vergleichsweise kleine Anzahl von eigenen Stellen (19 von 140 BGHS-Mitgliedern) reicht natürlich nicht aus, um die Anteile von Frauen und internationalen Promovierenden insgesamt in erheblichem Maße anzuheben. Allerdings waren beide Personengruppen ohnehin in der BGHS recht gut vertreten: Zum Zeitpunkt der ersten Ausschreibung von Stellen 2012 lag der Frauenanteil in der BGHS bei 50 % und damit nur leicht unter dem NRW-Durchschnitt bei Promotionen der beiden beteiligten Fächergruppen, der Anteil der internationalen Promovierenden bei 21 %, was deutlich über dem derzeitigen Durchschnitt ausländischer Studierender von 4,9 % in der Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie und 8,6 % in der Fakultät für Soziologie lag.[5] Es war ein erklärtes Ziel des BGHS-Vorstands, diese Verhältnisse mindestens

[1] Das ist umso interessanter, als die Konzeption von Verfahren für die Rekrutierung und Vergabe von Promotionsstellen und -stipendien in Projektanträgen z. B. für Graduiertenkollegs der Deutschen Forschungsgemeinschaft oder EU-finanzierten Promotionsprogrammen einen recht hohen Stellenwert hat. Die Verfahren werden jedoch im Hochschulalltag, insbesondere in der Forschung über Hochschulen, kaum reflektiert (vgl. aber dazu Antidiskriminierungsstelle des Bundes 2013).

[2] Bei den Befragten handelte es sich um vier Professor_innen, eine Mitarbeiterin der BGHS-Geschäftsstelle sowie einen Promovierendenvertreter, die an einem oder beiden Auswahlverfahren zur Besetzung der Promotionsstellen teilgenommen haben und denen an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt sei. Die leitfadengestützten Interviews dauerten jeweils zwischen 30 und 60 Minuten, sie wurden aufgezeichnet sowie teils transkribiert, teils in Protokollen zusammengefasst.

[3] Zu Profil und Programm der BGHS siehe www.uni-bielefeld.de/bghs.

[4] Im ersten Verfahren wurden neun Stellen, im zweiten Verfahren zehn Stellen ausgeschrieben.

[5] Statistische Daten zu Promovierenden sind grundsätzlich mit Vorsicht zu genießen (vgl. Möller 2013: 343). Längst nicht alle Promovierenden sind statistisch, z. B. durch Einschreibung, erfasst. Für diesen Beitrag haben wir zum Vergleich das Statistikportal des Gender-Reports 2013 (www.genderreport-hochschulen.nrw.de/no_cache/statistikportal/) sowie den Ausländer_innenanteil an den Studierenden aus dem Statistischen Jahrbuch der Universität Bielefeld 2014 (Daten.2014) herangezogen. Dieser Vergleich soll aber nur einen ungefähren Anhaltspunkt liefern.

zu bewahren und möglichst den Anteil internationaler Promovierender auf 25 % zu steigern.

3. Vergabe von Stipendien: spontaner Erfolg

Schon in ihren Verfahren für die Vergabe von Stipendien in den Jahren 2008 bis 2010 bemühte sich die BGHS um Chancengleichheit und sie war damit offensichtlich erfolgreich: Von insgesamt 24 Stipendien wurden 14 an Nachwuchswissenschaftlerinnen vergeben, internationale Bewerber_innen erhielten 8 Stipendien. Die Begutachtung der Bewerbungsunterlagen und der eingereichten Exposés erfolgte durch promovierte und habilitierte Mitglieder der Fakultäten. Auf der Grundlage dieser Gutachten wählten die beiden Direktoren der BGHS und zwei wissenschaftliche Mitarbeiterinnen aus der Geschäftsstelle die Kandidat_innen für Vorstellungsgespräche aus; die Gespräche selbst wurden von einem Gremium durchgeführt, das aus den BGHS-Direktoren, zwei weiteren Professor_innen, einem promovierten Mitglied des Mittelbaus sowie zwei Promovierendenvertreter_innen bestand. Dieses Gremium entschied auch über die Vergabe der Stipendien.

4. Das erste Stellenbesetzungsverfahren 2012/2013: die Enttäuschung

Beim Wechsel zur Vergabe von Stellen wurde Wert auf ein gender- und diversitygerechtes Verfahren gelegt, das sowohl Effekten von Genderregimes auf die Stellenbesetzung in Hochschulen (vgl. Moss-Racusin u. a. 2012) als auch Benachteiligungen von internationalen Bewerber_innen (vgl. Krause u. a. 2010) begegnen sollte.
Das erste Stellenbesetzungsverfahren baute auf den Erfolgen bei der Stipendienvergabe auf und wurde um die Anonymisierung der Bewerbungsunterlagen ergänzt, die als ein adäquates Mittel zur Erreichung von Chancengleichheit in Bewerbungsverfahren gilt (vgl. Krause u. a. 2012). Das heißt, es wurden ausschließlich die anonymisierten Exposés der Bewerber_innen an die Gutachter_innen weitergeleitet. Um den Auswahlprozess handhabbar zu machen, wurde die Auswahlkommission in drei Kleingruppen eingeteilt, von denen jede zunächst eine Vorauswahl unter den Bewerbungen traf. Die Kleingruppen waren jeweils mit ein bis zwei Professor_innen und ein bis zwei Mitgliedern anderer Statusgruppen besetzt. In dieser Phase des Verfahrens wurde die Anonymität der Bewerber_innen teilweise aufgehoben, indem den Kommissionsmitgliedern Kurzprofile zugänglich gemacht wurden, die Angaben über Geschlecht, Nationalität, Land des Studienabschlusses, Titel des Dissertationsprojektes und eine Kurzbeschreibung des Projektes enthielten. Dadurch wurde es möglich, die beschlossenen Kriterien, nämlich die gleiche Verteilung von Frauen und Männern und die Anhebung des Anteils der internationalen Promovierenden, in den Auswahlprozess einzubeziehen. Die Voten der Kleingruppen wurden von Mitarbeiter_innen der Geschäftsstelle zusammengeführt und der gesamten Auswahlkommission weitergeleitet. Auf Basis dieser Unterlagen und der Voten diskutierte und entschied die gesamte Auswahlkommission, wer zum Vorstellungsgespräch mit der gesamten Auswahlkommission eingeladen wurde. Entgegen den Erwartungen des Vorstands und der Geschäftsstelle der BGHS zeigte sich, dass das Verfahren nicht zu höheren Anteilen von Frauen und internationalen Promovierenden führte, sondern das Gegenteil der Fall war: Von neun Stellen wurden nur drei an Nachwuchswissenschaftlerinnen und zwei an internationale Kandidat_innen vergeben. Darüber hinaus war der Anteil der erfolgreichen Kandidat_innen, die ihren Masterabschluss bereits an der Universität Bielefeld gemacht hatten, mit einem Drittel unerwartet hoch.
Die Erzählungen der im Nachhinein befragten Kommissionsmitglieder geben Hinweise darauf, wie dies zustande kommen konnte. Ein Mitglied führt das schlechtere Abschneiden von Frauen und internationalen Bewerber_innen darauf zurück, dass es bei der Vergabe der Stellen „um was Richtiges ging […], dass da mehr zu verteilen war" (Interview 3). Auch Ergebnisse der Geschlechterforschung zeigen, dass der Frauenanteil in Hochschulen sinkt, je besser ausgestattet die Stellen sind (vgl. Kortendiek u. a. 2014: 387). Da Promotionsstellen sozial abgesichert und besser ausgestattet sind als Stipendien, könnte der Wechsel in der Förderpraxis tatsächlich ein Grund für die ungleiche Verteilung sein. Allerdings könnte man statt von einer Benachteiligung von weiblichen und internationalen Promovierenden, die die Mitglieder der Auswahlkommission genau wie die meisten anderen Wissenschaftler_innen weit von sich weisen, auch von einer unbeabsichtigten Bevorzugung männlicher Kandidaten aus Deutschland sprechen. Und diese Perspektive scheint in einem weiteren Interview auf, in dem das befragte Mitglied angab, dass man bei Kandidat_innen für Stellen „stärker darauf achtet, ob die hier hinpassen oder nicht als bei Stipendien" (Interview 5). Der Passung der Stelleninhaber_innen wird hier ein hoher Stellenwert zugemessen. Was bedeutet das in Bezug auf die Besetzung der BGHS-Stellen?

Im wissenschaftlichen Feld gilt die wissenschaftliche Leistung, die einer Person zugeordnet werden kann, als das wesentliche Kriterium für die Anerkennung als Wissenschaftler_in (Engler 2001). Der Auswahlkommission stellte sich also die schwierige Aufgabe, Nachwuchswissenschaftler_innen auszuwählen, die ganz am Anfang ihrer wissenschaftlichen Laufbahn stehen und sich noch nicht als Expert_innen für ein Thema etablieren konnten. Ein Exposé liefert in dieser Phase der Karriere in der Regel noch keinerlei Aufschluss über die Person. Dies passiert darüber hinaus in einem teilanonymisierten Verfahren, das zwar in seinem Verlauf einige Rückschlüsse auf persönliche Merkmale zulässt, aber die konkrete Person nicht preisgibt. Für die Mitglieder der Auswahlkommission, die selbst Akteur_innen des wissenschaftlichen Feldes sind und den dort geltenden Wahrnehmungs- und Bewertungsmustern folgen, die z. B. auf der Anerkennung wissenschaftlicher Leistung beruhen, ergibt sich also die Schwierigkeit, unter diesen Bedingungen größtmögliche Passung herzustellen. Und dies ist im ersten Stellenbesetzungsverfahren möglicherweise, wenn auch unabsichtlich, über die Herstellung homosozialer Kooptation erfolgt, also der Bevorzugung von Kandidat_innen, die offensichtlich immer noch am besten zur vorherrschenden Wahrnehmung von ‚exzellenten' Wissenschaftler_innen passen: eher Männer, eher Deutsche, eher Kandidat_innen, die ihren Abschluss in Bielefeld gemacht haben.

5. Das zweite Stellenbesetzungsverfahren 2013/2014: mit Quoten ans Ziel

Mit dieser Situation war der Vorstand der BGHS nicht zufrieden und er beschloss für das zweite Stellenbesetzungsverfahren die Einführung fester Anteile für Frauen und internationale Bewerber_innen, d. h., man einigte sich de facto auf Quoten: Von zehn ausgeschriebenen Stellen sollten mindestens fünf Stellen mit Frauen besetzt und mindestens vier Stellen an internationale Kandidat_innen vergeben werden. Darüber hinaus sollten gleiche Bedingungen hergestellt werden für Bewerber_innen, die ihren Abschluss nicht an der Universität Bielefeld gemacht hatten, und für solche, die aus Bielefeld kamen. Es wurde daher die Begutachtung der Exposés interner Bewerber_innen an externe Gutachter_innen vergeben. Der Verfahrensablauf änderte sich im Vergleich zum Vorjahr nicht.

Dieses Mal war das Besetzungsverfahren gemessen an der Einstellung von Nachwuchswissenschaftlerinnen und internationalen Promovierenden deutlich erfolgreicher, wie **Tab. 1** zeigt.

Tab. 1: Übersicht der eingestellten Bewerber_innen nach Geschlecht, Nationalität und Abschlussort

	Verfahren 2012/2013 Gesamt: 9			**Verfahren 2013/2014 Gesamt: 10**		
Geschlecht	weiblich	männlich		weiblich	männlich	
	3	6		6	4	
Nationalität	international	national		international	national	
	2	7		5	5	
Abschlussort	international	national	Bielefeld	international	national	Bielefeld
	1	5	3	5	4	1

Tab. 2: Übersicht der begutachteten Bewerbungen nach Geschlecht, Nationalität und Abschlussort

	Verfahren 2012/2013 Gesamt: 181 (= 100 %)			**Verfahren 2013/2014 Gesamt: 152 (= 100 %)**		
Geschlecht	weiblich	männlich	sonstiges	weiblich	männlich	sonstiges
	84 (46 %)	96 (53 %)	1 (1 %)	79 (52 %)	72 (47 %)	1 (1 %)
Nationalität	international	national		international	national	
	88 (49 %)	93 (51 %)		99 (65 %)	53 (35 %)	
Abschlussort	international	national ohne Bielefeld	Bielefeld	international	national ohne Bielefeld	Bielefeld
	80 (44 %)	70 (39 %)	31 (17 %)	100 (66 %)	38 (25 %)	14 (9 %)

Mit fünf eingestellten internationalen Bewerber_innen und sechs eingestellten Nachwuchswissenschaftlerinnen wurden die vom Vorstand beschlossenen Anteile sogar übertroffen. Tab. 2 zeigt, dass sich allerdings deren Anteile im Bewerber_innenfeld des Verfahrens 2013/2014 auch von denjenigen im Jahr zuvor unterschieden.

So durchlief im Verfahren 2013/2014 ein deutlich höherer Anteil internationaler Bewerbungen das Begutachtungsverfahren als im Vorjahr (65 % zu 49 %). Dies ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass das Bewerbungsverfahren und die Anforderungen an die Bewerbungsunterlagen in der Ausschreibung und auf der Homepage der BGHS im zweiten Stellenbesetzungsverfahren überarbeitet wurden und damit auch für Bewerber_innen, die noch keine Erfahrungen mit dem deutschen Wissenschaftssystem hatten, besser nachvollziehbar waren. Dass der Anteil an Bewerber_innen mit Abschlussort Bielefeld im ersten Verfahren etwa doppelt so hoch war wie im zweiten, liegt vermutlich daran, dass die BGHS von 2010 bis 2012 keine Stipendien ausgeschrieben hatte und somit ein „Versorgungsstau" entstand, der nach dem ersten Verfahren weitgehend abgebaut war.

Auch wenn Quoten für bestimmte Personengruppen von Gleichstellungsexpert_innen als hervorragendes Instrument zur Herstellung von Chancengleichheit oder sogar Gerechtigkeit angesehen werden, stehen viele Wissenschaftler_innen ihnen kritisch gegenüber. Von den befragten Mitgliedern der Auswahlkommissionen wurde die Einführung einer festen Anteilsverteilung durchaus unterschiedlich bewertet. Ein Kommissionsmitglied sagte, feste Anteilsverteilungen seien

„halt politische Entscheidungen. Das hat mit Wissenschaft nichts zu tun. […] Sämtliche Quoten sind immer nachrangige Kriterien bei gleicher Eignung und Leistung." (Interview 6)

In dieser Aussage kommt die in der Welt der Wissenschaft vorherrschende Orientierung auf die wissenschaftliche Leistung zum Vorschein, die einer Person zugeordnet werden kann (Engler 2001). Eine politische Entscheidung, wie z. B. die Einführung von Quoten, hat nach Ansicht dieses Kommissionsmitgliedes mit dieser Welt der „gleichen Eignung und Leistung" „nichts zu tun". In dieser Äußerung scheint die Wissenschaft frei von sozialen Einflüssen zu sein, die zu einer bestimmten, nämlich ‚ungleichen' Wahrnehmung von Leistung führen können. In der sozialen Praxis des Stellenbesetzungsverfahrens hat sich die Notwendigkeit der Abwägung zwischen wissenschaftlichen (Leistung) und politischen (Quoten) Kriterien allerdings offensichtlich gar nicht erst ergeben. Alle Befragten gaben an, dass sie nicht den Eindruck hatten, dass ein besseres Projekt aufgrund der festen Anteilsverteilung bei der Stellenvergabe nicht berücksichtigt wurde. Eine Person, die den Quoten kritisch gegenüberstand, formulierte das so, dass sie

„persönlich […] keinen Zweifelsfall gehabt [habe], wo ich gedacht habe, jetzt habe ich hier zwei sehr gute Bewerbungen und jetzt muss ich aber den Antrag der Frau oder den ausländischen Antrag bevorzugen und den anderen benachteiligen, sogar, wenn der eventuell einen Hauch besser ist." (Interview 5)

Das von Gleichstellungsexpert_innen formulierte Problem, dass die wissenschaftliche Leistung sich in Stellenbesetzungsverfahren kaum vergleichen lässt (vgl. für Berufungsverfahren Färber/Spangenberg 2008), spielt hier keine Rolle. Das befragte Kommissionsmitglied kann die Bewerbungen nach eigener Darstellung sehr detailliert, nämlich bis auf „einen Hauch", miteinander vergleichen. Dabei handelt es sich in den BGHS-Verfahren um Projekte, die der gesamten Bandbreite der an der Universität Bielefeld vertretenen Soziologie und Geschichtswissenschaft zuzuordnen sind. Dieses Mitglied macht sich Gedanken um eine mögliche und aus wissenschaftlicher Perspektive unzulässige Bevorzugung von Frauen oder internationalen Bewerber_innen und der sich daraus ergebenden Benachteiligung eines anderen Bewerbers. Ein anderes Kommissionsmitglied bezeichnet dies gar als eine ‚Gefährdung', die die Quote für „Exzellenz" darstellen könnte (Interview 1). Diese Sichtweise, dass es eher um die Bevorzugung ‚passender' Kandidat_innen geht als um die Benachteiligung der anderen, wird für die ‚üblichen' Bedingungen in der Wissenschaft in der Regel nicht formuliert, dass nämlich die ‚normale' Benachteiligung von Frauen (und anderen Gruppen) gleichzeitig eine Bevorzugung von Männern darstellt, die allerdings nicht auf der Grundlage politischer Entscheidungen passiert, sondern ein Effekt der im wissenschaftlichen Feld herrschenden Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsmuster ist.

Im BGHS-Stellenbesetzungsverfahren stellte die Quote offensichtlich kein Problem dar, weil die Kommissionsmitglieder nicht die Notwendigkeit sahen, dass sie sie entgegen ihrem wissenschaftlichen Ethos anwenden mussten. Ihren Beschreibungen nach haben sich schlicht und einfach die an wissenschaftlichen Kriterien gemessen besten Kandidat_innen durchgesetzt, und das waren eben in der Mehrheit Frauen und zur Hälfte internationale Bewerber_innen. Die wissenschaftliche Leistung oder Exzellenz dient in erster Linie als Argumentationsfigur, um das politische Kriterium der Quote in ein wissenschaftliches

Kriterium zu übersetzen. Dabei bietet ausgerechnet die unausgesprochene Tatsache, dass die wissenschaftliche Leistung schwer zu messen und zu vergleichen ist, offenbar den nötigen Spielraum, um die vereinbarten Quoten zum Erfolg werden zu lassen. Wissenschaftliche Leistung und Quoten schließen sich in den Darstellungen der befragten Wissenschaftler_innen nicht aus, vielmehr stellen die Quoten eine Rahmenbedingung für Gleichstellung dar, die in der sozialen Praxis des Stellenbesetzungsverfahrens zu wissenschaftlicher Ehre gelangt. In Anlehnung an Albert Einstein könnte man hier vielleicht von einer „spukhaften Fernwirkung" sprechen, die die beiden Kriterien miteinander verbindet.

Allerdings ist es nicht selbstverständlich, dass sich ein wissenschaftliches Gremium wie der BGHS-Vorstand überhaupt auf Quoten einigt, diese in einem Beschluss festlegt und sich im Verfahren auch daran hält. Ein Kommissionsmitglied war „überrascht", dass sich „alle darauf eingelassen haben und dass das so gut geklappt hat", „weil Quoten, also Anteilsverteilungen, […] einfach nicht so gut in der Wissenschaft [kommen]" (Interview 3). Diese Person wundert sich noch im Nachhinein:

„[Der] Grundsatz, bei gleicher Qualifikation nehmen wir Frauen oder Internationale, [hat] tatsächlich ohne großartige Diskussionen über ‚Sind die denn auch qualifiziert genug?' funktioniert." (Interview 3)

In dieser Feststellung kommt eine wichtige Bedingung für das Gelingen des Verfahrens zum Ausdruck: dass nämlich alle Mitglieder der Kommission sich an den Beschluss der Anteilsverteilungen gebunden fühlten, egal wie sie persönlich zur Quote standen. Das bedeutet allerdings nicht, dass dieses Verfahren für alle Zeiten gesichert ist. Ein Kommissionsmitglied äußerte die Befürchtung, dass es „zur Zeit die große Gefahr gibt, dass ein solches Verfahren auf mehr Widerstand stößt und es dadurch fast noch schwerer macht, Frauenförderung zu betreiben, die ich aber total wichtig finde" (Interview 4). Gleichstellungserfolge sind keine Selbstverständlichkeit; sie erfordern eine ständige Reflexion, Wachsamkeit und die Bereitschaft, dazuzulernen.

6. Schlussfolgerungen

Der Antrag zur Fortsetzung der BGHS im Jahr 2012 beinhaltete die Vision, dass die Welt der Wissenschaft von der sozialen Vielfalt ihrer Akteur_innen profitiert. Um diese Vision umzusetzen, wurde ein Stellenbesetzungsverfahren etabliert, das den Erhalt der gleichen Verteilung von weiblichen und männlichen Promovierenden sowie die Erhöhung des Anteils von internationalen Promovierenden an der BGHS gewährleisten sollte. Dazu wurden im ersten Verfahren 2012/2013 die Anonymisierung der Bewerbungsunterlagen und im zweiten Verfahren 2013/2014 darüber hinaus eine feste Anteilsverteilung von weiblichen und männlichen sowie von internationalen und deutschen Kandidat_innen und die externe Begutachtung interner Bewerber_innen eingeführt. Im Vergleich der Verfahren wurde deutlich, dass insbesondere die Festlegung und Einhaltung von Quoten zum Erfolg des gender- und diversitygerechten Stellenbesetzungsverfahrens führte.

Die Reflexionen der im Nachhinein befragten Kommissionsmitglieder machen deutlich, dass ein Commitment zur Chancengleichheit allein nicht ausreicht, um sie in einem kompetitiven Stellenbesetzungsverfahren unter den gegebenen Bedingungen des wissenschaftlichen Feldes erfolgreich umsetzen zu können. Es müssen flankierende Instrumente eingesetzt werden, von denen feste Anteilsverteilungen, d. h. Quoten, den größten Erfolg versprechen. Die Anonymisierung der Bewerbungsunterlagen hat sicherlich dazu beigetragen, v. a. einer Altersdiskriminierung von solchen Bewerber_innen entgegenzutreten, die bereits andere Erfahrungen, z. B. in der Projektarbeit oder durch Auslandsaufenthalte, gemacht hatten, denn es gibt doch eine allgemeine Tendenz, junge Bewerber_innen für Promotionsstellen zu bevorzugen. Grundlage des Erfolgs war aber auch, dass der Vorstand und die jeweiligen Auswahlgremien der BGHS bereit waren, aus den Verfahren zu lernen, sie immer wieder anzupassen und sich an Beschlüsse, die als politische Entscheidungen getroffen wurden, zu halten. Dies ist nicht selbstverständlich.

Die Erzählungen der Kommissionsmitglieder zeigen aber auch, dass die Quote deshalb funktionieren konnte, weil zwar alle Mitglieder eine Vorstellung von einer adäquaten wissenschaftlichen Leistung oder von Exzellenz hatten, diese aber nicht an konkreten Einzelfällen diskutieren mussten. Das liegt sicherlich auch daran, dass in jedem Verfahren eine größere Anzahl von Stellen ausgeschrieben war, die die Umsetzung der Quoten im jeweiligen Verfahren ermöglichte. Dies ist beispielsweise in einem Berufungsverfahren vollkommen anders, in dem nur eine Stelle besetzt werden kann. Eine Quote müsste dort über Jahre und mehrere Verfahren hinweg durchgesetzt werden, um tatsächlich z. B. den Frauenanteil nachhaltig zu verändern. Allerdings ist die Quote auch das Instrument, das tatsächlich nicht nur mehr Gleichheit, sondern durch eine verabredete Ungleichbehandlung auch mehr Gerechtigkeit herstellen kann.

Für die BGHS hat sich die ständige Weiterentwicklung des Stellenbesetzungsverfahrens als Erfolg herausgestellt, auch wenn der dafür nötige organisatorische und zeitliche Aufwand erheblich war. Die Verfahren zeigen aber auch, dass die BGHS und ihre Gremien selbst in der Lage sind, das zu tun, was sie von ihren Nachwuchswissenschaftler_innen erwarten: nämlich im Prozess ständig dazuzulernen und so zu einer ‚learning community' zu werden.

Literaturverzeichnis

- Antidiskriminierungsstelle des Bundes (Hg.) 2013: Leitfaden Diskriminierungsschutz an Hochschulen. Ein Praxisleitfaden für Mitarbeitende im Hochschulbereich (www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Diskriminierungsfreie_Hochschule/Leitfaden-Diskriminierung-Hochschule-20130916.pdf?__blob=publicationFile; zugegriffen am 28.04.2015)
- Daten.2014. Statistisches Jahrbuch. Materialien zur Planung (www.uni-bielefeld.de/Universitaet/Ueberblick/Organisation/Verwaltung/Dez_I/Controlling/Stat_Jahrbuch_2014_online.pdf; zugegriffen am 28.04.2015)
- Engler, Steffani 2001: „In Einsamkeit und Freiheit"? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz
- Kortendiek, Beate/Meike Hilgemann/Jennifer Niegel/Ulla Hendrix 2014: Gender-Report 2013. Geschlechter(un)gerechtigkeit an nordrhein-westfälischen Hochschulen. Hochschulentwicklungen – Gleichstellungspraktiken – Wissenschaftskarrieren. Essen
- Krause, Annabelle/Ulf Rinne/Klaus F. Zimmermann 2010: Anonymisierte Bewerbungsverfahren. IZA Research Report No. 27. Bonn
- Krause, Annabelle/Ulf Rinne/Klaus F. Zimmermann/Ines Böschen/Ramona Alt 2012: Pilotprojekt „Anonymisierte Bewerbungsverfahren" – Abschussbericht. IZA Research Report No. 44. Bonn
- Möller, Christina 2013: Wie offen ist die Universitätsprofessur für soziale Aufsteigerinnen und Aufsteiger. Explorative Analysen zur sozialen Herkunft der Professorinnen und Professoren an den nordrhein-westfälischen Universitäten. In: Soziale Welt (64), S. 341–360
- Moss-Racusin, Corinne A./John F. Dovidio/Victoria L. Brescoll/Mark J. Graham/Jo Handelsman 2012: Science faculty's subtile gender biases favor male students. In: PNAS Early Edition 109 (41), S. 16474–16479
- Schäfer, Sabine 2010: Hochschulen und Geschlechtergerechtigkeit. Ein Zimmer mit Aussicht. In: Bauschke-Urban, Carola/Marion Kamphans/Felizitas Sagebiel (Hg.): Subversion und Intervention. Wissenschaft und Geschlechter(un)ordnung. Opladen, S. 109–125

Kontakt und Information
Dr. Sabine Schäfer
sabine.schaefer@uni-bielefeld.de

Patricia Plummer

Frauen und Feminismus in Pakistan

Ein Gespräch über Bildung, Literatur und Zensur mit Prof. Dr. Shirin Zubair

Prof. Dr. Patricia Plummer (Universität Duisburg-Essen) und Prof. Dr. Shirin Zubair (Bahauddin Zakariya University, Pakistan/zur Zeit Universität Oslo, Norwegen) sind Professorinnen im Fach Anglistik, die Genderforschung und Postcolonial Studies zu ihren fachlichen Schwerpunkten zählen. Kennengelernt haben sie sich anlässlich eines Forschungskolloquiums, das am 29.07.2014 am Center for Global Cooperation Research – Käte Hamburger-Kolleg in Duisburg veranstaltet wurde. Shirin Zubair, seinerzeit Senior Fellow am KHK, hielt einen Vortrag zum Thema „Can the Subaltern Speak? Western Feminism and Muslim Women's Identities in Pakistan", zu dem Patricia Plummer als Kommentatorin eingeladen war. Bei einem anschließenden Gespräch stellten beide zahlreiche Parallelen zwischen ihren Fachgebieten, aber auch im Hinblick auf Erfahrungen in Studium und Beruf fest. Es entspann sich seither ein interkultureller Austausch über Feminismus und Forschung, Lehre und Literatur, der die Grundlage für dieses Interview bildet.[1]

Shirin Zubair studierte Anglistik in Pakistan, promovierte 2000 an der Universität Cardiff im Fach Angewandte Linguistik, forschte und lehrte an zahlreichen britischen und amerikanischen Universitäten und ist seit 2004 Professorin an der Bahauddin Zakariya University (BZU). 2013 wurde sie vom Dienst suspendiert und musste bereits zum zweiten Mal aus

[1] Das Interview ist die Zusammenfassung eines längeren Gespräches, das auf Englisch geführt wurde. Übersetzung: Patricia Plummer.

Sicherheitsgründen ihre Heimat Pakistan verlassen, weil sie feministische Positionen in der Lehre vertrat und deshalb angezeigt wurde. Unterstützt durch die Organisation Scholars at Risk lebt sie seither im Exil. Nach Forschungsaufenthalten an der Graduate School Muslim Cultures and Societies an der FU Berlin (2013) sowie am Käte Hamburger-Kolleg in Duisburg (2014) forscht Zubair derzeit am Zentrum für Mehrsprachigkeit der Universität Oslo.

Patricia Plummer: *Welche Erfahrungen haben Sie in Ihrer Studienzeit gemacht? Wie wurde englische Literatur in Pakistan gelehrt?*

Shirin Zubair: Bis in die späten 1980er Jahre wurde englische Literatur an der BZU, einer staatlichen Hochschule, an der ich seit 1984 fast drei Jahrzehnte lang beschäftigt war, auf eher traditionelle Weise gelehrt. Es dominierte die Vorstellung eines männlich geprägten literarischen Kanons, in dem nur wenige Werke von Schriftstellerinnen, darunter George Eliot, Jane Austen und Virginia Woolf, Erwähnung fanden. Frauenliteratur als Ausdruck alternativer Sichtweisen oder feministische Zugänge zu Literatur kamen im Studium nicht vor. Die Werke von Schriftstellerinnen wurden entweder ignoriert oder als Abweichung von einer hegemonialen Norm charakterisiert und abgewertet.

PP: *Ich habe in den 1980er Jahren Anglistik an einer deutschen Hochschule studiert und vergleichbare Erfahrungen gemacht. Wie kam es dazu, dass Sie in Pakistan Feminismus lehrten?*[2]

SZ: Feminismus habe ich sehr viel später für mich entdeckt, während ich an meiner Dissertation „Women's Literacies in a Rural Pakistani Community: An Ethnographic Study" arbeitete. Ich habe über Frauen in den ländlichen Regionen Pakistans und ihre Lese- und Schreibkompetenz in Urdu, Arabisch und Englisch geforscht. Dadurch wurde mir bewusst, dass Lese- und Schreibkompetenz sowie höhere Bildung bis heute kontroverse Themen sind – nicht nur in Pakistan, sondern in unterschiedlichen Gesellschaften weltweit. Ich fand heraus, dass das Thema weiblicher Lese- und Schreibkompetenz in dörflichen Gemeinschaften angstbesetzt war. Viele Männer fühlten sich bedroht, wenn Frauen lesen und schreiben konnten. Bildung und kritisches Denken können Leben verändern.
Ich hatte auch früher schon ein Bewusstsein für soziale Ungleichheit und für Ungerechtigkeit gegenüber Frauen, aber ohne das notwendige Vorwissen und den theoretischen Rahmen wusste ich nicht, wie man Frauenrechte einfordern kann. Daher nehme ich an, dass die Kenntnis feministischer Theorien der notwendige erste Schritt ist, geradezu ein Muss für Studierende der Literatur- und Sprachwissenschaften, um Analysekriterien für die weltweite Situation von Frauen zu entwickeln. Wir benötigen ein kritisches Vokabular, sonst entziehen sich manche Dinge unserer Vorstellung.

PP: *In Deutschland sind im Zuge der akademischen Frauenbewegung, zusätzlich gefördert durch politische Maßnahmen und entsprechende Finanzierung, parallel zur institutionellen Verankerung von Gleichstellungspolitik seit den späten 1980er Jahren an vielen Universitäten Zentren für Frauen- und Genderforschung entstanden. An meiner früheren Universität, der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, wurde 1990 ein Interdisziplinärer Arbeitskreis für Frauen- und Genderforschung gegründet, das Zentrum für Gender Studies und Feministische Zukunftsforschung der Universität Marburg feierte 2011 sein 20-jähriges Bestehen und an der Universität Duisburg-Essen konnte das Essener Kolleg für Geschlechterforschung im Jahr 2013 sein 15-jähriges Jubiläum begehen. Gibt es vergleichbare Entwicklungen in Pakistan?*

SZ: Heute gibt es in Pakistan an den meisten Universitäten Zentren für Frauen- und Genderforschung. Sie gehen zurück auf die Regierungszeit von Benazir Bhutto, die 1989 fünf Exzellenzzentren für Frauenforschung an pakistanischen Universitäten gründete. Es sind weitere hinzugekommen. Die staatliche Kontrolle von Bildungspolitik und schulischen wie universitären Curricula ist jedoch geblieben.

PP: *Durch den andauernden ‚Krieg gegen den Terror' und die politische und militärische Situation im Nachbarland Afghanistan ist in den vergangenen Jahren auch Pakistan zunehmend in den Blick der westlichen Öffentlichkeit geraten. In den Medien wird immer wieder von Überfällen auf Schulen berichtet, zuletzt über das Massaker an einer Schule für Militärangehörige in Peshawar im Dezember 2014, bei dem Taliban mehr als 130 Schüler und Lehrer ermordeten. Zuvor erreichte der Fall der Schülerin Malala Yusafzai, die sich für das Recht auf Bildung einsetzte, eine globale Öffentlichkeit. Ihr Schulbus wurde im Oktober 2012 von Taliban überfallen, die Malala gezielt in den Kopf schossen und auch zwei ihrer Mitschülerinnen verletzten. Malala Yusafzai wurde 2014 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet und lebt heute mit ihrer Familie in England im Exil. Auch wenn diese Ereignisse in den nördlichen Landesteilen Pakistans nicht direkt mit Ihrer*

[2] Gemeint ist hier und anderswo im Interview westlicher Feminismus, den Shirin Zubair im Rahmen ihrer Seminare und Vorlesungen zu britischer und amerikanischer Literatur, Sprache und Kultur gelehrt hat.

Situation vergleichbar sind – wie ordnen Sie die Angriffe auf Bildungseinrichtungen ein?

SZ: Die jüngsten Angriffe auf Bildungseinrichtungen, v. a. auf Mädchenschulen, in den nördlichen Landesteilen Pakistans bezeugen, dass es eine negative Entwicklung in Hinblick auf weibliche Bildung gibt. Insbesondere in Schulen ist die Situation besonders prekär, da viele Lehrbücher offen sexistisch sind und sowohl Frauen als auch ethnische Minderheiten marginalisieren. Hinzu kommt, dass Lehrer_innen weder entsprechend ausgebildet sind noch sensibilisiert werden.

PP: F*eministische Theorie und Genderforschung stellen patriarchalische Strukturen in der Wissenschaft ebenso infrage wie vermeintlich ‚objektives' Wissen, sie dekonstruieren Geschlechterstereotype, sind heute meist transkulturell und transdisziplinär ausgerichtet. Wie hat die Auseinandersetzung mit diesen Diskursen Ihre Arbeit beeinflusst?*

SZ: Feminismus kam in meiner Studienzeit in den universitären Curricula nicht vor. Umso wichtiger war es für mich, diese Studieninhalte voranzutreiben, als ich zur Professorin an meiner Universität ernannt wurde. Ich musste lange dafür kämpfen, Seminare über Feminismus und Literatur von Frauen anzubieten, Werke zu unterrichten, in denen tabuisierte Themen, wie Vergewaltigung, Ehescheidung, Homoerotik und weibliche Sexualität, vorkommen, aber auch neue Genres wie *Life Writing*, Autobiografien von women of colour im globalen Kontext usw.
Solche ‚alternativen' Lehrinhalte müssen langwierige offizielle Genehmigungsverfahren in den akademischen und administrativen Institutionen durchlaufen. Trotz der patriarchalischen Strukturen in der pakistanischen Universitätslandschaft hatte ich schließlich Erfolg. Ab dem Jahr 2000 konnte ich neue Lehrveranstaltungen über Frauenliteratur, Feministische Linguistik und Gender, Sprache und Gesellschaft anbieten – und das im Südlichen Punjab, einer Region, in der Frauen keinesfalls selbstverständlich über Zugänge zu Lese- und Schreibkompetenz, höherer Bildung bzw. über persönliche und beruflichen Perspektiven verfügen.

PP: *Wie wir bereits festgestellt haben, gab es in unseren jeweiligen Universitäten während des Studiums keine Professorinnen. Wurden Sie von ihren pakistanischen Studentinnen als ‚role model' angesehen?*

SZ: Bis zu meiner Berufung auf eine Professur für Anglistik und auf die Institutsleitung im Jahr 2004 gab es am Institut keine Frauen in Leitungsfunktion. Ich vermute, dass ich von einigen Studentinnen als ‚role model' betrachtet wurde. Obwohl das Klima an pakistanischen Universitäten heute wesentlich offener ist als zu meiner Studienzeit, auch in Bezug auf Genderthemen, werteten mich manche jedoch als ‚schlechte Frau' ab. Die jungen Frauen, die ich unterrichtete – und auch im Rahmen eines Forschungsprojektes zu ihren Einstellungen befragte (vgl. Zubair im Druck) –, schienen mir an einem Wendepunkt angekommen zu sein. Einerseits waren sie fasziniert von der Dynamik einer weiblichen Führungsrolle, andererseits sind viele nicht bereit, den schützenden Einflussbereich ihrer Väter und Brüder aufzugeben, auch wenn das bedeutet, dass sie ausgenutzt und kontrolliert werden. Ich glaube, meine Studentinnen in Pakistan waren unsicher, für welchen Weg sie sich entscheiden sollten. Als ich mit schwerwiegenden Vorwürfen konfrontiert wurde, weil ich feministische Theorie und Frauenliteratur in einem globalen Kontext lehrte, hat nicht eine Einzige Partei für mich ergriffen. Ich vermute, dass sie sich als junge Frauen im patriarchalischen Pakistan vor den Konsequenzen fürchteten. Sie waren verwundbarer als ihre Professorin.

PP: *Die Bahauddin Zakariya University in Multan, Ihre Alma Mater, bezeichnet sich laut Claim auf der Homepage der Universität als ‚progressive Universität'. Welche konkreten beruflichen Auswirkungen hatten Ihre innovativen Forschungsthemen, Lehrinhalte und -methoden?*

SZ: Ich wurde zweimal vom Dienst suspendiert und musste in der Folge zweimal ins Exil gehen.

PP: *Könnten Sie das etwas genauer erläutern? Was genau wurde Ihnen im aktuellen, zweiten Fall zum Vorwurf gemacht?*

SZ: Ich wurde wegen Regelverstößen angeklagt. In meinen Lehrveranstaltungen zu Feminismus bzw. Poststrukturalismus habe ich in Pakistan tabuisierte Themen wie (Homo-)Sexualität, sexuelle Gewalt und Pornografie anhand von Beispielen aus Literatur und Film analysiert. Unter anderem ermutigte ich Studierende, kontroverse feministische Texte wie Gerd Brantenbergs Geschlechtersatire *Egalia's Daughters* (1977) zu lesen und Hollywoodfilme wie *Revolutionary Road* (2008) sowie indische feministische Filme wie *The Dirty Picture* (2011) anzusehen, um dadurch Laura Mulveys Aufsatz über den voyeuristischen Blick im Erzählkino („Visual Pleasure and Narrative Cinema", 1975) zu veranschaulichen.

Einige männliche Studierende, aber auch die Universitätsverwaltung reagierten darauf sehr emotional. Sie verurteilten nicht nur diese Texte und Filme, sondern auch Derridas Theorie der Dekonstruktion als ‚unislamisch' und daher als ‚unangemessen' für den Einsatz in der universitären Lehre. Ich wurde im März 2013 veranlasst, die Institutsleitung aufzugeben, und schließlich im Juli 2013 vom Dienst suspendiert. Mir wurde vorgeworfen, dass ich Feminismus lehre und Nacktheit, Pornografie und Sexualität propagiere. Ebenso wurde mir vorgeworfen, dass ich ein schlechtes Vorbild für junge Frauen sei – weil ich sie ermutigt habe, für grundlegende Menschenrechte einzustehen, aber auch weil ich das „F"-Wort lehre: Feminismus. Noch immer läuft gegen mich ein Verfahren wegen ‚transgressiven' Verhaltens, weil ich „offenkundig normative Grundlagen unserer Gesellschaft überschreite" (Zitat aus der offiziellen Untersuchung 2013 bzw. Anklageschrift 2014).

PP: *Wie hat sich das politische und religiöse Klima in Pakistan seit der Regierungszeit Benazir Bhuttos verändert? Welche Auswirkungen hat es auf die Situation von Frauen?*

SZ: In den Jahren der Militärdiktatur Zia-ul-Haqs (1978 bis 1988) wurde *chador aur char diwaari* (Schleier und vier Wände) zur offiziellen Doktrin. In der Folge verbreitete sich das Tragen von *Dopatta* (Schal, ursprünglich als eine Art Stola um die Schultern getragen) und *Chador* (meist dunkles Tuch, das den ganzen Körper verhüllt). Während der 1970er Jahre trug die Mittel- und Oberschicht jedoch keinen *Chador* und auch heute tragen Frauen der oberen gesellschaftlichen Schichten in urbanen Zentren wie Lahore, Karachi und Islamabad weder *Chador* noch *Dopatta.* In einem 2010 veröffentlichten Aufsatz habe ich einen wachsenden Trend im Südlichen Punjab beschrieben: Junge Frauen wenden sich der Religion zu und verschleiern sich bewusst. Diesen Trend konnte ich zuletzt auch unter jungen Studentinnen und Kolleginnen beobachten, von denen ca. zwei Drittel ihren Kopf bedeckten oder ganz verschleiert an die Universität kamen. Akademikerinnen meiner Generation, die vor ca. 30 Jahren studierten, verschleiern sich dagegen nicht. Wir tragen zwar traditionelle Kleidung, aber unsere *Dopattas* legen wir lässig um den Hals oder um die Schultern.
Frauen sind meiner Ansicht nach verwundbarer und werden häufiger Ziel von Kritik, Verleumdung und Übergriffen. Das gilt für Akademikerinnen an den Hochschulen ebenso wie für Frauen in den Medien. Im Grunde sind es Frauen in Führungspositionen, die in der Öffentlichkeit agieren, die Drohungen und anderen Risiken ausgesetzt sind. Das ist eine Methode, um Frauen zum Schweigen zu bringen. Es fehlt in Pakistan an einer kollektiven Frauenbewegung, die für Frauenrechte wirbt und sie einfordert – sowohl innerhalb als auch außerhalb der *academic community.*

PP: *Sie forschen derzeit am Center for Multilingualism in Society across the Lifespan der Universität Oslo. An welchen Projekten arbeiten Sie dort?*

SZ: Im Moment arbeite ich an einigen wissenschaftlichen Aufsatzpublikationen, aber ich möchte ein Buch über meine Erfahrungen als Professorin schreiben, die an einer pakistanischen Universität feministische Inhalte lehrte, über die Institutionalisierung von Frauen- und Genderforschung, darüber, wie sich diese Disziplin in Pakistan in einem nicht-westlichen, muslimischen Kontext verortet – und über die Herausforderungen, subversive Texte und Theorien in einer Stadt wie Multan zu unterrichten bzw. in einem Land, das seit drei Jahrzehnten nicht zuletzt durch die zunehmende Islamisierung der Gesellschaft einem tiefgreifenden Wandel unterworfen ist. Es gibt also reichlich Stoff für dieses Buch, das den Arbeitstitel *Speaking Silences: Women's Narratives, Literacies and Lives in Pakistan* trägt.

PP: *Viel Erfolg damit und vielen Dank für das Interview.*

Ausgewählte Literatur und Links

- Zubair, Shirin. „Literacies, Gender and Power in Rural Pakistan." In: Brian V. Street, hrsg. *Literacy and Development: Ethnographic Perspectives.* London: Routledge. 2001. 114–125.
- „Not Easily Put-Downable: Magazine Representations and Women's Identities in Southern Punjab." *Feminist Formations* 22.3 (2010): 176–195.
- „Women, English Literature and Identity Construction in Southern Punjab, Pakistan." *Journal of South Asian Development* 1.1 (April 2006): 249–271.
- „Theorizing Institutional Feelings, Policy and Praxis: The Case of Feminism and Women's Studies in Pakistan" (zur Veröffentlichung vorgesehen in *Feminist Formations*; im Druck).

www.scholarsatrisk.nyu.edu
www.shirinzubair.webs.com

Kontakt und Information
Prof. Dr. Patricia Plummer
patricia.plummer@uni-due.de

Tagungsberichte



Von links nach rechts: Dr. Birgitta Wrede, Alexander Fleischmann, Dr. Tanja Rietmann, Dr. Ilona Pache.

Birgitta Wrede, Alexander Fleischmann, Ilona Pache, Tanja Rietmann

Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) 2015

Die diesjährige Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) fand vom 12. bis 13. Februar 2015 an der Universität Bielefeld statt. Ausgerichtet wurde die Arbeitstagung vom Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF). Fast hundert Wissenschaftler_innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz trafen sich in angenehmer Atmosphäre, um aktuelle Entwicklungen in den Gender Studies mit Fachkolleg_innen zu diskutieren. Der qualifizierte Erfahrungsaustausch innerhalb des Dachverbandes KEG reflektierte vor allem Formen und Strategien der Institutionalisierung, identifizierte diesbezügliche Fallstricke der Hochschulpolitik und trug dazu bei, die Geschlechterforschung als institutionalisierte Wissenschaft weiterzuentwickeln. In diesem Jahr wurden schon lange in der KEG diskutierte Themen weiterverfolgt, aber auch neue Schwerpunkte in eigenen Arbeitsgruppen erörtert. Die immer aktuellen Fragen auf den Tagungen der KEG beziehen sich auf die wichtigen Strukturen und Institutionen der Gender Studies: die Zentren, die Studiengänge und weitere Institutionalisierungsformen.

Die AG *Zentren an der unternehmerischen Hochschule – Perspektiven auf Geschlechterforschungszentren in Zeiten von Drittmitteln und Controlling* beleuchtete eine der wichtigsten und ältesten Institutionalisierungsformen der Gender Studies, die Zentren, diesmal unter dem Blickwinkel der zunehmenden Wirtschaftlichkeitserwartungen an alle Formen von Wissenschaft. Zentrale Fragen der Arbeitsgruppe lauteten: Wie wirkt sich die veränderte Hochschulstruktur auf die Arbeit der Zentren aus? Welche neuen Möglichkeiten und Einschränkungen ergeben sich? Welche Anpassung müssen Zentren in Zeiten der Ökonomisierung der Hochschulen leisten bzw. hinnehmen? Wo liegen hier die Grenzen des Vertretbaren bzw. des Machbaren? Welche Chancen und Gefahren bergen Drittmittelprojekte für Zentren? Wie viel Gestaltungsspielraum bleibt, wenn sich ein Zentrum alle paar Jahre evaluieren lassen muss? Was passiert mit den Inhalten der Geschlechterforschung in den Controlling-Abteilungen?

Im Rahmen der AG wurden verschiedene Erfahrungen mit der Evaluation von Zentren, der Gestaltungsmacht von Controlling und

der Abhängigkeit von Drittelmittelprojekten zusammengetragen. Hierzu gab es Bestandsaufnahmen verschiedener Zentrumsvertreter_innen: der Organisator_innen der AG Inga Nüthen (Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung (ZEFG), Freie Universität Berlin), Dirk Schulz und Karolin Kalmbach (beide GeStiK – Gender Studies in Köln) sowie Britta Borrego (Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (FraGes) an der Universität Leipzig), Wiebke Backhaus (Koordinierungsstelle Gender Studies, Universität Freiburg) und Jana Husmann (Göttinger Centrum für Geschlechterforschung (GCG)). Daran anschließend wurden Möglichkeiten für einen Umgang mit der aktuellen Situation und eventuelle gemeinsame Strategien diskutiert. Zentrale Frage hierbei war, wie angesichts der Herausforderungen der ökonomisierten Hochschule eine dauerhafte, langfristige Arbeit abgesichert werden kann.

Die AG *Entwicklung der Gender-Studiengänge* bietet schon seit langem immer wieder Austauschmöglichkeiten über die Erfahrungen etablierter Gender-Studiengänge sowie über aktuelle Fragen zur Implementierung neuer Studiengänge. Helga Hauenschild (Georg-August-Universität Göttingen) stellte den Status quo, die Herausforderungen und Perspektiven der Gender Studiengänge am Beispiel der Situation in Göttingen dar: Fragen nach einem Kerncurriculum, der Inter- und Transdisziplinarität sowie Fragen der Qualitätssicherung sind immer wieder zentral und werden stets neu diskutiert. Darüber hinaus wird in Göttingen derzeit erörtert, die Mobilitätsmöglichkeiten für Studierende zu erweitern. Neben bestehenden Austauschprogrammen wird die Beteiligung an dem Projekt PONS (Erasmus im Inland) aufgebaut. Sylvia Pritsch (Carl von Ossietzky Universität Oldenburg) thematisierte Widersprüche zwischen dem Anspruch der Inter- und Transdisziplinarität und Problemen der Vermittlung in der Praxis.

In der Diskussion wurden zum einen unterschiedliche Problemebenen im Umgang mit unterschiedlichen Fachkulturen und stark gemischten Lerngruppen identifiziert. Als zentrale Probleme kristallisierten sich die (negative) Selbsteinschätzung der Studierenden sowie die Qualitätssicherung (Stichwort Importlehre) heraus. Zum anderen wurden praktische Zugänge und Verfahren ausgetauscht, welche den Erwerb interdisziplinärer Kompetenz für die Studierenden erleichtern, wie die Organisation von Studienbegleitung (Tutorien, Tutor_innengeleitete Sprechstunden, Mentoring), von Austauschmöglichkeiten für die Lehrenden (Runde Tische) sowie für Studierende und Lehrende (Genderforschungstag) u. a.

Für die erfolgreiche Etablierung der Gender Studies war die Pflege von regionalen, nationalen und internationalen Netzwerken von Anfang an entscheidend. Mit der AG *Regionale und nationale Netzwerke der Gender Studies* wurden im Rahmen der KEG erstmalig diese bedeutenden Institutionalisierungsstrukturen zum expliziten Thema. Unter der Moderation von Tanja Rietmann (Universität Bern) stellten sich in der Arbeitsgruppe drei regionale und ein nationales Netzwerk der Geschlechterforschung/Gender Studies vor: Daniela Hrzán (Landesarbeitsgemeinschaft der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterforschung in Niedersachsen (LAGEN)), Beate Kortendiek (Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW), Marianne Schmidbaur (Konferenz der Zentren und Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterforschung an hessischen Hochschulen (KONZEN)) sowie Katrin Meyer (Netzwerk Gender Studies Schweiz).

Die Vertreterinnen dieser Netzwerke stellten in kurzen Inputs dar, was die Ziele der Netzwerke sind und welche Rolle sie in den heutigen universitären und (gleichstellungs)politischen Kontexten spielen. Der Schwerpunkt der Diskussion lag dabei auf der Frage, was die aktuellen Herausforderungen dieser Netzwerke sind und welche Strategien für eine erfolgreiche Zukunft entwickelt werden können. Welche besonderen Chancen und Handlungsmöglichkeiten liegen bei den Netzwerken, um sowohl auf aktuelle Probleme reagieren als auch die Gender Studies nachhaltig sichern zu können? Welche *best practices* können benannt werden? Weiter ging es um die Frage, welche Finanzierungsmodelle es gibt und welche Finanzierungsmodelle für die Zukunft entwickelt werden könnten. Und nicht zuletzt wurde die Frage aufgegriffen, welche Kooperationsformen in Zukunft auf welche Weise vertieft werden sollen – zwischen den Netzwerken, mit den nationalen Fachgesellschaften der Gender Studies und mit weiteren Institutionen und Strukturen der Geschlechterforschung. Dabei wurden Ansätze als zukunftsweisend beurteilt, die Netzwerke über konkrete inhaltliche Lehr- und Forschungskooperationen zwischen Zentren, Lehrstühlen und einzelnen Forschenden lebendig halten.

Nachdem bei den vergangenen Arbeitstagungen die spezifische Situation der Geschlechterforschung an Fachhochschulen bereits häufiger andiskutiert worden war, initiierten Christiane Micus-Loos, Marike Schmeck und Britta Thege (alle Fachhochschule Kiel) in diesem Jahr mit der AG *Geschlechtertheorie am Puls der Praxis – Gender Studies an der Fachhochschule Kiel* erstmals eine fokussierte Auseinandersetzung mit diesem Thema im Rahmen der KEG. Zunächst

wurde das 1992 unter dem Namen „Institut für Frauenforschung" gegründete zentrale „Institut für Interdisziplinäre Genderforschung und Diversity" (IGD) der FH Kiel vorgestellt. Hier wurde fokussiert auf strukturelle Umbrüche, Veränderungen und Gefährdungen des Instituts und auf Besonderheiten eines *Fachhochschul*instituts im Vergleich zur Universität (Praxis- und Anwendungsorientierung in der Forschung; geringe Anzahl an Professorinnen insgesamt und nur sehr wenige Professor_innen mit spezifischem Genderwissen; kein wirklicher Mittelbau; kaum Promovend_innen).

Im Anschluss wurde der Genderschwerpunkt im BA Soziale Arbeit am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit unter der Fragestellung vorgestellt, wie in der Lehre Geschlechter- und Diversitykompetenzen für professionales Handeln in der Sozialen Arbeit vermittelt werden können. In der Diskussion wurde die Notwendigkeit betont, die Verzahnung von wissenschaftlichen Gendertheorien und professioneller (sozial)pädagogischer Praxis auch in Masterstudiengängen zu verankern. Schließlich wurde das Forschungsprojekt „AN[N]O 2015 – Aktuelle normative Orientierungen, Geschlechteridentitäten und Berufswahlentscheidungen junger Frauen" als Beispiel für eine gelungene Verzahnung von Forschung und Praxis vorgestellt. Explizites Anliegen der Studie ist, die Perspektive von Jugendlichen am Übergang Schule – Beruf sichtbar zu machen, um Anknüpfungspunkte für die Entwicklung neuer Wege hin zu einer geschlechtergerechteren Berufsbildung aufzuzeigen.

Neben diesen explizit auf Institutionalisierungen Bezug nehmenden Fragestellungen haben sich zwei thematische Felder herauskristallisiert, die ein wichtiges Forum der Verständigung auf der KEG gefunden haben: Gender Studies an Kunst- bzw. Musikhochschulen sowie Gender Studies und Medizin. Die bereits 2014 gestartete AG *Gleichstellungspolitik und Gender Studies an Kunsthochschulen und -universitäten* im deutschsprachigen Raum hat auf der diesjährigen Tagung unter der Federführung von Christa Brüstle (Kunstuniversität Graz), Andrea Ellmeier (Universität für Musik und darstellende Kunst, Wien) und Alexander Fleischmann (Akademie der bildenden Künste, Wien) einen Round Table initiiert. Gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz wurde damit der länderübergreifende Erfahrungsaustausch angestoßen und erweitert.

An Kunst- und Musikuniversitäten/-hochschulen treffen Gleichstellungspolitik und Gender Studies auf ein jeweils spezifisches Verständnis von Kunst oder Musik, das oft hegemoniale Züge trägt und so auch Fragen von Gleichstellung und Gender Studies (mit)strukturiert. Vor diesem Hintergrund wurden die bisherigen Erfolge und die Hürden für Gleichstellungspolitiken sowie Strategien zu deren Überwindung und zukünftige Herausforderungen diskutiert. Eingeladene Teilnehmer_innen am Round Table waren: Sofia Bempeza (Züricher Hochschule der Künste), Kerstin Büschges (Universität Hildesheim), Birgit Fritzen (Hochschule für Musik, Theater und Medien, Hannover), Antje Kirschnig (Hochschule für Musik „Hanns Eisler", Berlin), Angelika Silberbauer (Universität für Musik und darstellende Kunst, Wien).

Die Diskussion der Frage nach dem Status quo der Gleichstellungspolitik an den jeweiligen Kunsthochschulen bzw. Kunstuniversitäten zeigte neben den zu erwartenden Unterschieden zwischen den einzelnen Ländern bzw. deutschen Bundesländern auch starke Unterschiede innerhalb der einzelnen künstlerischen Ausrichtungen. Daneben wurden Initiativen zur Förderung von Gleichstellung und Gender Studies vorgestellt (z. B. Info-Broschüren, Lehrveranstaltungsverzeichnisse, Coaching-Gutscheine, Ausstellungsprojekte). Deutlich wurde die starke Überschneidung zwischen Gleichstellungsagenden und Genderaspekten in der künstlerischen Arbeit bzw. Forschung. Dies vor allem deshalb, weil viele Kolleg_innen in beiden Bereichen aktiv sind und gleichzeitig auch ein Mehrwert in dieser Strategie gesehen wird. Dementsprechend ist angedacht, die AG 2016 mit dem Thema „Theorie und Praxis" fortzuführen. Weiter diskutiert wurden Fragen nach nationalen und internationalen Vernetzungen sowie nach der Zukunft von Gleichstellungspolitik und Gender Studies (Expansion? Backlash?) an Kunsthochschulen und -universitäten.

Auch die AG *Gender Studies und Medizin* tagte zum zweiten Mal im Rahmen einer KEG-Tagung. Ulrike Nachtschatt (Medizinische Universität Innsbruck) und Sandra Steinböck (Medizinische Universität Wien) stellten als Organisatorinnen in diesem Jahr die Dialogfrage beider Wissenschaftsbereiche in den Mittelpunkt.

Ausgangspunkt war die Frage nach dem Status quo des Wissenstransferprozesses zwischen dem biomedizinischen Wissenschaftssystem und den Gender Studies. Als gedanklicher Leitfaden wurden zu Beginn des Inputs Fragestellungen zu den Übergängen, den Bedeutungsverschiebungen innerhalb dessen, was als Vorverständnis von „Geschlecht" vorausgesetzt wird, formuliert. Im Anschluss thematisierte der Vortrag unterschiedliche Spielarten der Auseinandersetzung mit „Geschlecht" im Kontext der biomedizinischen Wissenschaften. Des Weiteren wurde die Begriffsdiskussion im biomedizinischen Wissenschaftsfeld vorgestellt, die hauptsächlich ein Aufgreifen, Abbilden und Diskutieren von

feldspezifischen Überlegungen und sehr abgegrenzt gegenüber Wissen aus anderen Disziplinen ist.

Im Anschluss wurde ein Praxisbeispiel des Wissenstransfers der MedUni Innsbruck vorgestellt. Als wichtigste Erfolgsfaktoren haben sich hier eine Fokussierung auf medizinische Beispiele und damit das Anknüpfen an den Arbeitsalltag der biomedizinischen Wissenschafler_innen und eine Konzentration auf die Anwendbarkeit erwiesen. Eine kurze, prägnante Darstellung ist dabei oft niedrigschwelliger, während metadiskursive philosophische und gesellschaftspolitische Diskussionen oft nicht anschlussfähig sind.

Die anschließende Diskussion konzentrierte sich auf Fragen nach der Dichotomisierung von Geschlecht sowie auf die Problematik der begrifflichen Unschärfe durch die unhinterfragte Verwendung von „Geschlecht" als Analysekategorie. Dies birgt die Gefahr, dass wissenschaftskulturimmanente androzentrische und ethnozentrische Mechanismen unreflektiert fortgeschrieben werden. Der den Gender Studies immanente Charakter eines reflexiven Umgangs mit Wissensproduktion findet so oft keinen nachhaltigen Eingang in das Feld der Biomedizin. Aber auch die Erkenntnisse der Medizin zu Fragen der Produktion des biologischen Geschlechts finden oft keinen Eingang in die Gender Studies.

Schon oft als wichtiges Themenfeld benannt und auf der diesjährigen Tagung explizit bearbeitet wurde das *Spannungsverhältnis zwischen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung* in der gleichnamigen AG; u. a. in einem Workshop mit dem Schwerpunkt auf Fragen von Vernetzung, Kooperationen und Konkurrenzen, organisiert von Andrea Löther, Nina Steinweg und Lina Vollmer (Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung (CEWS)), Ina Sieckmann-Bock und Nele Bastian (Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen (BuKoF)) sowie Daniela Hrzán (Landesarbeitsgemeinschaft der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterforschung in Niedersachsen (LAGEN)).

Die Ausdifferenzierung von Theorie und Praxis der Gleichstellung hat sich in den letzten Jahren zunehmend verstärkt und äußert sich je nach Hochschule unterschiedlich. Vor diesem Hintergrund werden die Implikationen der Geschlechterforschung für die Gleichstellungspraxis häufig kritisch diskutiert. Das Verhältnis beider Bereiche wird dabei meist als konfliktreich wahrgenommen. Für die Kooperation und Vernetzung von Geschlechterforscher_innen und Gleichstellungspraktiker_innen bedeuten diese Wandlungsprozesse veränderte Rahmenbedingungen und neue Herausforderungen. Dabei gibt es auf vielen Ebenen einerseits Überschneidungen und andererseits Konkurrenzen, z. B. um Ressourcen oder bezüglich der Deutungshoheit über Ziele und Ausrichtung der Gleichstellungspolitik. Eine wechselseitige Einflussnahme von Theorie und Praxis ist dabei nach wie vor anzustreben. Einerseits sind theoretische Implikationen und die Erforschung von Geschlechterverhältnissen fundamental für die Gleichstellungspraxis. Andererseits geben geschlechterpolitische Entwicklungen wertvolle Impulse für die Geschlechterforschung.

Im Plenum stellten die Organisatorinnen den fachlichen und geschlechtertheoretischen Hintergrund von Gleichstellungsakteur_innen vor, präsentierten Erfahrungen der Zusammenarbeit von Einrichtungen der Frauen- und Geschlechterforschung und Gleichstellungsbeauftragten auf Landesebene und zeigten auf, wie Gleichstellungsakteur_innen die Stärkung der Forschungsperspektive aktiv fördern können. Anschließend wurden in kleineren Workshops institutionelle Überschneidungen, Abgrenzungen, Kooperationen und Konkurrenzen zwischen Einrichtungen der Frauen- und Geschlechterforschung und der institutionalisierten Gleichstellungsarbeit an den Hochschulen ermittelt und Möglichkeiten der Kooperation und Vernetzung diskutiert.

Eine korrespondierende Ergänzung zum Thema bot die AG *Potentiale von EU-Projekten zur Gleichstellungspolitik und Genderforschung*. Susanne Achterberg und Jennifer Dahmen (beide Bergische Universität Wuppertal) sowie Sabine Bohne (Universität Vechta) stellten dazu zwei aktuell unter deutscher Beteiligung im 7. Rahmenprogramm geförderte EU-Projekte vor, die darauf abzielen, Universitäten und Forschungseinrichtungen geschlechtergerecht zu gestalten.

Das Projekt „Effective Gender Equality in Research and the Academia (EGERA)" besteht aus einem Konsortium aus Universitäten und Institutionen aus sieben EU-Ländern (Frankreich, Spanien, Belgien, Niederlande, Tschechische Republik, Portugal, Deutschland) und der Türkei. Ziele von EGERA sind die Erhöhung der Chancengleichheit bzw. Gleichstellung der Geschlechter durch strukturelle Veränderungen in den beteiligten Institutionen, der Auf- und Ausbau einer geschlechtergerechten Hochschulkultur, die stärkere Einbeziehung von Genderperspektiven in Forschung und Lehre, das Angebot von Gender & Diversity-Trainings für verschiedene Zielgruppen, die Implementierung von „Gender Equality Action Plans" (GEAPs) in den Partnerinstitutionen und das „Monitoring" der Umsetzung von Maßnahmen.

Das Projekt „Transfering Implementing Monitoring Equality (GenderTime)" zielt auf die

Identifizierung und Umsetzung systematischer Ansätze zur Erhöhung der Chancengleichheit von Wissenschaftler_innen auf den unterschiedlichen Karrierestufen. In dem Konsortium von Hochschulen und Forschungsinstituten forschen Wissenschaftler_innen aus acht Ländern (Deutschland, England, Frankreich, Italien, Österreich, Schweden, Serbien und Spanien). Für jede der teilnehmenden Institutionen wurden vorab Aktionspläne definiert; die Aktivitäten umfassen u. a. Maßnahmen im Bereich der Nachwuchsgewinnung, der Karriereentwicklung und der Vereinbarkeit von Privat- und Berufsleben.

Im Anschluss an Berichte aus diesen Forschungsprojekten wurden in Arbeitsgruppen insbesondere die Fragen erörtert, welche Potenziale und welche Kritiken es an befristeten EU-Projekten aus gleichstellungspolitischer Sicht gibt, wie das Spannungsverhältnis zwischen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung in Deutschland aussieht und welche Vor- und Nachteile internationale und interdisziplinäre Kooperationen bieten.

Berichte aus einem weiteren Forschungsprojekt erweiterten die Themenvielfalt der diesjährigen KEG-Tagung um die Vorstellung eines in doppelter Weise ausbildungsbezogenen Vorhabens: Andrea Bramberger und Bärbel Linsmeier (beide Pädagogische Hochschule Salzburg) berichteten in der AG *Gender Inclusion in der Pädagog_innenausbildung* über das Projekt „Socioliteracies: Lesen und Diversität". In diesem Projekt geht es darum, neue Modelle zu entwickeln, die auf die Einlagerung sozialer Ungleichheiten in die Strukturen der Bildungsinstitutionen reagieren. Solche Modelle nehmen feministische Wissenschaftskritik auf und zielen darauf ab, die Vermittlung von Wissen zu verändern, indem sie soziale Räume egalitärer Bildungsbeteiligung schaffen.

In diesem Kontext fand eine Bildungsinitiative statt, die Geschlechter- und Diversitätskompetenz und Didaktiken der Vermittlung von Bildungsinhalten im Sinne der *socioliteracies* verband. Lehrende und Lernende erarbeiteten dabei konkrete Unterrichtsmodelle für einen geschlechter- und diversitätssensiblen Leseunterricht in der Primarstufe, die so konzipiert sind, dass sie in jeder Schule mit allen Kindern unmittelbar eingesetzt werden können. Im LehrForschungs-Projekt wurden Heterogenität und Fragen des Umgangs mit sozialen Ungleichheiten an Bilderbüchern und Themen im Kontext von „Familie" diskutiert, zum Beispiel: Repräsentationen von Mütterlichkeit; Heteronormativität in Familien; Patchworkfamilien; Gewalt in Familien. Die Didaktiken nahmen sowohl auf die speziellen Inhalte als auch auf die Bildungsabsichten, die sich mit den einzelnen sozialwissenschaftlichen Theorien verbanden, unmittelbar Bezug. Da die Initiative als LehrForschungsProjekt organisiert und interdisziplinär angelegt war, wurde die soziale Dimension von *literacy* als Kategorie des Wissens und des Wissenserwerbs in Bezug auf Lehrende, Studierende, das Curriculum und auf die Idee von Bildung sichtbar.

Die von Ilona Pache (KEG-Sprecherin) und Sabine Grenz (FG-Vorstand) moderierte *Brückenveranstaltung* zum Thema *„(Wohin) bewegen sich die Gender Studies?"* leitete von der KEG zur Tagung der Fachgesellschaft über. Vier Referent_innen skizzierten ihre Forschungsfelder entlang von Fragen zu den Themen Konzeption (Entwicklungen, Einflüsse), Institutionalisierung (Akteur_innen, Herausforderungen) sowie Politisierung/Politiken (kritische Interventionen, Ent/Politisierungen). Gerlinde Malli und Susanne Sackl-Sharif berichteten aus dem Forschungsprojekt „Nach Bologna. Gender in der unternehmerischen Hochschule" über Etablierungsphasen der Gender Studies in Österreich und der Schweiz. Die nichtgelungene Institutionalisierung der Queer Studies im deutschsprachigen Raum problematisierte Franziska Rauchut. Eike Marten befasste sich mit narrativen Strategien in der Genealogie von Diversity als analytisch-kritischem Begriff. Ambivalenzen in der Konzeptualisierung und Standardisierung von Gender als Schlüsselkompetenz zeigten Florian Klenk und Lisa-Marie Langendorf. Im anschließenden, lebhaften Austausch mit dem Publikum standen Widersprüche im Verhältnis von Theorie und Praxis im Mittelpunkt. Mehrheitlich bekräftigt wurde, das wissens- und herrschaftskritische Genderprojekt und die Anwendbarkeit von Genderwissen nicht als Gegensatz zu verstehen.

Die nächste Tagung der KEG wird vom 11. bis 12. Februar 2016 an der Humboldt Universität zu Berlin stattfinden. Als mögliche neue Themen und Aspekte wurden benannt:

- Verhältnis von Gender und Diversitykonzepten (Positionen, Politiken, Institutionen)
- Neue inhaltliche Herausforderungen für die Gender-Studiengänge (Kerncurriculum, Internationalisierung, Austausch-Module, Mobilität, E-Learning, Integration von Diversityansätzen, Bezüge zu außeruniversitären Praxisfeldern etc.)
- Wissenschaftsmanagement in den Zentren im Kontext neuer Governancestrukturen
- Geschlechtertheorie und Gleichstellungspolitik: vertiefte Verständigung über den wechselseitigen konkreten Nutzen (z. B. Wissensproduktion)

Weiter fortgeführt werden sollen folgende AGs:
- Entwicklungen der Zentren für Gender Studies
- Entwicklungen der Gender Studies-Studiengänge
- Gender Studies an Kunst- und Musikhochschulen

Initiativen zur Ausgestaltung dieser oder anderer AGs und auch zur aktiven Beteiligung bei ihrer Ausgestaltung sind herzlich willkommen. Die Sprecher_innen freuen sich, wenn sich an den AGs jeweils Teilnehmende aus Deutschland, Österreich und der Schweiz beteiligen. Bitte schicken Sie ein Abstract bis zum 15. Juni 2015.

Wir freuen uns auf eine rege und vielseitige Beteiligung an dieser Arbeitstagung.

Die Sprecher_innen der KEG:
Dr. Birgitta Wrede (Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF), Universität Bielefeld): birgitta.wrede@uni-bielefeld.de
Dr. Ilona Pache (Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG), Humboldt-Universität zu Berlin): ilona.pache@gender.hu-berlin.de
Dr. Tanja Rietmann (Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung, Universität Bern): tanja.rietmann@izfg.unibe.ch
Alexander Fleischmann (Akademie der bildenden Künste, Wien): a.fleischmann@akbild.ac.at

KEG im Internet: www.genderkonferenz.eu
Hier gibt es unter Kontakt die Möglichkeit, sich in die Mailingliste der KEG einzutragen. Informationen können über die Mailingliste von dort aus auch von Eingetragenen verteilt werden.

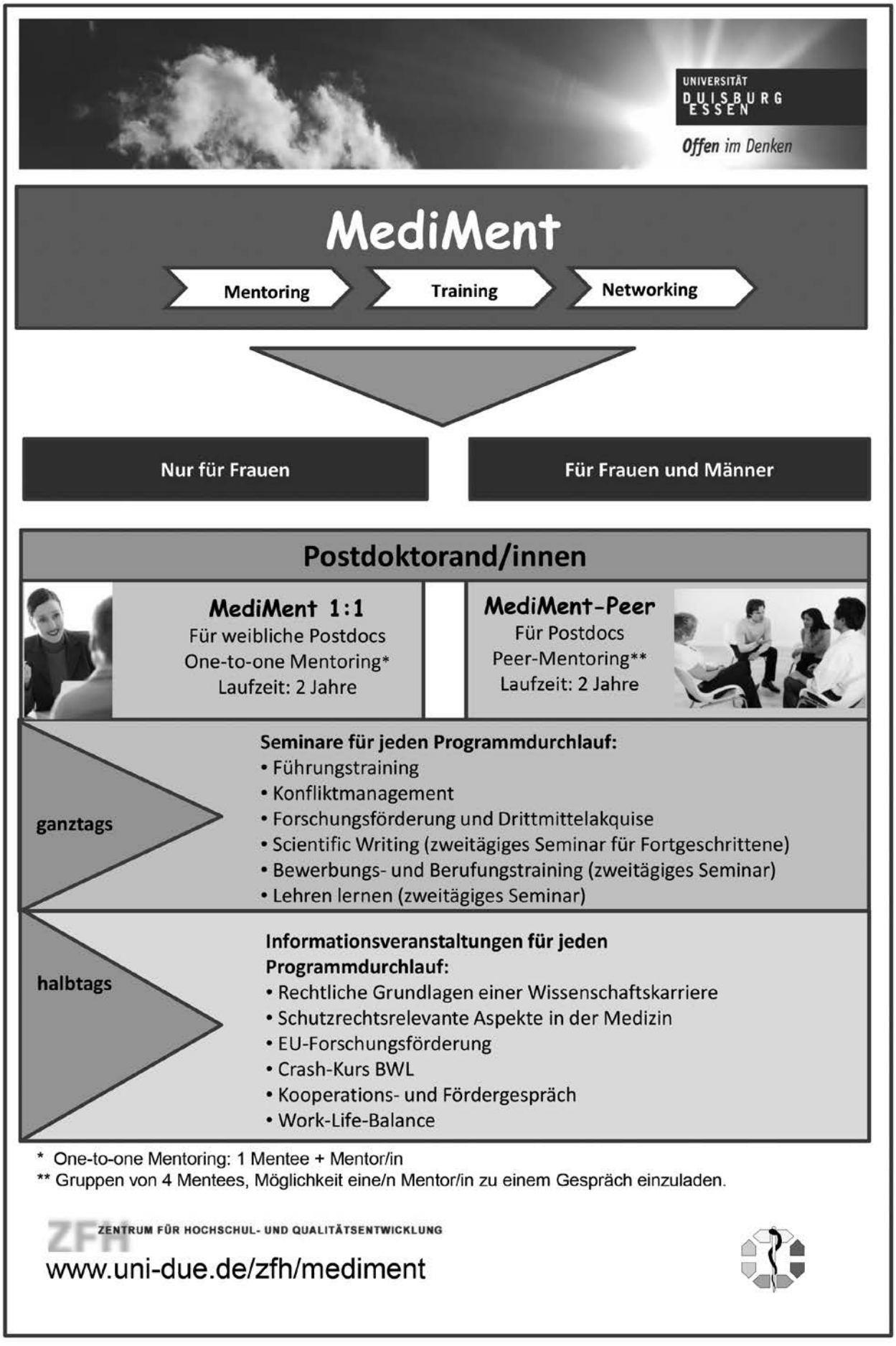
Kontakt und Information
Dr. Birgitta Wrede
Interdisziplinäres Zentrum
für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld
Tel.: (0521) 106-4472
birgitta.wrede@uni-bielefeld.de
www.uni-bielefeld.de/IFF

Renate Petersen

Zehn Jahre MediMent-Programme an der Medizinischen Fakultät der Universität Duisburg-Essen

Bericht zur Jubiläumsfeier am 29.01.2015 in Essen

Als eines der ersten Mentoring-Programme in der Hochschulmedizin startete MediMent im Jahre 2005 am Universitätsklinikum Essen mit dem Ziel, die Karriereentwicklung von Wissenschaftlerinnen in der Hochschulmedizin zu fördern und deren Unterrepräsentanz in Führungspositionen zu verringern. Die Evaluation der MediMent-Programme zeigt, dass die Teilnehmerinnen sehr vom reichhaltigen Erfahrungswissen ihrer Mentorinnen und Mentoren, dem umfangreichen Seminarprogramm sowie aktivem Networking innerhalb ihrer Peergruppen profitieren. Es wird deutlich, dass durch die individuelle Begleitung der Karriereplanung sowie durch die Vermittlung von Strategien und Spielregeln des Wissenschaftsbetriebes berufliche Entscheidungen gezielter und bewusster getroffen und nachfolgende Qualifikationsstufen im beruflichen Werdegang schneller erreicht werden können. Eine Mentorin bemerkt: „Hätte ich seinerzeit ein solches Programm gehabt, hätte ich mir Umwege erspart."
Im Jahre 2009 wurde das MediMent-Programm auf Wunsch der Fakultät in seinem Konzept erweitert: Im jährlichen Wechsel starten fortan jeweils ein Durchlauf, der exklusiv als One-to-one-Programm weibliche Nachwuchswissenschaftlerinnen zur Teilnahme einlädt, und ein Durchlauf, der sich als Peer-Mentoring an Frauen und Männer richtet, die sich in Kleingruppen gegenseitig unterstützen. Im letzteren Programm haben die Teilnehmenden die Gelegenheit, Fakultätsmitglieder als Mentorinnen und Mentoren zu ihren Treffen einzuladen. Zu jedem Programm gehören ein Seminarangebot und Netzwerkaktivitäten.
Im Zeitraum von zehn Jahren haben insgesamt 140 Postdocs das MediMent-Programm durchlaufen (107 Frauen; 33 Männer). Es nahmen Wissenschaftler/innen aus folgenden Disziplinen teil: Medizin, Biologie, Biochemie, Chemie, Pharmazie, Klinische Psychologie, Ernährungswissenschaft, Physik, Biostatistik und Betriebswirtschaft. Die nachfolgende Tabelle zeigt die erreichten wissenschaftlichen Stufen.


UNIVERSITÄT DUISBURG ESSEN
Offen im Denken
MediMent
Mentoring
Training
Networking
Nur für Frauen
Für Frauen und Männer
Postdoktorand/innen
MediMent 1:1
Für weibliche Postdocs
One-to-one Mentoring*
Laufzeit: 2 Jahre
MediMent-Peer
Für Postdocs
Peer-Mentoring**
Laufzeit: 2 Jahre
ganztags
Seminare für jeden Programmdurchlauf:
• Führungstraining
• Konfliktmanagement
• Forschungsförderung und Drittmittelakquise
• Scientific Writing (zweitägiges Seminar für Fortgeschrittene)
• Bewerbungs- und Berufungstraining (zweitägiges Seminar)
• Lehren lernen (zweitägiges Seminar)
halbtags
Informationsveranstaltungen für jeden Programmdurchlauf:
• Rechtliche Grundlagen einer Wissenschaftskarriere
• Schutzrechtsrelevante Aspekte in der Medizin
• EU-Forschungsförderung
• Crash-Kurs BWL
• Kooperations- und Fördergespräch
• Work-Life-Balance
* One-to-one Mentoring: 1 Mentee + Mentor/in
** Gruppen von 4 Mentees, Möglichkeit eine/n Mentor/in zu einem Gespräch einzuladen.
ZFH ZENTRUM FÜR HOCHSCHUL- UND QUALITÄTSENTWICKLUNG
www.uni-due.de/zfh/mediment

Teilnahmen MediMent-Programme					
Durchlauf	Zeitraum	Teilnahmen		Erreichter Karriereschritt	
		Frauen	Männer	Frauen	Männer
MediMent 1:1 Linie 1	2005–06	14	0	7 Habilitationen, davon 2 Professuren	
MediMent 1:1 Linie 2	2006–08	13	0	1 Habilitation	
Erstmalig: MediMent-Peer I	2009–11	8	8	1 Habilitation	3 Habilitationen, davon 2 Professuren
MediMent 1:1 Linie 3	2010–12	17	0	2 Habilitationen, davon 1 Professur	
MediMent-Peer II	2011–13	10	6	1 Habilitation	2 Habilitationen
MediMent 1:1 Linie 4	2012–14	11	0		
MediMent-Peer III	2013–15	8	12		1 Habilitation
MediMent 1:1 Linie 5	2014–16	13	0		
MediMent-Peer IV	2015–17	13	7		
Summe	**2005–15**	**107**	**33**	**12 Habilitationen, davon 3 Professuren**	**6 Habilitationen, davon 2 Professuren**



Teilnehmende der Jubiläumsfeier.

Im Laufe der vergangenen zehn Jahre haben insgesamt 59 Mentorinnen und Mentoren die MediMent-Programme begleitet. Einige von ihnen waren in beiden Programmformaten engagiert. Es wird als besonderer Erfolg gesehen, dass inzwischen ehemalige Mentees, die bereits habilitiert sind oder schon eine Professur bekleiden, die MediMent-Programme nunmehr als Mentorinnen unterstützen.

Am 29. Januar 2015 fand im neuen Lehr-Lern-Zentrum der Medizinischen Fakultät eine MediMent-Jubiläumsfeier statt, zu der 90 Gäste gekommen sind. Der Dekan, Professor Dr. Jan Buer, dankte zunächst den anwesenden Mentorinnen und Mentoren für ihr Engagement, das einen wichtigen Beitrag zur Förderung besonders begabter Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler leiste. Er nahm als weiteren Benefit wahr, dass er selbst und die anderen Kolleg/innen in Mentoringgesprächen von dem „unverstellten Blick, den frischen Impulsen und der ganz anderen Perspektive von jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern" profitierten. In diesem Sinne sah er in der Implementierung des Programms eine Win-Win-Situation für die Fakultät.

Professorin Dr. Ute Klammer sieht als verantwortliche Prorektorin für Diversity Management und Internationales der Universität Duisburg-Essen die Genderförderung durch die MediMent-Programme am Universitätsklinikum Essen sehr gut repräsentiert. Sie freue sich über die Unterstützung und Akzeptanz der Medizinischen Fakultät, die hiermit einen Beitrag zur Verbesserung der Chancengleichheit an der UDE leiste.

Die Gleichstellungsbeauftragte der UDE, Ingrid Fitzek, verdeutlichte, dass der Frauenanteil an den Medizinprofessuren bei knapp 22 % liege und in der höchsten Besoldungsstufe lediglich 16 % betrage. Dies sei keine UDE-typische Situation, sondern in ähnlicher Weise an allen bundesdeutschen Universitäten vorzufinden. Hierfür sind die Ursachen vielfältig. Neben der vorherrschenden Fach-, Führungs- und Arbeitszeitkultur sei die „Ausgestaltung von Führungspositionen an männlichen Lebenswelten orientiert und in der Regel an eine spezifische Anforderungsstruktur und -kultur geknüpft, die potenziell nur Arbeitskräfte erfüllen können, die von familiären Pflichten frei" seien. Fehlenden



Dr. Renate Petersen (links) im Gespräch mit Prof. Dr. Angelika Eggert.



Teilnehmende der Jubiläumsfeier.



Prof. Dr. Sigrid Elsenbruch (links) und Prof. Dr. Barbara Hoffmann.

weiblichen Vorbildern und Rollenmustern begegne das MediMent-Programm durch das Matching mit einer führungserfahrenen Wissenschaftlerin. Hier könne ein spezifischer Wissens- und Erfahrungshintergrund geschaffen werden, den junge Nachwuchswissenschaftlerinnen im normalen Alltag des Wissenschafts- und Klinikumsbetriebes nicht bekommen würden.

Als Vertreterin der MediMent-Lenkungsgruppe dankte Professorin Dr. Ruth Grümmer dem Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung für die gute Kooperation in Planung, Weiterentwicklung und Durchführung des Programms. Sie stellte heraus, dass die Programme über die individuelle Personalentwicklung hinaus deutlich mehr leisten. Die Arbeit in den interdisziplinär zusammengesetzten Kleingruppen setze Maßstäbe für Teamarbeit. „Durch den Austausch über die Wahrnehmung der Klinikrealität, die strukturellen Bedingungen sowie über Forschungsinhalte entwickeln und teilen die Teilnehmenden Visionen, aus denen sich zukunftsweisende Projekte und Veränderungen entwickeln können." An dieser Stelle sei ein Beitrag zur Organisationsentwicklung des Universitätsklinikums erkennbar.

Den Festvortrag hielt Professorin Dr. Angelika Eggert, Klinikleiterin der Pädiatrischen Onkologie und Hämatologie an der Charité, Berlin. Professorin Eggert zählte im Jahr 2005 mit Professorin Ruth Grümmer, Professorin Uta Dahmen und Professorin Martina Schmidt zu den Essener MediMent-Pionierinnen. Sie hat sich bis zu ihrem Ruf nach Berlin vor zwei Jahren sehr für das MediMent-Programm eingesetzt. In ihrem Vortrag blickte sie zurück auf die Anfänge des Programms und die Inhalte ihrer vielen Gespräche mit jungen engagierten Nachwuchswissenschaftler/innen. Für die vielen anwesenden aktiven und ehemaligen Mentees hatte sie eine wertvolle Zusammenfassung praktischer Ratschläge für den Karriereweg vorbereitet. Diese waren im anschließenden informellen Teil der Veranstaltung Anlass für einen regen Austausch.

Zu einem Einblick in eine Mentoringbeziehung luden die beiden Teilnehmerinnen der anschließenden Talkrunde ein: Professorin Dr. Sigrid Elsenbruch aus der Medizinischen Psychologie der UDE als Mentorin und Professorin Dr. Barbara Hoffmann, die inzwischen Professorin für Umweltmedizinische Epidemiologie an der Heinrich-Heine-Universität ist, hatten am MediMent-Pilotdurchlauf 2005 bis 2006 teilgenommen und sind seitdem gut befreundet. Barbara Hoffmann, seinerzeit schon Mutter von zwei Kindern, fasste zusammen: „Der wichtigste Effekt, den das Programm für mich hatte, war, dass ich mir nun selber über weitere Ziele klar geworden bin und das Ziel der Habilitation und

Professur aktiv für mich definiert habe – ein Ziel, das ich vorher nicht wirklich ‚zu denken' gewagt hatte." Mit ihrer Mentorin konnte sie sich über „viele äußerliche, aber auch typisch weibliche innerliche Hemmnisse austauschen." Beide, Mentorin und Mentee, haben den Anspruch, in ihren Instituten/Arbeitsgruppen die eigenen Mitarbeiterinnen dabei zu unterstützen, dass die Arbeit so organisiert wird, dass auch „junge Eltern beides genießen können – eine interessante, fordernde Arbeit und ein ausgefülltes Privatleben."
Der Abschluss der offiziellen Jubiläumsfeier wurde musikalisch gerahmt durch ein Duett aus Gesang und Vibraphon. Im inoffiziellen Teil hatten die anwesenden Mentorinnen und Mentoren, die vielen ehemaligen und aktiven Mentees sowie weitere Gäste Gelegenheit, bei einem Glas Wein und Bossa-Nova-Klängen neue Kontakte zu knüpfen.

In einer Jubiläumsfestschrift erinnern sich ehemalige Mentees, die entweder inzwischen habilitiert sind oder bereits eine Professur angenommen haben, an ihre MediMent-Zeit. Die dort ebenfalls enthaltene Dokumentation einer Langzeitbefragung gibt Auskunft darüber, wie die Teilnehmer/innen im Rückblick subjektiv die Wirkung des Programms auf ihre berufliche Entwicklung beurteilen, wie nützlich die interdisziplinäre Konzeption für sie war und letztlich ob sich aus ihrer Sicht die Zeitinvestition für die Programmteilnahme gelohnt habe. Weitere Dinge, die durch die Programme in der Fakultät angestoßen werden konnten, sind ebenfalls in der Festschrift aufgeführt. Diese kann heruntergeladen werden unter: http://uni-due.de/zfh/mediment.

Kontakt und Information
Dr. Renate Petersen
Tel.: (0203) 379 1222
renate.petersen@uni-due.de

Lena Weber, Julia Gruhlich

Fathers in Organizations: Inequalities and Capabilities Rationalities and Politics

Tagungsbericht zur Konferenz vom 12. bis 14.03.2015 in Bielefeld

Die Konferenz „Fathers in Organizations: Inequalities and Capabilities Rationalities and Politics" (12. bis 14.03.2015) stand ganz im Zeichen der Internationalität und Interdisziplinarität. Organisiert wurde sie von Prof. Dr. Mechtild Oechsle von der Universität Bielefeld und Prof. Dr. Brigitte Liebig von der Schweizer Universität in Olten. Tagungsort war das Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) in Bielefeld. Hintergrund bildete das DFG-geförderte Teilprojekt „Organisationen und väterliche Lebensführung" (Leitung Mechtild Oechsle) des Bielefelder Sonderforschungsbereiches „Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten". Mehr als zehn verschiedene Länder waren auf der Tagung vertreten, um Einblicke in die aktuellen Entwicklungen zu Väterlichkeit und Vaterschaft in Arbeitsorganisationen und im Kontext der jeweiligen Länder zu liefern. In produktiver Atmosphäre diskutierten die ca. 70 Teilnehmer*innen drei Tage lang über die nationalen Gemeinsamkeiten und Unterschiede sowie über zukünftige Herausforderungen für Wissenschaft, Forschung und Politik.
Im Folgenden werden einige Schlaglichter auf die Tagung geworfen:

Den Auftakt machte das Panel zu neuen *theoretischen Perspektiven und methodologischen Herausforderungen,* mit denen auch der Bielefelder SFB arbeitet. Der amerikanische Organisationssoziologe *Donald Tomaskovic-Devey* erläuterte in seinem Vortrag seinen Ansatz von den Mechanismen und Prozessen sozialer Ungleichheiten in Organisationen. Als methodisch quantitativ arbeitender Soziologe unterscheidet er zwischen Mechanismen (wie z. B. Gelegenheitshortung) und Prozessen (z. B. Kategorisierungen) im Organisationsgeschehen und analysiert ihre Folgen für geschlechtliche Ungleichheiten. Leitende Fragestellungen sind für ihn: „Are there processes that sort by family roles in organizations? Are there circumstances where fatherhood is part of organizational requirements? Where are fathers at risk for long working hours?" Seine Ergebnisse präsentierte er anhand der ungleichen Lohnstruktur zwischen den Geschlechtern. Im Vergleich formalisierter und weniger formalisierter Einstellungsverfahren von Berufsfeldern konnte er feststellen, dass sich eine Formalisierung vor allem im Bereich von hochqualifizierten Berufen positiv auf die

Lohnangleichung zwischen den Geschlechtern auswirkt. Einen sogenannten „Daddy Bonus", also eine höhere Entlohnung von Männern, die eine Familie versorgen, konnte er allerdings auch in dem sonst hinsichtlich Gleichstellung so fortschrittlichen Land Schweden feststellen. Auf die Nachfrage, woran er die Unterscheidung zwischen Mechanismen und Prozessen festmacht, entgegnet er, dass es sich nicht um eine strikte Unterscheidung handelt, sondern er ein interaktionistisches Verständnis von beidem konzipiert und er sich damit von einem klassischen Kausalitätsmodell abgrenzen möchte.

Im Anschluss präsentierte die schwedische Geschlechtersoziologin *Barbara Hobson* ihre Interpretation von Amartya Sens Ansatz der Verwirklichungschancen *(capability approach)*, der ihr zufolge „dynamic lenses for gender research" bietet. Da Sen von der kulturellen, institutionellen und politischen Eingebettetheit von Lebenschancen ausgeht, bietet sich sein Ansatz für eine organisationstheoretische Öffnung und international vergleichende Forschungen an. Mit dem Fokus auf Vaterschaft bzw. Väterlichkeit in Arbeitsorganisationen fragt Hobson z. B. danach: „What would we choose if we had the chance for alternative ways of life?" Sie untermauerte ihre Präsentation durch aktuelle Studien aus dem von ihr herausgegebenen Sammelband zu „Work-Life-Balance". Der Abend klang mit dem Beitrag von *Bianca Stumbitz* von der britischen Business School aus, die die empirischen Lücken in der Forschung zu Vaterschaft in Arbeitsorganisationen identifizierte. Sie unterstrich die Bedeutung unterschiedlicher Sozialebenen (Gesellschaft, organisationales Feld, Region) für die Wirkung von Work-Life-Balance-Maßnahmen und illustrierte dies am Beispiel von zwei Fallorganisationen aus Frankreich, in denen die Möglichkeit zur Viertagewoche von den Mitarbeiter*innen unterschiedlich genutzt wurde. Als weitere Lücken benannte sie mangelnde Befunde zu kleinen und mittelständischen Unternehmen, zum Einfluss der Klassen- bzw. Schichtunterschiede auf die väterliche Praxis sowie über die Situation (erwerbstätiger) Eltern bzw. Väter in außereuropäischen Ländern.

Der zweite Tag der Tagung begann mit dem Panel zu *alltäglichen Praktiken und Handlungsstrategien von berufstätigen Vätern.* Den Auftakt machte die amerikanische Soziologin und Geschlechterforscherin *Mary Blair-Loy,* die aufbauend auf ihren vorherigen Forschungen zu Arbeitsintensivierung und Mütterlichkeit ihre neueste Studie zur Väterlichkeit vorstellte. Sie befragte *executive manager* aus dem Finanzsektor zu ihrem Arbeitspensum, ihrer Erwerbsorientierung und wie sie dies mit ihrer Verantwortung als Vater vereinbaren. In ihrem Sample konnte sie drei Gruppen von Männern unterscheiden, die sie allesamt als „abwesende Väter" beschreibt, da sie eine sehr hohe Wochenarbeitszeit haben und/oder nur am Wochenende bei der Familie wohnen. Die beiden größten Gruppen schöpfen in einem hohen Maße ihre Bestätigung aus der Arbeit, wobei Blair-Loy zwischen „total devotion" und „stewardship" unterscheidet. Letztere streben in ihrer Erwerbstätigkeit an, anderen dabei zu helfen, ihre Träume zu verwirklichen. Lediglich eine kleine Gruppe setzt sich kritisch mit dem hohen Arbeitspensum und den vielfältigen Anforderungen aus der Arbeitswelt auseinander. Blair-Loy geht in ihren Analysen der Frage nach, wie Männlichkeit mit der Erwerbsbiografie verwoben ist und was passiert, wenn diese Brüche aufweist. Bei der Gruppe der „Kritischen" hat vor allem der Crash in der Finanzwelt und die damit einsetzende Erwerbs- bzw. Perspektivlosigkeit ein Umdenken ausgelöst. Diese Männer versuchen, mehr Zeit mit ihrer Familie und Kindern zu verbringen bzw. diese Brüche in der Erwerbsbiografie als „wake up call" für sich zu nutzen. An einem Beispielfall zeigte Blair-Loy, wie Manager den Wechsel von einer intensiven Arbeitsphase in die Erwerbslosigkeit bzw. eine familienzentrierte Orientierung bewältigten, indem die berufliche Auszeit nicht auf das persönliche Versagen, sondern auf einen „Systemfehler" zurückgeführt wurde. Die Ergebnisse sprechen für die Hoffnung, dass die nach wie vor männlich geprägte und „greedy" Arbeitswelt durchaus systematisch verändert werden kann. Sie verdeutlichen zugleich aber auch, dass dies weniger Bottom-Up zu erwarten ist, sondern politische Entscheidungen in den Regierungen voraussetzt.

Dass selbst in Skandinavien nicht alles so „väterfreundlich" ist, wie es oft scheint, beleuchtete die norwegische Sozialwissenschaftlerin *Sigtona Halrynjo* mit ihrer Studie zu Vätern in Elternzeit. Der norwegische Wohlfahrtsstaat gehörte zu den ersten Staaten, die (1977) reservierte Wochen der Elternzeit für Väter vorsahen und diese zudem sehr großzügig mit der Vergabe von Elterngeld förderten. Arbeitnehmer*innen – auch solche in hochqualifizierten und gut bezahlten Jobs – erhalten während der Elternzeit annähernd das gleiche Gehalt fortgezahlt. Damit sollen vor allem auch Anreize für Besserbezahlte und Väter gesetzt werden, um sich an der Sorge und Pflege ihrer Familienangehörigen zu beteiligen. Die sogenannten „Daddy's weeks" sind gegenwärtig auf mindestens 14 Wochen festgelegt. In ihrer quantitativen Befragung von Männern in Eliteprofessionen konnte Halrynjo zeigen, dass Väter zwar durchaus eine hohe Akzeptanz für Elternzeit von Arbeitgeber*innen

sehen, diese aber dennoch nicht in vollem Umfang in Anspruch nehmen, da sie Karriereeinbußen befürchten. Sie kommt zu dem Schluss, dass auch in Norwegen die Geschlechterarrangements eher noch traditionell strukturiert sind und durch die Arbeitsorganisation beeinflusst werden. Dies macht sie an den konkurrierenden gesellschaftlichen Logiken der Karriere und Familienfreundlichkeit deutlich, die für Männer eher zugunsten der Karriere ausgefochten werden, während Frauen eher versuchen, beides miteinander zu vereinbaren. Sie schlussfolgert, dass Elternzeit für Mütter normativ „verpflichtend" wahrgenommen wird, für Väter jedoch „optional" erscheint. Im Vergleich zum sozialdemokratischen Regime gilt der deutsche Wohlfahrtsstaat, mit seiner bislang eher konservativen und am „male breadwinner model" ausgerichteten Politik, als das andere Extrem in der feministischen Wohlfahrtsstaatsforschung.

Aus Deutschland berichtete der Geschlechtersoziologe *Michael Meuse*r aus der DFG-geförderten Untersuchung „Väter in Elternzeit. Aushandlungs- und Entscheidungsprozesse zwischen Paarbeziehung und Betrieb", die er zusammen mit Ilse Lenz, Katja Sabisch, Karen Shire, Christine Wimbauer u. a. durchführt. Meuser hinterfragt dabei kritisch, ob die modernisierungstheoretische These, nach der Männlichkeitskonstruktionen aufbrechen und sich die Geschlechter annähern, gültig ist. Seiner Ansicht nach ließe sich die geringe Beteiligung von Vätern an der Elternzeit vor allem in den städtischen Gebieten so interpretieren, dass entgegen der Modernisierungstheorie neue Männlichkeiten nicht in urbanen Milieus vorzufinden sind. Oder anders, von Meuser weniger präferiert, dass die Modernisierungstheorie insgesamt zu optimistisch war und die Moderne nicht zwangsläufig mit einer neuen, im Sinne einer mit fürsorglicher Väterlichkeit verknüpften Männlichkeit einhergeht. Die neuesten Statistiken zur Väterbeteiligung am Elterngeld in Deutschland zeigen, dass die überwiegende Mehrheit der Väter (78 %) sich lediglich mit zwei Monaten an der Elternzeit beteiligt und diese überwiegend gleichzeitig zur Elternzeit der Mutter in Anspruch nehmen. Meuser geht davon aus, dass von Männern nach wie vor ein unhinterfragtes „commitment" zu Arbeit und Berufstätigkeit eingefordert wird – vor allem auch von Seiten der Arbeitsorganisationen. Ein Abweichen von diesen normativen Erwartungshaltungen würde die Männlichkeit einzelner Individuen in Zweifel stellen. Die Inanspruchnahme von zwei Monaten Elternzeit hingegen gilt als akzeptabel, da sie weniger als aktive Väterlichkeit, denn vielmehr als ein „längerer Urlaub" wahrgenommen und entsprechend diskursiv gerahmt wird. In der Arbeitswelt verändert sich folglich nur wenig am hegemonialen Männlichkeitsbild. Dass ein entsprechender Wandel von Väterlichkeit nicht nur von der Arbeitsorganisation begrenzt wird, verdeutlichte Meuser mit Blick auf die Handlungspraxen und Wahrnehmungen innerhalb der interviewten Paare. Eine berufliche Auszeit der Väter fordert auch die paarinternen Machtrelationen heraus. Parallel zur Öffnung der männlich dominierten Arbeitswelt für Frauen verläuft auch die Öffnung der einst ausnahmslos Frauen und Müttern vorbehaltenen „privaten" Einflussräume des Haushalts und der Kinderbetreuung nicht ohne Auseinandersetzungen und Reibungen.

Anschließend berichteten *Annette von Alemann* und *Sandra Beaufaÿs* von der Universität Bielefeld aus dem oben genannten SFB-Projekt zu „Organisationen und väterlicher Lebensführung". Sie verknüpfen in ihrem theoretischen Zugang die Perspektiven von Gross (2009), Tomaskovic-Devey (2015), Hobson et al. (2014) sowie Sen (1999) und fragen nach „Capabilities" und „Constraints", die bestimmte Lebensformen von erwerbstätigen Vätern hervorbringen. Ihre Ausgangsthese lautet, dass betriebliche Strukturen, die Interessen unterschiedlicher betrieblicher Akteur*innen und die Organisationskultur in Wechselwirkung mit den individuellen Lebensformen stehen und die Ausgestaltung von Väterlichkeit beeinflussen. Sie schöpfen aus reichhaltigem empirischem Datenmaterial, um das Zusammenwirken dieser komplexen Gemengelage nachzuzeichnen. Die von ihnen präsentierten Fallbeispiele regen zu einer Diskussion darüber an, inwiefern Unternehmen mit größerer Marktmacht es ihren Arbeitnehmern eher ermöglichen, Lebenskonzepte mit fürsorglicher Väterlichkeit zu führen, als marktschwächere Unternehmen, die ihrem Personal weniger „risikoreiche" Lebensentwürfe eröffnen.

Im dritten Panel des Tages ging es um *Väterlichkeit in Organisationen in Verbindung mit Kultur, Rationalitäten und Management.* Eine völlig neue Perspektive erschloss der über Skype vermittelte Vortrag des Marketing- und Japanforschers Florian Kohlbacher aus China. Er setzte sich mit der von der Wirtschaft neu erkannten Zielgruppe der „neuen Väter" (*ikumen*) in Japan auseinander. Laut einer Umfrage verstehen sich selbst ca. nur 16 Prozent der Väter in Japan als *ikumen*. In Japan gibt es auch spezielle Elternzeit für Väter, die allerdings nur von zwei Prozent der Väter und zum Großteil (40 %) für weniger als fünf Tage in Anspruch genommen wird. Medial und in der Konsumwelt scheinen die neuen Väter jedoch weitaus präsenter zu sein. In seinen Analysen der japanischen Ausgabe des

„FQ Magazine – The Essential Dads Magazine" und in ethnografischen Studien in Spielzeuggeschäften ging Kohlbacher der Bedürfniskonstruktion von speziellem Zubehör für Väter und der japanischen Väterkonstruktion auf die Spur und zeigt damit, dass die neuen Väter auch und besonders ein wirtschaftlich zu begreifendes Phänomen sind. Mit anderen Worten: Die Identitäten der neuen Väter werden kommerzialisiert und damit zum Teil des Marktes gemacht.
In eine ähnliche Richtung argumentierte die im Anschluss daran vortragende schweizerische Organisationssoziologin *Brigitte Liebig.* Sie stellte Erkenntnisse aus ihrem SNF-geförderten Projekt über organisationale Rationalität und Vaterschaft vor, das sie zusammen mit ihren Mitarbeiter*innen Martina Peitz und Christina Korn bearbeitet. Als Forschungsperspektive arbeiten sie mit dem Neo-Institutionalismus und analysieren, inwiefern die widersprüchlichen Logiken der Wirtschaft und Familienfreundlichkeit in Organisationen zusammenwirken und für Väter handlungsrelevant werden. Anhand ihres Materials von neun Fallstudien mittelständischer Unternehmen in der Schweiz verdeutlicht sie, dass das Zertifikat für Familienfreundlichkeit, das Arbeitsorganisationen erwerben können, nicht wie sonstige Gleichstellungsprogramme und -politiken einem Gerechtigkeitsdiskurs folgt, sondern sich aus einer Wirtschaftsrationalität ableitet. Eine berufliche Auszeit von Vätern zahle sich demnach für das Unternehmen oder die Organisation aus, da diese gestärkt und regeneriert in die Erwerbstätigkeit zurückkehren können. In den Interviews mit Vätern stellte sich heraus, dass die Inanspruchnahme von Elternzeit als Belohnung für besondere oder herausragende Leistungen in der Erwerbswelt angesehen wird, Väter sich also besonders beweisen müssen, um dieses Recht in Anspruch nehmen zu können. Wenn jedoch die Möglichkeit für fürsorgliche Väterlichkeit erst durch Extraleistungen im Beruf erworben werden muss, so schlussfolgerte Liebig, werden gezielt weitere Differenzlinien zwischen Männern und Vätern in der Arbeitswelt geschaffen.
Dass die Ökonomisierung von Elternzeit weit verbreitet ist, zeigte der darauffolgende Vortrag von der niederländischen Sozialwissenschaftlerin *Laura den Dulk.* Sie präsentierte die Ergebnisse aus einer Vignetten-Studie in fünf europäischen Ländern, Niederlande, Finnland, Slowenien, Portugal und Großbritannien, die sie zusammen mit Wike Been durchgeführt hat. Sie sind der Frage nachgegangen, wie sich die familienpolitischen Rahmenbedingungen auf die Unterstützung von Topmanagern in Elternzeit auswirken. Vor allem in Großbritannien unterstützen Topmanager aus einer *business rationale* Elternzeit, während in Slowenien aus einem Gerechtigkeitsverständnis heraus argumentiert wurde. In den Niederlanden geben die Befragten an, dass sie damit als Arbeitgeber attraktiv für hochqualifiziertes Personal sein wollen, und in Finnland fand sich eine Mischung aus *business* und Gerechtigkeitsansatz. Lediglich die Portugiesen erwähnen, dass sie Elternzeit nur unterstützen würden, um den rechtlichen Vorschriften zu folgen. Dass Elternzeit für Väter durchaus auch zu einem selbstverständlichen Recht werden kann, zeigte der Vortrag der norwegischen Sozial- und Politikwissenschaftlerin *Elin Kvande.* Sie präsentierte das Konzept der gleichberechtigten Aufteilung von Erwerbs- und Familienarbeit, bei welchem die Eltern selbst entscheiden, wie sie die Betreuung in der Familie organisieren. Bekannt ist, dass solange die Eltern die Wahl haben, wer den Erziehungsurlaub beansprucht, er fast nur von Müttern genommen wird. In Norwegen wurde 1993 ein ausschließlich berufstätigen Vätern vorbehaltenes Recht auf Elternzeit (seit 2013 14 Wochen) eingeführt, die sogenannte Väterquote. In Kvandes Studie zur Wahrnehmung dieser Väterquote wird deutlich, dass sie gerade nicht als Zwang, sondern als Ermöglichung erfahren und sehr positiv bei den Vätern wahrgenommen wird – selbst bei solchen, die aus anderen politischen Systemen kommen (wie z. B. migrantische Erwerbstätige). Die Studie verdeutlicht, dass diese besondere Form der Quotenregelung dazu beiträgt, neue Normen von Männlichkeit zu etablieren und die väterliche Beteiligung an der Kindererziehung zum Normalfall werden zu lassen. Dass Norwegen im Ländervergleich positiv heraussticht, verdeutlichte auch der anschließende Vortrag. *Annalisa Murgia* und *Barbara Poggio* berichteten zum Abschluss des Tages von den politisch-rechtlichen Rahmenbedingungen in Italien, die insgesamt kaum förderlich für Eltern und insbesondere nicht für (fürsorgliche) Väter sind. Sie forderten mit ihrer Studie, den wissenschaftlichen Blick um die Situation prekär Beschäftigter zu erweitern, deren Zahl im Zuge der Wirtschaftskrise stark zugenommen hat und die sich meist in weit problematischeren Lebenslagen und Aushandlungspositionen befinden als Väter in Normalbeschäftigung.
Am dritten und letzten Tag der Tagung wurden Politiken und politische Bewegungen diskutiert. Den Auftakt machte die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlerin *Christina Boll* vom Hamburgischen WeltWirtschaftsInstitut mit ihrer statistischen Längsschnittauswertung von acht (europäischen) Ländern über 30 Jahre über das Verhältnis von politischen Elternzeitmaßnahmen und väterlicher Beteiligung an der Kindererziehung.

Ihre Studie verdeutlicht den positiven Zusammenhang zwischen aktiver Väterlichkeit und familienpolitischen Maßnahmen. Im Anschluss richtete sich die Aufmerksamkeit auf die Väterinitiativen in Deutschland, die durch den Organisationsberater *Hans-Georg Nelles* und den Männlichkeitsforscher *Stephan Höyng* repräsentiert wurden. Moderiert wurde dieses letzte Panel von *Thomas Gesterkamp,* der sich ebenfalls im Bereich der Männerpolitik engagiert. Deutlich wurde hierbei zum einen, dass die Interessen und Bedarfe von Organisationen, Vätern, Partnerschaften je unterschiedliche sein können und eine Win-win-Lösung für Organisationen daher nicht in jedem Fall möglich ist, sowie zum anderen, dass es zwar inzwischen eine politische Lobby für Väter gibt, diese jedoch bislang nur wenig Einfluss insbesondere auch auf die Arbeitsgestaltung innerhalb von Organisationen hatten.

Eine der großen Leistungen dieser Konferenz war das Zusammenbringen der unterschiedlichen nationalen und wissenschaftlichen Perspektiven, die verdeutlicht haben, dass Väterlichkeit nicht alleine in den Paaren ausgehandelt wird, sondern im Zusammenspiel von Politik, Lobbys, Organisationen, medialen Diskursen, Familien und Märkten entsteht. Frappierend ist dabei die mehrfach und unabhängig voneinander erstellte Diagnose, dass die Ökonomisierung der Gesellschaft auch die Vorstellungen von Väterlichkeit ergriffen hat und aktive Väterlichkeit sowohl ermöglichen wie auch verhindern kann. Diese Ambivalenz ließe sich zukünftig vor allem auch angesichts des betriebswirtschaftlichen Diskurses um den ökonomischen Nutzen betrieblicher „Familienfreundlichkeit" und die Vorteile von „Diversity" nachverfolgen. Weiterer Forschungsbedarf wurde zudem sichtbar im Hinblick auf die Möglichkeiten und Grenzen staatlicher Interventionen in Organisationen, auf die Bedeutung von Führungskräften als *gate-keeper* und *role model,* auf prekäre Beschäftigungsformen, kleine und mittlere Unternehmen sowie außereuropäische Länder des Südens und Ostens.

Kontakt und Information
Dipl.-Soz. Lena Weber
Universität Paderborn
Fakultät für Kulturwissenschaften
Allgemeine Soziologie
Warburger Straße 100
33098 Paderborn
Tel.: (05251) 60 33 80
leweber@mail.
uni-paderborn.de

Daniela Reinhardt

Besatzungskinder und Wehrmachtskinder – auf der Suche nach Identität und Resilienz

Bericht zur Tagung am 07. und 08.05.2015 im GESIS Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften in Köln

Das Kriegsende und die Befreiung vom deutschen Faschismus jähren sich dieses Jahr zum 70. Mal. Viele Gedenkfeiern und wissenschaftliche Tagungen, die zu diesem Jubiläum stattfinden, widmen sich höchst unterschiedlichen Themen. Ein Thema erfreut sich jedoch erst jüngst größeren wissenschaftlichen Interesses: die Gruppe der Wehrmachts- und Besatzungskinder. Auf der zweitägigen Tagung in Köln wurden diese Kinder in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses gerückt. WissenschaftlerInnen aus verschiedenen Disziplinen präsentierten und diskutierten ihre Forschungsergebnisse und auch Betroffene selbst kamen zu Wort.

Die Tagung begann mit der Begrüßung und mit organisatorischen Hinweisen der Veranstalterinnen *Elke Kleinau* (Universität zu Köln) und *Ingvill C. Mochmann* (GESIS und Cologne Business School). Das Grußwort von *Mechthild Rawert* (MdB) hob hervor, dass sich die Politikerin, die bereits verschiedene Initiativen zur Verbesserung der Rechtslage von Kriegs- und Besatzungskindern angestoßen hat, von der Tagung neue Erkenntnisse und Denkanstöße für ihr politisches Handeln erhofft.

Barbara Stelzl-Marx (Ludwig-Boltzmann-Institut für Kriegsfolgen-Forschung, Graz) stellte anhand von biografischen Beispielen dar, welchen Formen von Diskriminierung Besatzungskinder in Österreich ausgesetzt waren und welche Strategien ihnen zur Bewältigung dieser Erfahrungen zur Verfügung standen. Die Referentin ging von 30.000 Kindern aus, die in der ersten Zeit der Besatzung gezeugt wurden, die Hälfte davon von Rotarmisten. Das Aufwachsen, umgeben von einer Mauer des Schweigens, habe bei vielen Kindern zu Identitätskrisen geführt. Zur Bewältigung ihrer traumatischen Erfahrungen hätten viele Kinder versucht, den Makel, aus einer unvollständigen Familie zu kommen, zu kompen-

sieren, indem sie einen speziellen Stolz auf ihre Herkunft entwickelten. Diese Strategie wurde als Resilienzfaktor angeführt, was in der anschließenden Diskussion infrage gestellt wurde.

Im Folgenden stellte *Rainer Gries* (Universität Wien und Sigmund Freud Privat-Universität Wien) Ergebnisse des gemeinsam mit *Silke Satjukow* (Universität Magdeburg) durchgeführten Forschungsprojektes vor, das am Beispiel von sowjetischen und französischen Besatzungskindern die historischen Bedingungen von Zeugung, Geburt und Aufwachsen beleuchtet. Das Projekt wertete zahlreiche archivalische Quellen und oral-history Interviews aus. Ein Stigma aller deutschen Besatzungskinder sei, dass sie „Kinder des Feindes" waren. In der SBZ und der späteren DDR waren Besatzungskinder offiziell kein Thema. Sie wurden unter die unehelichen Kinder subsumiert. In Westdeutschland wurde anfänglich die Meinung vertreten, man müsse die Besatzungskinder in die Heimat ihrer Väter ‚zurückschicken'. Nachdem jedoch die ersten Besatzungskinder Ostern 1952 eingeschult wurden, rückten sie verstärkt in den Fokus der medialen Öffentlichkeit, der von dem Gedanken getragen war, die Kinder in die Gesellschaft zu ‚integrieren'. Diese Forderung habe dazu geführt, dass aus den „Kindern des Feindes" „Kinder der Freunde" wurden. Ausgehend von einem Fallbeispiel, in dem ein kleiner Junge den unbekannten Vater als mächtigen, ihn beschützenden Gendarmen imaginierte, wurde der abwesende Vater zum Resilienzfaktor erklärt. Diese These wurde in der anschließenden Diskussion äußerst kritisch hinterfragt, wobei deutlich wurde, dass die VertreterInnen der verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen von einem höchst unterschiedlichen Resilienzbegriff ausgingen.

Die französischen Besatzungsmächte pflegten einen anderen Umgang mit ‚ihren' Besatzungskindern. Auch wenn nach deutschem Recht die Besatzungskinder von französischen Alliierten Deutsche waren, gab es eine Bewegung der ‚retour en France'. Frankreich organisierte Kindertransporte nach Paris und bot den Müttern an, die Kinder zu ihren Vätern zu bringen. Die Kinder seien allerdings in französische Adoptivfamilien vermittelt und mit einer neuen Identität zu ‚Franzosen' erklärt worden. Vor dem Transport nach Paris hätten Ärzte diese Kinder untersucht und wer krank oder ‚behindert' gewesen sei, fiel durch das Raster, wurde an die Mutter zurückgegeben oder kam in ein deutsches Heim. Daran entzündete sich eine Diskussion um den verwendeten Selektionsbegriff, der von Teilen des Publikums abgelehnt wurde, weil er die Bevölkerungspolitik der Franzosen auf eine Stufe mit der der Nationalsozialisten stellte. Unbestritten war jedoch, dass hier Eugenik praktiziert wurde.

Wolfgang Hartung (Universität Duisburg-Essen) begann seinen Vortrag mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, Begriffe wie „Kollateralschaden", „Bastarde", „Besatzungssoldaten" und vor allem „Besatzungskinder" genau zu definieren. In seinem Vortrag ging es um deutsch-marokkanische, ‚schwarze' Besatzungskinder. Anhand von Archivmaterial sowie Interviews wurden deren Fremdheitserfahrungen und deren Suche nach Identität analysiert. Der Vortrag beleuchtete insbesondere die soziale Herkunft der Väter, von denen viele bei der Rekrutierung noch minderjährig waren und heute als ‚Kindersoldaten' bezeichnet würden. Die Goumiers wurden bereits im September 1945 wieder abgezogen. Im Gegensatz zu anderen Besatzungssoldaten kamen sie meist aus sehr armen Verhältnissen, was ein späteres Kennenlernen von Kindern und Vätern nahezu ausschloss. Trotzdem hatten die Goumiers einen erheblichen Anteil an der Befreiung Süddeutschlands inne. Das alles seien Faktoren, die in die Bewertung der Väter miteinfließen müssten. Ihre Kinder seien „Kinder von Siegern", nicht von Verlierern. Trotzdem hatten diese Kinder immer mit dem Stigma des ‚Fremden' und mit dem Stigma des ‚Farbigen' zu kämpfen.

Cornelia Burian (University of Calgary) analysierte in ihrem Vortrag den autobiografischen Roman „Neun Briefe, drei Fotos, ein Name – Biografie einer deutschen Frau" von Petra Mitchell. Dieser skizziert den Lebensweg der Deutschen Helene und des amerikanischen Soldaten Peter, deren Tochter Petra 1947 geboren wurde. Petras früheste Erinnerung ist die, dass sie als Problem wahrgenommen wurde. Sie wird als „Bastard" und „Ami-Kind" beschimpft, wächst zu einem unsicheren Menschen heran und ist ihr Leben lang auf der Suche nach ihrer eigenen Identität und ihrem Vater. Ihre Identitätskrise wird jedoch zum positiven Motivationsfaktor. Der Vortrag konzentrierte sich auf die Resilienz der Autorin, die mit dem Niederschreiben ihrer Lebensgeschichte versucht hat, eine „ungebrochene Identität" zu rekonstruieren. In der anschließenden Diskussion wurde mit Rekurs auf postkoloniale Theorien problematisiert, ob es denn überhaupt eine „ungebrochene Identität" geben könne.

Im Anschluss leiteten Elke Kleinau und Ingvill C. Mochmann die Podiumsdiskussion mit sechs Besatzungs- und Wehrmachtskindern ein. Auf Fragen zu Resilienzfaktoren und dazu, welche Bedeutung die Vergangenheit als Besatzungskind in der Gegenwart habe, wurden ganz unterschiedliche Erfahrungen und Lebensgeschichten berichtet. Auf die Frage, was sie selbst für wichtig empfänden, plädierten alle für mehr Offenheit im Umgang mit der Herkunft der Wehrmachts- und Besatzungskinder.

Nach der anschließenden Buchpräsentation „Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland", herausgegeben von Barbara Stelzl-Marx und Silke Satjukow (Böhlau-Verlag, Wien), wurde der erste Tag offiziell beendet und den TeilnehmerInnen der Tagung die Gelegenheit gegeben, sich die Fotoausstellung über europäische Wehrmachts- und Besatzungskinder – organisiert von Winfried Behlau und Arne Øland – anzusehen.

Der zweite Konferenztag begann mit einem Vortragsblock, in dem Studien präsentiert wurden, die sich vorwiegend quantitativer Methoden bedienen. *Heide Glaesmer* und *Marie Kaiser* (Universität Leipzig) stellten ihre – in Zusammenarbeit mit Phillip Kuwert (Universitätsmedizin Greifswald) – entstandene Untersuchung über Risiko- und Schutzfaktoren beim Aufwachsen als Besatzungskind vor. Ihre Ergebnisse sind das Resultat einer Fragebogenbefragung mit 146 TeilnehmerInnen. Fragen waren unter anderem, wie die Lebensbedingungen in der Kindheit und Jugend wahrgenommen wurden und ob es Erfahrungen mit Vorurteilen und Selbststigmatisierung gab; darüber hinaus wurde nach der Identität als Besatzungskind oder nach Beziehungsgestaltungen im Erwachsenenalter gefragt. Kategorische Einteilungen waren beispielsweise das Herkunftsland des Vaters und die Art der Beziehung der Eltern. Die Ergebnisse zeigten auf, dass über die Hälfte der Befragten Erfahrungen mit Vorurteilen gemacht hatten. Vom sozialen Umfeld und von öffentlichen Einrichtungen seien die meisten Diskriminierungen ausgegangen. Als Ursachen für diese Vorurteile gaben die Befragten die Auswirkungen des verlorenen Krieges, Rassismus, den unehelichen Status der Kinder und die fehlende Aufklärung über die Entstehung der Kinder an. Fast die Hälfte sagte aus, eine traumatische Erfahrung gemacht zu haben. Generell könne man zusammenfassen, dass Besatzungskinder eine Gruppe mit vielen Risikofaktoren für psychische Störungen bilden.

Im Anschluss referierte *Martin Miertsch* (Universitätsmedizin Greifswald, Helse Bergen, Norwegen) über die psychosozialen Konsequenzen von in Norwegen aufgewachsenen Besatzungskindern. Das noch laufende Projekt, an dem eine Gruppe von WissenschaftlerInnen aus Deutschland und Norwegen beteiligt ist, startete 2013, und von insgesamt 370 Fragebögen, die an Mitglieder des *Norges Krigsbarnforbund* (NKBF) und den *Krigsbarnforbundet Lebensborn* geschickt wurden, konnten bis jetzt 75 ausgewertet werden. Im Laufe des Krieges wurden in Norwegen 13 Lebensbornheime errichtet und knapp 8000 Lebensbornkinder registriert. Zudem gab es 10.000 bis 12.000 Wehrmachtskinder in Norwegen. Als uneheliche Kinder und als „Kinder des Feindes" wurden sie von ihrem sozialen Umfeld ausgegrenzt und diskriminiert. Die bisher ausgewerteten Fragebögen ergeben, dass es eine hohe Rate psychosozialer Belastungen und eine oder mehrere traumatische Erfahrungen unter den Befragten gibt.

Ein weiterer Vortrag aus der gleichen Studie untersuchte die Lebenszufriedenheit norwegischer Wehrmachtskinder 70 Jahre nach Kriegsende. Der Vortrag wurde von *Andrea Meckel* (GESIS) und *Ingvill C. Mochmann* (GESIS und CBS) gehalten und ging von dem theoretischen Hintergrund aus, dass negative Erfahrungen in der Kindheit Auswirkungen auf späteres Vertrauen zu anderen Menschen haben und dieses wiederum die Lebenszufriedenheit beeinflusst. In der Studie haben die Befragten ihr Verhältnis zu Bezugspersonen, ihr Vertrauensvermögen und ihre Lebenszufriedenheit bewertet. Es konnte gezeigt werden, dass Personen, die ein besseres Verhältnis zu ihren Bezugspersonen in der Kindheit hatten, ebenfalls eine höhere Lebenszufriedenheit hatten. Allgemein gaben die StudienteilnehmerInnen an, ein gutes bis sehr gutes Verhältnis zu ihren Bezugspersonen gehabt zu haben. Auch die Fähigkeit oder der Wille, anderen zu vertrauen, war in der Regel recht hoch.

Der zweite Block des Tages wurde mit dem Vortrag von *Simone Tibelius* (Landesarchiv Baden-Württemberg) begonnen, die sich mit den Unterhaltsprozessen von Wehrmachtskindern aus Norwegen und von deutsch-amerikanischen Besatzungskindern beschäftigte. Auf der Grundlage von Akten des *Deutschen Instituts für Vormundschaftswesen* untersuchte sie die Vaterschaftsanerkennungen und Unterhaltszahlungen. Dieses Institut war spezialisiert auf grenzüberschreitende Unterhaltsverfahren und vertrat die Interessen der Mütter und Kinder. Von 1945 bis 1955 waren Vaterschaftsklagen wenig aussichtsreich, da es an rechtlichen Möglichkeiten fehlte. Für die Mütter waren Unterhaltszahlungen somit keine zuverlässige Ressource. Erst in den 1960er Jahren änderte sich die Rechtslage.

Im anschließenden Vortrag erörterte *Azziza B. Malanda* (Universität Hamburg) die biografischen Verläufe und lebensgeschichtlichen Erfahrungen von ehemaligen afrodeutschen Heimkindern. Im Rahmen ihres geschichtswissenschaftlichen Dissertationsprojekts untersuchte sie anhand von zwölf biografisch-narrativen Interviews mit Betroffenen die Risikofaktoren in den Lebensläufen und die Auswirkungen dieser Risikofaktoren auf die Persönlichkeitsentwicklung. Als afrodeutsche Besatzungskinder haben diese Heimkinder eine vierfache Stigmatisierung erlebt: Sie waren unehelich, „Kinder des Feindes", ‚schwarz' und

im Heim aufgewachsen. Trotzdem haben die Befragten mehrheitlich resümiert, dass sie an den Erfahrungen nicht zerbrochen seien. Anhand eines Fallbeispiels erläuterte Azziza B. Malanda die Bewältigungsstrategie der Risikofaktoren und kam zu dem Schluss, dass der Resilienzfaktor in den jeweiligen zeithistorischen Kontexten, Lebenssituationen und Lebensbereichen variiere und ein komplexes Zusammenspiel aus Individuum und Umwelt sei.

In den beiden folgenden Vorträgen wurde das Tagungsthema ausgeweitet auf zwei zeitgenössische Vergleichsgruppen von Kindern. *Verena Buser* (Alice Salomon Hochschule Berlin und Zentrum Jüdische Studien Berlin Brandenburg) thematisierte die Situation polnischer oder tschechischer Kinder, die in der Zeit des Nationalsozialismus geraubt und ‚germanisiert' werden sollten, und stellte in ihrem Vortrag die beiden Organisationen *United Nations Relief and Rehabilitation Administration* (UNRRA) und die *International Refugee Organization* (IRO) vor. Die Suche nach eingedeutschten Kindern, die von der UNRRA 1946 eingeleitet wurde, war eine der größten Massensuchaktionen im befreiten Deutschland. Es wurden Children´s Center, Orte des Neuanfangs, gegründet, die sich um die Renationalisierung der Kinder kümmerte. Die Unwissenheit über die eigene Verschleppung und ein bewusstes Vergessen der Vergangenheit seitens der Kinder machten die Zurückführung jedoch oftmals unmöglich.

Baard Hermann Borge (Harstad University College) ging in seinem Vortrag auf die Kinder von norwegischen Nazikollaborateuren und deren Schulerfahrungen ein. Diese Kinder von Eltern, die in der norwegischen Nazi-Partei waren und den Einmarsch der Deutschen begrüßten, bezeichnete er als „vulnerable school children" und untersuchte ihre Persönlichkeit, ihre Charakteristika und ihre Stigmatisierung. Unter besonderer Beobachtung des historischen Kontextes überlegte er, ob die Handlungsvarianten von Lehrkräften einen Unterschied für die Persönlichkeitsentwicklung der „Nazi-Kinder" haben konnten.

Der letzte Vortrag dieser Tagung wurde von *Elke Kleinau* und *Rafaela Schmid* (Universität zu Köln) gehalten, die erste Ergebnisse aus ihrem aktuellen Forschungsprojekt zu Besatzungskindern präsentierten. Anhand von biografisch-narrativen Interviews erarbeiteten sie die Lebensläufe und Sinnkonstruktionen von Besatzungskindern und gingen der Frage nach, aus welchen Ressourcen diese Kinder schöpften, die als Erwachsene zumeist erfolgreiche Bildungs- und Berufskarrieren aufweisen. Mit der Vorstellung zweier ausgewählter Fallbeispiele verdeutlichten Rafaela Schmid und Elke Kleinau, dass es – entgegen bisher geäußerten Erwartungen – von den InterviewpartnerInnen durchaus positiv thematisiert wurde, *nicht* bei der leiblichen Mutter bzw. dem leiblichen Vater aufgewachsen zu sein. Verlässliche zwischenmenschliche Beziehungen und Bildungsambitionen wurden gerade nicht mit Elternschaft assoziiert, sondern in einem Fall sogar mit dem Aufwachsen im Kinderheim, das als die „schönste Zeit" im Leben erinnert wird.

Die Abschlussdiskussion stand unter dem Titel „Kinder des Krieges in Gegenwart und Zukunft". Sie brachte klare Forderungen zur Stärkung der Position der Mütter und der Kinder hervor und betonte die Verantwortung der Eltern, der Gesellschaft und des Staates. Man müsse darauf hinarbeiten, dass erkannt wird, dass nicht die Kinder das Problem seien, sondern die Gesellschaft, die sie zu ‚Anderen' und zu ‚Fremden' stempele. Des Weiteren wurde die Problematik der Terminologie besprochen. Sämtliche Begriffe bedeuteten eine Stigmatisierung dieser Gruppe. Als neutraler Begriff wurde „Children born of War" (Kinder des Krieges) aufgegriffen, der 2006 in den wissenschaftlichen Diskurs eingeführt wurde. Zu guter Letzt wurde die Brücke geschlagen zu aktuellen kriegerischen Auseinandersetzungen und daraus hervorgehenden „Kindern des Krieges". Konsens war, dass die Vernetzung der internationalen Friedensbewegung von Nöten sei, um diesen Kindern zu helfen.

Kontakt und Information
Daniela Reinhardt
daniela.reinhardt@
uni-koeln.de

Sigrid Metz-Göckel, Felizitas Sagebiel

Nord-Zypern – ein fremdes Genderland?

Tagungsbericht zu „Gender and Career in Higher Education. The case of science and engineering at the 5th International conference on Gender Studies. Neoliberal Discourse and Gender Equality" vom 25. bis zum 27.03.2015 an der Cypress Eastern Mediterranean University in Famagusta, Zypern

Die internationale Tagung zu *Gender and Career* fand in Famagusta, Nordzypern, statt. Die Insel Zypern war in ihrer Geschichte vielfach fremd besetzt, und z. B. der Linksverkehr ist ein Relikt aus der englischen Besatzungszeit. Jetzt ist sie in einen türkischen und einen griechischen Teil gespalten und man sieht immer noch die Zerstörungen des letzten Krieges unmittelbar neben neu errichteten Gebäuden, zu denen Hotels und vor allem auch die Universität gehören.

Die Tagung lieferte uns viele Überraschungen. Die erste war ihre selbstbewusst feministisch-kritische Ausrichtung. Organisiert wurde sie von Wissenschaftlerinnen der privaten Eastern Mediterranean University. Diese Universität nutzt ihre geografische Lage und rekrutiert ihre Studierenden aus den angrenzenden östlichen und südlichen Ländern, wie Türkei, Syrien, Jordanien, Ägypten und den arabischen Ländern. Die neuen prächtigen Gebäude und ihre Ausstattung deuten darauf hin, dass die zahlenden Studierenden aus reichen Familien kommen, wenn auch sicherlich nicht alle.

Zweitens war die Beteiligung von relativ vielen Männern auffällig und drittens der kritische Ton gegenüber der aktuellen offiziellen türkischen Politik. Die Männer waren wissenschaftliche Mitarbeiter oder Doktoranden der Gender Studies, deren Leiterin ist eine Professorin der Wirtschaftswissenschaften. Sie unterrichtet diese Wissenschaftsdisziplin, wie sie uns erzählte, durchgängig aus der Geschlechterperspektive und regt auch ihre internationalen Studierenden dazu an, Genderfragen in ihre Forschung aufzunehmen und ihre Ergebnisse – meist auf statistischer Datenbasis – vorzutragen. Ein Teil der Referent/innen und Moderatorinnen kam aus den Universitäten in Istanbul, Ankara und anderen Teilen der Türkei. Ein Teil der Beiträge war auf Türkisch, sodass wir nur über den englischsprachigen Teil berichten können.

Die Keynote zur Eröffnung der Tagung hielt *Nancy Lindisfarne* (School of Oriental and African Studies, London), eine international höchst bewanderte Wissenschaftlerin, die ein Erlebnis eigener Art war. Sie vermittelte einen kritischen Überblick zu „Class and Gender: Intimacy, Inequality und the Neoliberal Project", der einen wunderbaren Einstieg in die Thematik der Tagung lieferte. Die Veranstaltung wurde offiziell von der Präsidentin der Universität und den beiden neuen Leiterinnen der Gender Studies in einem neuen Kongressgebäude der Universität im vollen Saal eröffnet.

Die Analyse der neoliberalen Entwicklung in den verschiedenen Ländern und gesellschaftlichen Bereichen bildete das Dach für die einzelnen Beiträge, auch für die offene Kritik an der AKP-Partei, die aus unserer Sicht ein wichtiger und überraschender Beitrag auf dieser Tagung war. Insgesamt war die dreitägige Tagung in drei parallele Veranstaltungsstränge mit insgesamt über 100 Beiträgen und einem strengen Zeitregime aufgeteilt, mit Pausen, in denen sich Querverbindungen und die wichtigen informellen Gespräche entwickeln konnten. Das Themenspektrum der Tagung reichte von der Reproduktionsmedizin zu Gewalt an Frauen, zu rechtlichen und politischen Fragen sowie Medienanalysen. Es bot somit ein breites Forum für türkische und internationale Wissenschaftler/innen, sich mit Geschlechterfragen auseinanderzusetzen.

Die Teilnehmer/innen waren von außen betrachtet sehr heterogen, viele junge Frauen waren dabei und die meisten leisteten einen aktiven Beitrag. Einzelne Frauen trugen ein muslimisches Kopftuch. Eine junge Kopftuchträgerin referierte demografische Daten über die frühen Heiraten von Frauen als ein gesundheitliches Problem.

Besonders bewegt hat uns ein Panel, in dem sich türkische und griechische Frauen über eine mögliche Annäherung der beiden Teile der Insel austauschten. Die Spaltung beruht auf einer ethnischen Säuberung bzw. gewaltsamen Umsiedlung der Griech/innen aus dem nördlichen und der Türk/innen aus dem südlichen Teil der Insel jeweils in einen ethnisch (vermeintlich) homogenen Teil des Landes. Auch die Hauptstadt Lefkosia bzw. Nikosia ist geteilt. Als Touristinnen konnten wir allerdings problemlos von dem einem in den anderen Teil über die Grenze gehen. Unvermeidlich wurden wir an Berlin erinnert.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel
sigrid.metz-goeckel@
tu-dortmund.de

Buchbesprechungen

Sabine Hagemann-Ünlüsoy rezensiert

Nestvogel, Renate (2014): Afrikanerinnen in Deutschland. Lebenslagen, Erfahrungen und Erwartungen

Reihe: Bildung in Umbruchsgesellschaften (Band 11), 364 Seiten, 39,90 €,
ISBN 978-3-8309-3086-0, Waxmann Verlag, Münster, New York

Renate Nestvogels Studie zu „Afrikanerinnen in Deutschland" wurde nach Abschluss des von der Universität Duisburg-Essen und dem Ministerium für Wissenschaft und Forschung NRW geförderten Forschungsprojekts und den daraus hervorgegangenen Einzelpublikationen erstellt, um den Schatz an Wissen, in einem jahrelangen Prozess zusammengetragen, in seiner Gesamtheit zugänglich zu machen. Mit dem Ziel, den wenig gehörten Stimmen einer Minderheit öffentlich Raum zu geben. Denn in den bisherigen Veröffentlichungen zu Migrantinnen lag der Schwerpunkt auf den ehemaligen Anwerbeländern und Afrikanerinnen blieben in den Statistiken unter „sonstige" unsichtbar. Insofern schließt diese Studie eine Forschungslücke. Und sie lässt vorrangig die Betroffenen selbst zu Wort kommen.

Renate Nestvogel gibt einen detaillierten Einblick in die Etappen des sehr komplexen Forschungsprozesses, von der Vorstudie als Bestandserhebung, der Entwicklung von Fragebogen und Interview sowie der mühsamen Requirierung der Adressen. Auch die Beschaffung von Statistiken erwies sich als unerwartet schwierig und langwierig. In den gesamten Forschungsprozess wurden Afrikanerinnen einbezogen und insbesondere bei der Durchführung der Fragebogenaktion sowie als Interviewerinnen eingesetzt. Da die afrikanische Community in Deutschland zurückgezogen lebt und mit Fragebögen insbesondere Kontrollaktionen des Ausländeramts verbindet, wurden über Konferenzen, Selbsthilfeorganisationen und Gemeinden sowie Beratungsstellen persönliche Kontakte hergestellt und Informationen verbreitet. 800 Fragebögen konnten schließlich in Umlauf gebracht werden – die Untersuchung beschränkte sich auf NRW, wo 26 % aller in Deutschland lebender Afrikanerinnen registriert waren. Der Rücklauf betrug 33 %. 2,4 % der in NRW gemeldeten Afrikanerinnen über 18 Jahre wurden erreicht. Anhand der Statistiken zeigt Renate Nestvogel, dass die in der Migrationsforschung beobachtete „Feminisierung von Migration" auch für die Migration aus Schwarzafrika nach Deutschland zutrifft: 2012 hatte sich der Anteil der Frauen von 25 % in den 1990er Jahren auf 46 % erhöht.

Die Teilnahme an der Befragung forderte von den Frauen ein beträchtliches Engagement: 1 bis 2 Stunden für die Beantwortung der 207 Fragen, mehrere Stunden für die vertiefenden Einzelinterviews. 262 Frauen konnten gewonnen werden, darunter auch „undokumentierte" Frauen. Zusätzlich wurden 52 Interviews durchgeführt, 43 davon konnten ausgewertet werden. 180 der befragten Frauen hatten Kinder und brachten deren Sozialisationserfahrungen in die Untersuchung mit ein.

Der Fragebogen bezog sich auf alle das Leben in Deutschland betreffenden Bereiche: Kindergarten und Schule, Wohnsituation, finanzielle Situation, Arbeitssuche und Arbeit, die sensiblen Bereiche von Aufenthaltssicherung, Nutzung von Anwältinnen/Anwälten, Prostitution und Gewalterfahrung, Freizeitgestaltung, Lebensgefühle, Erfahrung von Diskriminierung und den Umgang damit, Perspektiven und Bilanz des Lebens in Deutschland. Den einzelnen Kapiteln wurde der für die jeweilige Fragestellung relevante Forschungsansatz als Interpretationsrahmen vorangestellt, sodass in Kombination mit statistischen Auswertungen und umfangreicher Zitierung der Antworten ein transparentes Ergebnis vorgelegt werden konnte. Es entstand ein komplexes Bild von Lebenssituationen, Erwartungen und Perspektiven der in Deutschland lebenden Afrikanerinnen.

Die Ergebnisse der Studie zeigen, neben den gravierenden ausländerrechtlichen Statusproblemen, in welch erschreckendem Ausmaß Rassismus und Fremdenfeindlichkeit aus der Mitte der deutschen Gesellschaft in alltägliche Diskriminierungen münden. Als EU-Ausländerinnen erfahren Afrikanerinnen vielfältige gesetzliche Benachteiligungen, inklusive einer Entwertung der mitgebrachten Qualifikationen, Sprachkenntnisse und

Bildungsabschlüsse. Weit unter ihrer Qualifikation müssen viele als Putzfrauen u. ä. arbeiten. „Assimilation", sprachlich und bildungsbezogen durch den Erwerb deutscher Abschlüsse zu erreichen, muss als notwendige, jedoch nicht hinreichende Voraussetzung für den Einstieg in den primären Arbeitssektor gelten. „Unterschichtung" ist das Ergebnis dieser politisch-ökonomisch-kulturellen Gemengelage in Deutschland. Der Nutzen der eigenen Integrationsbemühungen wird jedoch von den meisten Afrikanerinnen gering eingeschätzt. Aufgrund ihrer Hautfarbe werden sie ein Leben lang als „die Anderen" stigmatisiert: als Kinder in Kindergarten und Schule, als Erwachsene bei Arbeitssuche und Arbeit sowie insbesondere in der Öffentlichkeit. Während die in Deutschland lebenden AfrikanerInnen in der Regel in ihrer Heimat eine europäisch orientierte Ausbildung erfahren haben und sich mit Europa verbunden fühlen, treffen sie in Deutschland auf eine Bevölkerung, die wenig über Afrika weiß und Europa als die Moderne, Afrika als Vormoderne verinnerlicht hat.
Zusammenfassend wird für die Lebenssituation der Afrikanerinnen in Deutschland festgestellt, dass – neben dem Umgang mit statusbedingten Nachteilen – es vor allem Gewalterfahrungen durch Diskriminierung sind, die ihre ganze Kraft erfordern und oft zur Angst um die Kinder und zum Rückzug aus dem öffentlichen Raum führen. Gefragt nach ihren Vorschlägen, fordern Afrikanerinnen neben Statusverbesserungen, die ihnen ermöglichen, selbst für ihren Unterhalt aufzukommen, eine differenziertere Berichterstattung über Afrika und die Einlösung des „leer" gebliebenen Versprechens von Integration: Integration nicht auf Sprachkurse reduziert, sondern als zweiseitiger Prozess, d. h. z. B.: statt positiv gemeinter Exotik, wie afrikanisches Essen zum Kindergartenfest, eine Einbeziehung in Entscheidungsprozesse als kompetente Partnerinnen. Befragt zu ihren Erfahrungen, ob sie im Diskriminierungsfall Unterstützung erhalten, zeigt diese Studie, dass diese eher selten und wenn, mit großer Erleichterung erlebt wird. Die meisten Deutschen, auch Partner, weisen Diskriminierungsberichte als übertrieben zurück. So sind es eher die eigenen Netzwerke, die stützen; deutsche Stellen oder das eigene Konsulat werden eher selten aufgesucht. Die Statistiken und EU-Erhebungen zu Fremdenfeindlichkeit in Europa, am Ende der Studie vorgestellt, zeigen Deutschland nach wie vor als Schlusslicht. Die Befragungen der Afrikanerinnen zeigen, was das bedeutet. Die Studie kommt zu dem Schluss, dass interkulturelle Erziehung vermehrt Prozesse der Selbstreflexion einbeziehen und Menschenrechtserziehung in den Mittelpunkt stellen müsse.

Anne Schlüter rezensiert

Lisop, Ingrid (2014): Abseits des Mainstreams. Autobiografie

Reihe: „Leben und Erkenntnis" des Verlags Gesellschaft zur Förderung arbeitsorientierter Forschung und Bildung (Band 4), 274 Seiten, ISBN 978-3-925070-99-0, G. A. F. B.-Verlag, Frankfurt/Main

Autobiografien von Erziehungswissenschaftlerinnen vorzulegen ist ein gefährliches Unterfangen, glaubt man einer Rezension von Walburga Hoff aus dem Jahre 2011, abgedruckt in der Zeitschrift für Pädagogik, denn man macht sich verdächtig; als wolle man etwas verbergen, das über die Erforschung von Biografien dagegen aufgedeckt werden würde. Überhaupt, so behauptet Hoff, komme es doch nur auf die wissenschaftliche Produktion an, die von der Nachwelt dann schon entsprechend gewürdigt wird. Traditionell würde biografisches Material posthum veröffentlicht. Dies vorher zu tun, sei ungewöhnlich. Warum also Autobiografien zu Lebzeiten veröffentlichen? Die Autobiografie von Ingrid Lisop, die in den folgenden Ausführungen vorgestellt wird, beginnt wohl auch aufgrund solcher Einschätzungen von Kolleginnen mit der Erklärung, was sie dazu gebracht hat, ihre Autobiografie zu publizieren. Der „Zusammenhang von Biographie und Geschichte bzw. von Identitäts- und Subjektbildung in der Verwobenheit von Normen und Werten, Rollenmustern, Bewusstseins Strukturen und Lebenspraktiken" (S. 9) – das ist das, was Ingrid Lisop in ihrer wissenschaftlichen Disziplin fesselte und was sie auch bewegte, ihre Autobiografie zu schreiben. Denn, so eines ihrer Argumente, *warum* Menschen *wie* in spezifischen historischen Situationen reagieren, das sei immer noch ein gigantisches Forschungsdefizit (S. 9). Darüber hinaus gab es „Außenimpulse", die sie als Begründungen zu Beginn ihrer Autobiografie ausführt und die sie veranlassten, über mehrere Jahre im Ruhestand daran zu arbeiten.

Ein starker Impuls kam von ihrer Tochter Janka, die „Familienerinnerungen" einforderte. Einen anderen Impuls erhielt sie von einer Kollegin, die ihr klar machte, dass sie als erste deutsche Professorin in der Wirtschaftspädagogik ihr wissenschaftliches Erbe zu sichern habe. Schließlich sei sie zu einer Zeit Professorin geworden, „als erst drei Prozent aller Professuren von Frauen besetzt waren, zu schweigen von den ganz wenigen Ordinarien (später C4-Stellen), auf die Frauen berufen worden waren" (S. 8).

Sie grenzt sich jedoch gegenüber dem Ansinnen ab, eine Berufsbiografie oder gar eine Disziplingeschichte schreiben zu wollen. Vielmehr möchte sie in Dankbarkeit ihr Leben Revue passieren lassen. Ein Leben, gefüllt zwar auch mit „stürmischen" Passagen, doch vor allem mit vielen Erfahrungsmöglichkeiten, die durch Gesundheit, Kondition, Zähigkeit, Willen, Geborgenheit im Freundeskreis, Urvertrauen und Selbstbewusstsein durch die Herkunftsfamilie sowie durch die Nähe zur Familie der Tochter bewältigbar waren. Ein späterer Impuls wird auch genannt. Sie spürte aufgrund von Erlebnissen im Umgang mit biografischem Material das Bedürfnis, „etwaigen Biografieforschungs-Adepten durch eine Autobiografie zuvorzukommen" (S. 10).

Sie erklärt im Einleitungskapitel außerdem, dass sie abgesehen von einer tabellarischen Übersicht zu ihrem beruflichen Leben im zweiten Kapitel nicht daran denkt, chronologisch vorzugehen. Vielmehr nimmt sie die Lebensthemen auf, die ihr für ihre Identitätsentwicklung wichtig waren (S. 13). Damit wendet sie ihr wissenschaftliches Interesse auf ihren eigenen wissenschaftlichen Werdegang an.

Das zweite Kapitel stellt sich als „Überblicke für Schnell-LeserInnen" dar. In ihm werden drei Geschichten erzählt, Grundüberzeugungen vermittelt und Erinnerungen präsentiert, die sich mit ihrem Namen verbinden. Dazu gehören beispielsweise die Erinnerungen an die Gründung des gemeinnützigen Trägervereins für den ersten deutschen Kinderladen, an die Initiative des Aktionskomitees „Kind im Krankenhaus" und an die Gründung der „Gesellschaft zur Förderung arbeitsorientierter Forschung und Bildung" (S. 30ff). Aber Ingrid Lisop liefert auch Daten zu ihrer Schul- und Berufsbiografie (S. 36ff.). Aus ihr sind verschiedene Fakten zu entnehmen, die als Eckdaten zum Verständnis wichtig sind:

Ingrid Lisop wurde 1933 in Essen-Kupferdreh geboren. Kriegsbedingt wechselte sie die Schulen im Ruhrgebiet, in Sachsen und Polen, bis sie schließlich nach Essen zurückkehrte und das Werdener Lyzeum der Töchter vom Heiligen Kreuz besuchte. 1950 zieht sie mit der Mutter nach Frankfurt am Main, wo sie 1953 das Abitur macht. Sie studiert an der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät der Frankfurter Universität auf den Abschluss „Diplom-Handelslehrer", nutzt ein Stipendium für einen Aufenthalt an der Ecoles de Sciences Politiques in Paris. Sie promoviert zu einem Berufsbildungsthema, nämlich über einen europäischen Vergleich der kaufmännischen Bildungssysteme. Sie ist von 1957 bis 1962 im Schuldienst. Als wissenschaftliche Referentin für eine der Kommissionen, die die Reformen im deutschen Erziehungs- und Bildungswesen einleiteten, kehrte sie an die Universität zurück. 1972 erhielt sie einen Ruf auf die Professur für Wirtschaftspädagogik an der Frankfurter Universität. Als Professorin war sie an verschiedenen bildungspolitischen Entwicklungen beteiligt, die in weiteren Abschnitten ihrer Autobiografie inhaltlich gefüllt werden. Stichworte sind: Universitäts- und Lehrerbildungsreform, Förderung von Begabungsreserven, Praxisrelevanz des Forschungsfeldes und bildungspolitische Aktivitäten.

Natürlich werden auch ihre Forschungsschwerpunkte beschrieben: Das ist zum einen die Arbeitsorientierte Exemplarik bzw. Pädagogik als Humanökologie und zum anderen die Technikfolgenforschung auf der Basis einer arbeitsorientierten dialektischen Sichtweise (S. 52ff.). Ingrid Lisop war die einzige Erziehungswissenschaftlerin in der „Interdisziplinären Arbeitsgruppe Technikforschung" (IATF) an der Universität Frankfurt und längere Zeit auch deren stellvertretende Vorsitzende.

Ihr Verständnis und damit auch ihre Einordnung der Disziplin Wirtschaftspädagogik als eine erziehungs- und sozialwissenschaftliche Disziplin wird besonders deutlich nachvollziehbar, wenn man wie sie danach fragt, wie in dem bestehenden dualen Ausbildungssystem, das politisch unter ständigen Modernisierungsanforderungen stand, eine Subjektbildung möglich ist. Das passt zu ihrer zentralen übergreifenden Fragestellung nach dem Zusammenhang von Biografie und Geschichte.

Es folgt ein Kapitel, das für die Frauen- und Geschlechterforschung besonders aufschlussreich ist. Es ist überschrieben mit: „‚Zwerghasen-Dienstag' oder: von Männern und Frauen" (S. 87ff.). Die Geschichten von Zwerghasen-Dienstagen erzählen ihre Erfahrungen mit Platzhirschen im universitären Alltag. Ihr Bedauern über eine aktuell fehlende konfrontative Frauenbewegung ist nicht zu überlesen. Ihre Generation ist diejenige, die den Ausnahmezustand als Frau in einer Männerkultur in verschiedener Weise erlebt hat. Und wie sie beschreibt, gehören auch die Erfahrungen mit den Ehefrauen ihrer Kollegen dazu. Mit welchen Erwartungen eine Professorin bei

kollegialen Zusammenkünften behandelt wird, ist nicht nur erbaulich. Genauso wenig angenehm ist die Erfahrung in der Ehe mit einem traditionellen Genderhabitus zu tun zu haben, der letztlich nur zur Ehescheidung führen kann. Ihre Erfahrung ist die vieler Frauen in der Profession, dass Männer die Rolle als „starkes Geschlecht" in der Gesellschaft selten ausfüllen (können). Männer-Frauen-Beziehungen müssten nicht so häufig tragisch enden, wenn der Genderhabitus flexibel wäre. Männer-Frauen-Beziehungen definiert sie als gesellschaftliches und kulturelles Verhältnis, als „ein Produkt aus Liebe, Bildung und Arbeit" (S. 99). Die Frage, ob „Liebe gar Arbeit" ist, wird aufgeworfen und von ihr über mehrere Seiten ausgeführt. Doch das Kapitel wäre unvollständig, würde sie nicht auch über Frauensolidarität und Freundschaften mit Männern berichten.

Ein weiteres Kapitel ist der Zeitgeschichte gewidmet. Diesmal allerdings unter der Perspektive der Weltkriege, der NS-Zeit, der Studentenbewegung, der Gewerkschaft GEW und der Arbeit in der Enquete-Kommission „Zukünftige Bildungspolitik – Bildung 2000", also aus der Sicht ihrer eher aktiven politischen Karriere.

Im fünften Kapitel folgen Erinnerungen an Reisen, womit Ingrid Lisop nicht nur die Themen Interkulturalität und Internationalität aufnehmen, sondern auch die sozialen und politischen Hintergründe zu ihren biografischen Stationen in verschiedenen Landschaften ausführlicher darstellen kann (S. 135ff.), die als Lebenslaufdaten zu Beginn ihrer Autobiografie aufschienen. Das sind das Ruhrgebiet, Polen, Frankfurt, Paris. Sie beschreibt Radtouren, Wander- und Studienreisen und vermittelt ihre Reiseimpressionen, die sie über Gedichte und andere Literatur anreichert und vor manchen dieser literarischen Eindrücke reflektiert.

Das sechste Kapitel gehört den Erinnerungen an ihre Familie, zum Teil über Eintragungen aus Kindertagebüchern gefüllt. Sie beschreiben Feste und Feiern. Im siebten Kapitel zeichnet sie die Migration ihrer Familie nach, denn aus heutiger Sicht ist sie Migrantin in dritter Generation väterlicherseits. Das achte Kapitel gibt Aufschluss über die „Familiensaga", also über Begründungen für manche biografischen Entwicklungen. Schließlich bietet das neunte Kapitel einen Ausblick darauf, was noch alles erzählbar gewesen wäre. Im Anhang finden sich ausgewählte Fotos aus ihrem Leben.

Insgesamt wird ein ausgefüllter wissenschaftlicher Lebensstil sichtbar – in einer Disziplin, die Ingrid Lisop auch mitgeprägt hat. Ihrem Anspruch gemäß erzählt sie nicht nur über ihren Beruf und über ihre Disziplin. Sie erzählt auch das, was ihr unverständlich war, oder das, was zu entdecken gewesen wäre, wenn nach der Lebenspraxis gefragt worden wäre.

Wer sich für kulturelle und gesellschaftliche Bedingungen einer Wissenschaftlerinnenkarriere interessiert, findet hier reichlich Material. Aufbereitet von einer Wissenschaftlerin, die damit nicht nur ihr eigenes Gewordensein dokumentiert, sondern ihre Biografie in die Zeitfragen einordnet, die besonders von den politisch aktiven Frauen dieser Generation zum Bestand ihres Alltags gehörten. Sie gehört zu den Frauen, die sich als Wissenschaftlerin immer wieder gegen den Mainstream absetzen mussten und die sich gegen viele Zumutungen und Zuschreibungen zu wehren hatten, um ihre Identität behaupten zu können. Daher ist „Abseits des Mainstreams" ein treffender Titel dieser Autobiografie. Er passt zu Ingrid Lisop und ihrer Autobiografie als erster Professorin in der Zunft der Wirtschaftspädagogik.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Anne Schlüter
anne.schlueter@uni-due.de

Isabel Busch rezensiert

Domscheit-Berg, Anke (2015): Ein bisschen gleich ist nicht genug! Warum wir von Geschlechtergerechtigkeit noch weit entfernt sind. Ein Weckruf

240 Seiten, 8,99 €, ISBN 978-3-453-60311-0, Heyne Verlag, München

Auf dieses Werk wurde ich das erste Mal aufmerksam, als mich ein bekannter Internetversandhandel darauf hinwies. Anders hätte ich wahrscheinlich kaum davon Kenntnis genommen, da es, meines Wissens nach, nirgendwo in den Medien erwähnt bzw. vorgestellt wurde.

Anke Domscheit-Berg dagegen war mir schon vorher als Feministin ein Begriff, als Befürworterin der Frauenquote. Wie man der Kurzbiografie am Anfang des Buches entnehmen kann, ist Anke Domscheit-Berg eine Frau, die bereits eine beachtliche Karriere u. a. bei Microsoft

gemacht hatte, zwei eigene Unternehmen gegründet hat und sich auf vielen Ebenen, u. a. für Geschlechtergerechtigkeit engagiert. Besonders neugierig auf das Buch hat mich das Inhaltsverzeichnis gemacht, das vom Aufbau her ebenso vielversprechend klingt wie von der Sprache. Das Inhaltsverzeichnis verspricht Fakten, eine Darstellung zu fehlender Geschlechtergerechtigkeit in der Arbeitswelt, in Politik, Bildung und Wissenschaft, Medien (Sexismus), ein Aufräumen mit Vorurteilen in der *Schuldfrage* und konkrete Lösungsvorschläge, gegliedert nach den verschiedenen Gruppen, die für Geschlechtergerechtigkeit zuständig sind (Politik, Wirtschaft, Medien, Männer, Frauen).

Schon im Vorwort geht sie anhand des Beispiels Emma Watson (Schauspielerin aus den *Harry Potter*-Filmen), die UN-Sonderbotschafterin für Frauen- und Mädchenrechte ist, auf ein nicht unerhebliches Problem ein: die Diffamierung von Feministinnen, insbesondere durch das Internet. So kann es für eine Frau gefährlich sein, sich als Feministin im Netz zu *outen* bzw. sich für Geschlechtergerechtigkeit einzusetzen. Domscheit-Berg nennt nur einige der Schimpfnamen, die im Internet kursieren, wie „Feminazis" (S. 12).

Dass Geschlechtergerechtigkeit allein in der Berufswelt noch lange nicht erreicht ist, belegt sie mit einer Tabelle von „nackten Fakten": Sie listet aufsteigend den Anteil von Frauen in bestimmten Bereichen auf; angefangen von „0 Prozent Regierungsjahre 1949 bis 2015 mit Bundespräsidentin" und „0 Prozent Frauen im Vorstand der Deutschen Bahn" über „51 Prozent weibliche Studienabsolventen" bis zu „99,2 Prozent Frauenanteil bei Sprechstundenhilfen" und „96 Prozent Frauenanteil unter Mitarbeiter*innen [offensichtlich ist Frau Domscheit-Berg auch an einer geschlechtergerechten Sprache gelegen] im pädagogischen Bereich der Kindertagesstätten" (S. 16–21). Sie diskutiert die sogenannten „Frauen- und Männerberufe" und macht auf die historische Tatsache aufmerksam, dass heutige Männerberufe, wie der IT-/Programmierberuf, einst Frauenjobs waren; ebenso übten einst überwiegend Männer den Beruf des Sekretärs aus. Dementsprechend war die Entlohnung hoch. Je mehr allerdings Frauen ein Berufsfeld bevölkerten, desto niedriger wurden die Gehälter und desto weniger prestigeträchtig wurde der Job. Domscheit-Berg scheut sich nicht, die Dinge beim Namen zu nennen, und meint: „Ich nenne es eine schreiende Ungerechtigkeit" (S. 27). Darin erinnert sie an Johanna Loewenherz (1857–1937), eine deutsch-jüdische Frauenrechtlerin aus Rheinbrohl/Neuwied, die auch in ihrem schriftstellerischen Hauptwerk von 1895 Geschlechterungerechtigkeit anprangerte: „Zum Himmel schreit der Mißbrauch einer Macht, die in ihrem Ursprung barbarisch, in ihrem Verbleib unnatürlich, weil antisozial ist – der Geldmacht […]. Es ist zugleich der krasseste Beweis für die allgemeine Mißstellung der Frau und dieser Mißstellung beleidigendster Ausdruck." Domscheit-Berg verweist auch darauf, dass Frauen einem größeren Armutsrisiko ausgesetzt seien, und stellt den Kontext her zwischen ökonomischer (Un-)Abhängigkeit und sozialer Teilhabe (S. 30).

An dieser Stelle sei bemerkt, dass Domscheit-Berg ihre Aussagen mit Zahlen, Statistiken und Quellen stützt, die im Anhang als Fußnoten zu finden sind. All ihre Aussagen sind also belegbar und dabei in klarer, unkomplizierter Sprache gehalten.

Beim Thema „Sexismus in der Arbeitskultur" kann Domscheit-Berg aus der eigenen Erfahrung berichten, z. B. von einer Betriebsfeier, die offensichtlich zum Vergnügen der (männlichen) Kollegen gedacht war (S. 33). Dass sie eigene Erfahrungen zwischendurch einstreut, wirkt bereichernd.

Beim Thema Bildung greift sie u. a. das Thema Jungen als *Verlierer* in den Schulen auf und argumentiert gegen den Vorwurf, der hohe Anteil an Lehrerinnen und der dazugehörige Mangel an Lehrern (was mit Vorbildern gleichgesetzt wird) seien dafür verantwortlich. Sie zeigt auf, dass dieses Argument durch mehrere Studien längst entkräftet wurde (S. 41). Sie kritisiert auch vehement, dass Medien und die Spielzeugindustrie erfolgreich daran arbeiten, Mädchen und Jungen streng einzuteilen, was Spielzeug und Aktivitäten angeht. Wobei Domscheit-Berg, selbst Mutter eines Sohnes, auch darauf hinweist, dass bei Mädchen eine *Übertretung* der Geschlechtergrenzen eher toleriert werde als bei Jungen: Interessiert sich ein Junge für *Mädchendinge* oder für *Frauenberufe*, scheint ihn das zu *erniedrigen, abzuwerten* (S. 46). Sie nennt das Beispiel eines Jungen, der im Schulpraktikum eine Leidenschaft für den Erzieherberuf im Kindergarten entdeckt hat, aber nicht als spätere Berufswahl in Betracht zieht, da Jungen dafür ausgelacht würden (S. 46). So sieht Domscheit-Berg auch einen Zusammenhang zwischen dargestellten Vorbildern in den Medien und der Berufswahl (S. 51).

Sie äußert sich auch zum Thema Sexismus und stellt keinesfalls infrage, dass auch Frauen sexistisch auftreten, d. h., „Männern mit geschlechterbasierten Vorurteilen oder Benachteiligungen begegnen" würden (S. 62). Sie versteht aber unter Sexismus vor allem die Erfassung eines existierenden Machtungleichgewichts; und das bedeute in unserer Gesellschaft ein Machtungleichgewicht zu Ungunsten der Frauen (S. 62).

Sie geht auf die alltäglichen Fälle von sexueller Belästigung ein und kann auch hier ein persönliches Beispiel anbringen. Eindrücklich schildert sie einen Fall, in dem sie sexuelle Belästigung vonseiten eines wichtigen Geschäftskunden erfahren hat (S. 68). Sie geht darauf ein, dass eine aktuelle Statistik von Amnesty International von einer offiziellen (!) weltweiten Zahl von 1 Milliarde Frauen ausgeht, die in ihrem Leben mindestens einmal körperliche und/oder sexuelle Gewalt erfahren haben (S. 71). Leider erwähnt Anke Domscheit-Berg in diesem Zusammenhang nicht die „One Billion Rising for Justice"-Bewegung, die seit 2013 jedes Jahr zum 14. Februar (Valentinstag) weltweit zu einer Tanzaktion als Statement gegen Gewalt an Frauen und Kindern aufruft. Während in anderen Ländern diese Aktion großflächiger organisiert und wohl auch mit Kooperationen mit Schulen und Konferenzen zum Thema verbunden wird (vgl. onebillionrising.org), bleibt es in Deutschland bisher zum größten Teil bei losen Flashmob-Aktionen.

Es ist allerdings zu loben, dass Domscheit-Berg kritisiert, dass in den Medien zum größten Teil ausgeblendet wird, dass es sich bei fast allen Amokläufern um Männer handelt, die in vielen Fällen (z. B. in Winnenden) auch einen obsessiven Frauenhass hegten (S. 73f.). Sie erwähnt auch, dass Gewalt gegen Frauen in Kriegen, gerade in Form von Massenvergewaltigungen, schon immer als gezieltes Kriegsmittel eingesetzt wurde (S. 74); daher wurde die UN-Resolution 1820 verabschiedet. In dem Kontext hätte Domscheit-Berg auch die vorangegangene UN-Resolution 1325 erwähnen können, die das Ergebnis jahrelanger Lobbyarbeit und der UN-Frauenkonferenz in Peking 1995 war, im Gegensatz zur Resolution 1820, die von der damaligen US-Außenministerin Condoleezza Rice eingebracht wurde (Quelle: Heinrich Böll-Stiftung, Gunda Werner Institut).

Die folgenden „Realitätschecks" zur *Schuldfrage* beschäftigen sich u. a. mit den Männernetzwerken, die häufig den Frauen den Weg in die Vorstände etc. verbauen würden (S. 97ff.). Während sie darauf eingeht, dass Frauen die Macht des Netzwerkens oft unterschätzen würden, vernachlässigt sie meines Erachtens einen wichtigen Punkt: nämlich, dass das Netzwerken unter Männern häufig in Stripclubs und v. a. in Bordellen stattfindet (vgl. bsp. Mika, Bascha, Die *Feigheit der Frauen*). Von meinem Standpunkt aus findet somit ein doppelter Schlag ins Gesicht der Geschlechtergerechtigkeit statt: zum einen durch die Verdrängung von Frauen aus den Netzwerken, zum anderen aber auch durch die Perpetuierung der sexuellen Ausbeutung der Frauen innerhalb des Systems Prostitution.

Und darin, dass Domscheit-Berg nirgendwo im Buch auf das Thema Prostitution, gerade im Kontext des verhängnisvollen Prostitutionsgesetzes in Deutschland, eingeht, sehe ich den einzigen größeren Mangel, den das Buch aufweist. Dass die legalisierte Prostitution in Deutschland auf mehreren Ebenen der Geschlechtergerechtigkeit schadet, findet leider keinerlei Erwähnung. Die oben angesprochene Johanna Loewenherz dagegen betrachtete die Prostitution schon zu ihrer Zeit als Verbrechen gegen die Frauen, die so ihrer Menschenwürde (!) beraubt würden, die Männer würden sich ebenso erniedrigen und ihre Familien gleich mit (vgl. Loewenherz, Johanna, *Prostitution oder Production*).

Allerdings ist es anderer Stelle bemerkens- und begrüßungswert, dass Anke Domscheit-Berg, als Nicht-Historikerin, nicht nur das alte und falsche (!) Bild von der strengen Rollenaufteilung unserer Steinzeitvorfahrinnen und -vorfahren entkräftet, und zwar mit sachlich richtigen Fakten (z. B. mit dem Verweis darauf, dass das Bild vom Mann als Jäger und der Frau als in der Höhle die Kinder Hütende im 19. Jahrhundert entstand, womit das bürgerliche Ideal zementiert werden sollte) (S. 110ff.). Insbesondere ist es auch zu begrüßen, dass sie die mangelnde Repräsentation von Frauen und deren Blickwinkel in der Geschichtswissenschaft kritisiert. Zu Recht prangert sie an: „Geschichte mit einem überwiegend männlichen Blickwinkel zu betrachten, blendet die Lebenswirklichkeit von Frauen in der Vergangenheit aus, marginalisiert die Bedeutung ihrer Erfahrungen und Sichtweisen, reduziert ihre Sichtbarkeit. Das bleibt nicht ohne Auswirkungen auf die Gegenwart und die Zukunft" (S. 151).

Fazit: Anke Domscheit-Berg ist ein kurzweiliges, informatives Werk zum Thema Geschlechtergerechtigkeit gelungen. Ihre Aussagen sind fundiert und hinreichend belegt. Es ist klug, nicht nur die Probleme aufzuzeigen und genau zu analysieren, „wer schuld ist", sondern konkrete Lösungsvorschläge zu machen, gegliedert nach den diversen *Zuständigkeitsgruppen.* Es ist bei ihrem beruflichen Werdegang verständlich, dass sie ein besonderes Augenmerk auf die Wirtschaft legt, was aber ihren Sachverstand in dem Bereich nur bestätigt. Wie oben angemerkt, ist die völlige Ausblendung des Themas Prostitution zu kritisieren. Davon abgesehen beleuchtet sie mehrere Ebenen, auf denen noch deutlich Handlungsbedarf besteht.

Kontakt und Information
Isabel Busch, M. A.
isabelbusch@gmx.de

Hannelore Poguntke rezensiert

Spelsberg, Karoline (2013): Diversität als Leitmotiv. Handlungsempfehlungen für eine diversitäts- und kompetenzorientierte Didaktik. Eine explorative Studie im Kontext einer Kunst- und Musikhochschule

270 Seiten, 34,90 €, ISBN 978-3-8309-2925-3, Waxmann Verlag, Münster u. a.

Diversity Management gewinnt an deutschen Hochschulen steigende Relevanz und zieht fortwährend in die Handlungsfelder Strategie, Struktur, Service, Beratung, Personalmanagement, interne und externe Kommunikation, Partizipation, Öffentlichkeitsarbeit, IT, Liegenschaften sowie Studium und Lehre ein (S. 16). Somit wäre absehbar, dass Diversitätskompetenz zukünftig zum unverzichtbaren Bestandteil der Handlungskompetenz von Hochschullehrer/inne/n wird (S. 247).

Jene Diversitätsperspektive, die Diversität in ihren Unterschieden und Gemeinsamkeiten begreift, steht für eine wertschätzende Haltung (S. 36), macht im Sensibiliserungsprozess auf Differenzen aufmerksam und versucht bestehende Ressourcen und Potenziale zu fördern, ohne Personen auf bestimmte Merkmale oder Verhaltensweisen festzuschreiben (S. 35).

Student/inn/en bilden den größten Kund/inn/enkreis von Hochschulen. Ein direkter Zugang zu dieser Gruppe erfolgt über die Lehre. So haben Hochschullehrer/innen neben ihrer Vorbild- und Vermittlungsfunktion die Aufgabe, der Student/inn/endiversität in ihren Unterschieden und Gemeinsamkeiten gerecht zu werden und einer gleichzeitigen Forderung nach Kompetenzorientierung nachzukommen (S. 48). Neben der Klärung des eigenen Diversitätsverständnisses (S. 36) liegen weitere Herausforderungen für Hochschullehrer/innen darin, sich von Normen und Vorurteilen zu verabschieden (bzw. diese zunächst einmal als solche zu erkennen), Mehrdimensionalität personeller Diversität anzuerkennen, Selbstständigkeit der Student/inn/en zu unterstützen (S. 48) und Lehre handlungs- und subjektorientiert zu gestalten (S. 48). Darüber hinaus sollen Lehrende das Selbstwirksamkeitsbedürfnis der Student/inn/en berücksichtigen und sie im Ausbau der eigenen Stärken fördern (S. 238). Auf welche Weise diversitäts- und kompetenzorientierte Didaktik gestaltet werden kann, verrät die vorliegende Dissertation.

Die Autorin, Dr. Karoline Spelsberg, ist wissenschaftliche Geschäftsführerin des Essener Instituts für Lebenslanges Lernen an der Folkwang Universität der Künste. Die Forschungsschwerpunkte der Bildungswissenschaftlerin sind hochschuldidaktische Forschung, bildungswissenschaftliche Kompetenzforschung, Diversityforschung in Bezug auf die Handlungsfelder Hochschullehre und Hochschulmanagement sowie Bildungsphilosophie. In ihrem Werk mit dem Titel *„Diversität als Leitmotiv. Handlungsempfehlungen für eine diversitäts- und kompetenzorientierte Didaktik. Eine explorative Studie im Kontext einer Kunst- und Musikhochschule"* geht sie der Frage nach, wie Diversität von Student/inn/en und die Forderung nach Kompetenzorientierung didaktisch-systematische Berücksichtigung finden können. Um diese Frage zu beantworten, bringt sie die Debatten um Diversity (Management) und Kompetenzorientierung zusammen und zeigt nützliche Beiträge für die Handlungskompetenz von Hochschullehrer/inne/n auf.

Über die Durchführung von zwei nachvollziehbar gestalteten empirischen Studien mit Vertreter/inne/n verschiedener Hochschultypen sowie Student/inn/en gewann die Autorin wichtige Erkenntnisse über gestaltungspraktische Handlungsorientierungen in einer diversitäts- und kompetenzorientierten Lehrdidaktik. Über leitfadengestützte Expert/inn/en-Interviews mit Lehrstuhlinhaber/inne/n diverser Hochschulformen werden Fragen nach Wahrnehmung und Verständnis von Diversität, Orientierung an einer integrativen und umfassenden Perspektive, nach pädagogischen Zielsetzungen sowie zusätzlichen Gestaltungsmöglichkeiten durch E-Learning beantwortet (S. 121ff.). In einer zweiten Erhebung richtet sich Spelsberg mit evaluativen Fragebögen an Student/inn/en und befragt sie zu Wahrnehmung und Akzeptanz eines zuvor im Lernsetting angebotenen E-Portfolios – einer digital zugänglichen Sammelmappe – zu den Themen Dokumentation, Reflexion und Peer-Feedback.

Einleitend findet sich ein dreiseitiges Geleitwort von Prof. (a.d.) Dr. Dr. h.c. Johannes Wildt. Anschließend folgt eine Danksagung der Autorin. Im ersten Kapitel führt Spelsberg in die Problemstellung und Zielsetzung ihres Werks ein und stellt Struktur und Vorgehensweise vor. In Kapitel zwei bestimmt sie die Begriffe Diversität und Diversity Management. Im dritten Kapitel setzt

sich die Autorin mit dem Kompetenzbegriff auseinander. Hierbei definiert sie den Begriff aus pädagogischer Perspektive und beschreibt Kompetenzorientierung aus lerntheoretischer und lernpsychologischer Sicht. In Kapitel vier stellt sie die drei didaktischen Elemente Lernziel, Lernaufgabe und Portfolio mitsamt deren Gestaltungsprinzipien als Leitlinien für didaktische Entscheidungen vor. Im fünften Kapitel befasst sich die Autorin mit Gestaltungsmöglichkeiten durch E-Learning. Das sechste Kapitel stellt eine zusammenfassende Diskussion dar. Im siebten Kapitel geht die Autorin auf die in ihrer Dissertation angewandten Erhebungsmethoden ein. Unter der Überschrift „Potenzialschöpfung statt Defizitorientierung" stellt sie im achten Kapitel die Ergebnisse ihrer ersten Studie vor. Im neunten Kapitel geht sie auf die didaktische Konzeption und Umsetzung von Interkulturellem Online-Mentoring ein. Unter der Überschrift „Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Lernhandeln von Studierenden" präsentiert sie im zehnten Kapitel die Ergebnisse ihrer zweiten Studie. Im elften Kapitel resümiert sie die Erkenntnisse ihrer Dissertation. In den Kapiteln zwölf, 13 und 14 folgen die verwendete Literatur, sonstige Hilfsmittel sowie der Anhang mit dem Abbildungs- und Tabellenverzeichnis.
Neben dem gelungenen Beitrag zur Umsetzung und Profilierung guter und zugleich diversitätsgerechter Lehre entstand mit der Dissertation von Spelsberg ein kurzweiliges und interessantes Werk, das Hochschullehrer/inne/n zahlreiche Gestaltungsanregungen für die Handlungspraxis bietet und Potenziale eines hybriden Lehr-Lern-Systems aufzeigt.
Charakteristisch für die Dissertation sind die sowohl hergeleiteten als auch selbst entdeckten Gestaltungsprinzipien, die sich wie ein Leitfaden durch die Arbeit ziehen und ihre Struktur stärken. Jedes der insgesamt elf Gestaltungsprinzipien findet sich ausführlich beschrieben sowie effizient zusammengefasst wieder, was den Lesenden die Entscheidung überlässt, sich in Kürze oder detailliert mit den angebotenen Themen auseinanderzusetzen. Schrittweise können sie die Entwicklung der Handlungsansätze für die Konzeption und Umsetzung von diversitäts- und kompetenzorientierter Lehre nachverfolgen. Viele hilfreiche und interessante Visualisierungen erleichtern ein kompaktes Verständnis über tiefgehende Inhalte. Die Auseinandersetzung mit dem Werk weckt das Interesse, eigene didaktische Ansätze zu hinterfragen, anzugleichen und um ein hybrides Lernsystem zu erweitern.
Es ist absehbar, dass diversitätsgerechte Hochschulen jene Diversitätskompetenz als unverzichtbaren Bestandteil der Handlungskompetenz von Lehrenden anerkennen (S. 247). Hierfür leistet Spelsberg mit ihrem Werk beachtenswerte (medien)pädagogische Anregungen für diversitäts- und kompetenzorientierte Hochschuldidaktik. Darüber hinaus liefert der Band wertvolle Hinweise zu Handlungsbedürfnissen in der Lehr-, Lern- und Prüfungsorganisation und qualitätsverbessernde Anregungen für die Konzeption von Kompetenzentwicklungs- und Qualifizierungsangeboten (medien-)didaktischer Fortbildungen (S. 244) für alle Akteur/inne/n aus den Bereichen Hochschullehre und Erwachsenenbildung.

Kontakt und Information
Hannelore Poguntke
hannelore.poguntke@uni-due.de

Jennifer Niegel rezensiert

Möller, Christina (2015): Herkunft zählt (fast) immer. Soziale Ungleichheiten unter Universitätsprofessorinnen und -professoren

352 Seiten, 34,95 €, ISBN 978-3-7799-1592-8, Beltz Juventa, Weinheim, Basel

In der Publikation „Herkunft zählt (fast) immer. Soziale Ungleichheiten unter Universitätsprofessorinnen und -professoren" von Christina Möller wird aus einer bildungssoziologischen Perspektive und vor dem theoretischen Hintergrund Bourdieus die Wissenschaftskarriere bis hin zur Professur mit dem Fokus auf die soziale Herkunft analysiert.
Nach dem einleitenden ersten Kapitel wird im zweiten Kapitel „Der Einfluss der sozialen Herkunft auf Bildungsbiografien" der Forschungsstand zur sozialen Herkunft in den Qualifizierungsphasen bis hin zur Erlangung der Professur skizziert. Hierbei lässt sich u. a. feststellen, dass statistische Daten zur sozialen Herkunft in der Hochschule/Wissenschaft nur unzureichend oder gar nicht vorhanden sind (bspw. Daten zu ProfessorInnen, Habilitierten) sowie Vergleichsgrößen größtenteils fehlen und auf Einzelstudien zurückgegriffen werden

muss. Eingebettet in die aktuelle Literatur, die rückblickend die Profession Professur betrachtet, erklärt Möller ausführlich anhand diverser Erklärungszusammenhänge, welche Rolle die Herkunft bei den ProfessorInnen spielt und wie weitere Einflussgrößen (Geschlecht, Status und Fächergruppen) relevant sind.

Im dritten Kapitel „Rahmenbedingungen einer universitären Wissenschaftskarriere" wird der Weg zur Universitätsprofessur nachgezeichnet. Hier werden insbesondere die Qualifizierungsstationen Promotion, Habilitation, Juniorprofessur sowie die Spitze der Universitätsprofessur nicht nur historisch, sondern auch im Zusammenhang mit der sozialen Herkunft betrachtet. Zudem gelingt es Möller, aktuelle Debatten und Entwicklungen entlang der Wissenschaftskarriere zu integrieren – beispielsweise die Diskussion um das Privileg/die Abwertung von Professuren.

Im vierten Kapitel „Theoretische Deutungskontexte: Kulturelle Passung und soziale Ungleichheitsregime an Universitäten" geht es um die theoretischen Grundlagen dieses Buches. Die theoretische Basis bilden die Ausführungen Bourdieus zur sozialen Praxis, zum sozialen Feld, zum Habitus und zur kulturellen Passung. Hervorzuheben ist zudem die theoretische Ergänzung um den organisationssoziologischen Ansatz zu Ungleichheitsregimen von Joan Acker. Dieser Ansatz, der u. a. davon ausgeht, dass Ungleichheiten in Organisationen deckungsgleich mit den gesellschaftlichen Ungleichheiten sind, kann auch auf die Hochschulen übertragen werden, wie Möller in diesem Kapitel weiter ausführt.

Kapitel fünf „Datenlage und Forschungsdesign" beschreibt das methodische Vorgehen und das Konzept sowie die forschungsleitenden Annahmen. Die Studie von Möller basiert auf eine Online-Befragung nordrhein-westfälischer UniversitätsprofessorInnen, welche 2010 zwischen Juni und September durchgeführt wurde. Der Rücklauf betrug 26 Prozent, und bezüglich der Verteilung nach Status, Fächergruppe und Geschlecht geht die Autorin von einer hohen Repräsentativität aus. Eine ihrer forschungsleitenden Annahmen geht davon aus, dass das universitäre Feld, in dem unterschiedliche Hierarchisierungsprinzipien sowie Ungleichheitsregime herrschen, geprägt ist durch die verschiedenen Disziplinen. Bei der Überprüfung dieser und weiterer Thesen wird meist das Konzept der sozialen Herkunftsgruppen genutzt. Bei der Analyse der Professorinnen und Professoren bezogen auf ihren Karriereweg wird nach der gemessenen Statusmobilität verglichen. Diese ergibt sich aus dem relativen Neigungswinkel zwischen der sozialen Herkunft und dem Status als ProfessorIn und wird nach drei Gruppen differenziert: „Sozialaufgestiegene", „Bildungsaufgestiegene" und „Statusbewahrende".

In Kapitel sechs wird auf Grundlage der Online-Befragung „[d]as soziale Herkunfts- und Ungleichheitsprofil von Universitätsprofessorinnen und -professoren" beschrieben. Ein wichtiges Ergebnis der Studie ist, dass bei den Professuren die soziale Herkunft mit dem Geschlecht verwoben ist. Jedoch ist festzuhalten, dass andere Differenzkategorien wie Status und Fächergruppe ebenfalls relevant sind. So sind Frauen beispielsweise in der Fächergruppe Gesundheitswissenschaften/Humanmedizin häufiger Aufsteigerinnen als Männer, in der Fächergruppe Psychologie/Erziehungswissenschaften/Sonderpädagogik ist es genau umgekehrt.

Das siebte Kapitel schließt mit einer „Zusammenfassung, Reflexion". Möller kommt aufgrund ihrer Literaturstudie und der Analyse der Online-Befragung von UniversitätsprofessorInnen zu dem Ergebnis, dass die Chancen für soziale Aufstiege bis hin zur Professur immer geringer geworden und vom Fach abhängig sind. Vor allem der zeitliche Vergleich zeigt, dass ProfessorInnen zu der Zeit der Bildungsexpansion noch die Gelegenheitsstruktur nutzen konnten, eine Professur zu erlangen; dagegen zeichnet sich die jüngere Generation der ProfessorInnen dadurch aus, dass es immer weniger WissenschaftlerInnen aus bildungsferner Herkunft auf eine Professur schaffen bzw. viele schon in verschiedenen Qualifizierungsetappen aus diversen Gründen der Wissenschaft den Rücken kehren.

Zusammenfassend ist dieses Buch sehr empfehlenswert für Personen, die sich umfassend über den Themenkomplex Professur in Deutschland unter den Einflussgrößen soziale Herkunft, Geschlecht, Status und Fächergruppen sowie über die dazugehörigen aktuellen Debatten/Erklärungsansätze informieren oder diese für weitere Literaturstudien verwenden möchten.

Kontakt und Information
Jennifer Niegel
jennifer.niegel@uni-due.de

Jutta de Jong rezensiert

Sagebiel, Felizitas (Hrsg.), (2013): Organisationskultur und Macht. Veränderungspotenziale und Gender

Reihe: Gender interdisziplinär (Band 1), 276 Seiten, 29,90 €, ISBN 978-3-643-11796-0, LIT Verlag, Berlin

In Organisationen ist „Macht" die zentrale Folie, vor der sich das Handeln ihrer Akteure und Akteurinnen spiegelt und in ihren Ausgestaltungen die Kultur des Systems prägt. Der vorliegende, von Felizitas Sagebiel herausgegebene Band „Organisationskultur und Macht" präsentiert 14 Beiträge zum Thema. Sie dokumentieren die Ergebnisse des Kooperationsprojektes „Spitzenfrauen – Veränderungspotenziale von Führungsfrauen in Umwelt und Technik", das mit Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung sowie des Europäischen Sozialfonds von 2009 bis 2012 an der Bergischen Universität Wuppertal unter der wissenschaftlichen Leitung der Herausgeberin und dem Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie GmbH unter der wissenschaftlichen Leitung von Uta von Winterfeld durchgeführt worden ist.

Es geht hier nicht um Karriereverläufe der noch immer deutlich in der Minderheit befindlichen Führungsfrauen in Unternehmen, Universitäten und Behörden. Auch die Frage, auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln die wenigen durch die „gläserne Decke" stoßen konnten, steht nicht im Mittelpunkt der Untersuchungen. Es geht vielmehr um die Annäherung an die Frage, ob und, wenn ja, wie Frauen – so sie in Führungspositionen gelangt sind – ihre Machtbefugnisse nutzen, um die Organisationskultur zugunsten einer nachhaltigen Entwicklung zu beeinflussen. Zur Ergebnisgenerierung wurden zahlreiche qualitative Leitfadeninterviews mit weiblichen und männlichen Führungskräften aus Personalentwicklungs- und Diversityabteilungen sowie Gleichstellungsstellen durchgeführt. Zudem wurden Gruppendiskussionen, nach Geschlechtern getrennt, audio- und videotechnisch aufgezeichnet und zur Auswertung herangezogen.

Insgesamt gliedert sich der Band in vier Schwerpunktthemen, in die *Felizitas Sagebiel* in ihrer Einleitung grundlegend einführt. Alle Beiträge befassen sich jeweils mit den Strukturen und Gestaltungsmöglichkeiten für Führungsfrauen in den Bereichen Umwelt und Technik und werden jeweils zum Abschluss des Themenschwerpunktes von *Ida H. J. Sabelis* (Schwerpunkte 1, 2 und 4) bzw. *Christine Katz* (3) kurz kommentiert.

Im *ersten Themenschwerpunkt* geht es um „Organisationskultur und Gleichstellung als Gestaltungspotenziale von Führungsfrauen". Dabei interessiert die Autorinnen vor allem, welche Umstände die Arbeit von Führungsfrauen für die Nutzung von Veränderungspotenzialen fördern oder blockieren. Und inwieweit berücksichtigen Ingenieurinnen und Naturwissenschaftlerinnen überhaupt Gender Mainstreaming bei ihren Organisationsentscheidungen? *Bärbel Könekamp* untersucht „Erfolg, Anerkennung und Geschlecht in den Natur- und Ingenieurwissenschaften" (S. 23–48). Sie konstatiert, dass sich hier durch die lange Ausgrenzung von Frauen ein Karrieremodell entwickelt hat, das eine Lebensführung einschließt, die neben der professionellen Fachlichkeit letztlich nur ein männlich orientiertes privates Lebensmodell zulässt, und damit subtil wirkende Geschlechtergrenzen hochhält. Um „Organisationskultur und Macht – Veränderungspotenziale durch Führungsfrauen in der Technik" (S. 49–83) geht es im Beitrag von *Felizitas Sagebiel.* Sie weist darauf hin, wie karrieregefährdend der offene Einsatz von Genderstrategien für Frauen in Männerdomänen immer noch ist. Nur Einzelne lassen sich in ihren Entscheidungen vom Gedanken der Geschlechtergerechtigkeit leiten. Dennoch sind Veränderungen der Organisationskultur durch Führungsfrauen erkennbar. Eine Reihe von guten Beispielen im Rahmen des Nationalen Paktes für Frauen in MINT-Berufen präsentiert *Eva Viehoff* in ihrem Beitrag „Umwelt und Technik – Frauen in MINT-Karrieren, Potentiale und Best Practice Beispiele von ‚Komm, mach MINT'" (S. 85–94). Sie macht deutlich, dass dank des hohen Engagements der Partnerinnen und Partner aus Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Medien das Potenzial für Frauen im Management weiter steigt und erste Erfolge Veränderungsprozesse eingeleitet haben, an denen Führungsfrauen beteiligt sind. Unter dem Titel „… und dann hat man ein schönes Baby! – Innovationskultur in Erfinderinnenteams" eröffnen *Wiebke Kronsbein, Sabrina Weber* und *Ulrike Busolt* Einblicke in die weiterhin als Männerdomäne strukturierten Forschungs- und Entwicklungsabteilungen der produzierenden Industrie. Reine Forscherinnen-

teams haben angesichts von nur zwölf Prozent Forscherinnen in den produzierenden Branchen kaum Bedeutung hinsichtlich des Outputs von Patenten. Zur Klärung der Differenz von Forscherinnen- und Erfinderinnenanteilen besteht aber noch weiterer Forschungsbedarf.

Das *zweite Schwerpunktthema* konzentriert sich auf „Netzwerke als Gestaltungspotenziale weiblicher Führungskräfte". Hier wird in drei Beiträgen Fragen nach den Zugangsmöglichkeiten für Führungsfrauen zu formellen und informellen Netzwerken, nach der möglichen Integration in Männernetzwerke sowie nach den Potenzialen und Grenzen geschlechtersegregierter Netzwerker nachgegangen. So untersucht *Christine T. Schrettenbrunner* „Netzwerke als Gestaltungspotenziale weiblicher Führungskräfte in Technik und Umwelt" (S. 115–134). Sie kommt zu dem Ergebnis, dass Führungsfrauen in technischen Organisationen durchaus intern und extern Networking für ihre Führungsarbeit nutzen. Ihr Zugang zu machtvollen Netzwerken ist aber weiter eingeschränkt. Dafür gestalten sie eigene Netzwerke, in denen es ihnen sowohl um den Nutzen für die eigene Arbeit als auch um Solidarisierung mit anderen weiblichen Führungskräften in Männerdomänen geht. Das Verständnis für Netzwerke zeigt aber auch weitere geschlechtsspezifische Unterschiede, wie *Selly Wane* in ihrem Beitrag „Netzwerke: Perzeption, Funktion, Stellenwert und Mechanismen. Eine genderspezifische Wahrnehmung" (S. 135–143) aufzuzeigen weiß. So nehmen Männer ihr Wirken in und für Netzwerke noch wichtiger als Frauen dies tun. Den Führungsfrauen geht es nach Wanes Erkenntnis vor allem um den Informationsaustausch, während die männlichen Kollegen darüber hinaus Themen zu setzen und zu beeinflussen suchen – mit ein Grund, warum Frauen bisher nur schwer in mächtigen Netzwerken wirken können. Auf der Basis einer Literaturanalyse zur Bedeutung von Vertrauen und Geschlecht beruht der Beitrag „Zur Bedeutung von Vertrauen für eine geschlechterintegrierende Netzwerkarbeit" (S. 145–160) von *Ann-Kathrin Vaske* und *Martin K. W. Schweer.* Sie erkennen als mögliche Ursache der ungleichen Wirkung von Netzwerkarbeit für den Karriereerfolg, dass die Geschlechtszugehörigkeit subtil als Erkennungsmerkmal für Vertrauenswürdigkeit gewertet wird und Frauen in Umwelt und Technik weniger Vorschuss erhalten als ihre (männlichen) Kollegen.

Das *dritte Schwerpunktthema* fokussiert die Frage nach der „Macht für Nachhaltigkeit von Führungsfrauen in Umwelt und Technik". Hier geht es um das Machtverständnis von Frauen in Spitzenfunktionen und wie sich dieses in ihrem Führungsverhalten zeigt. Außerdem interessiert, ob und wie sie mögliche Gestaltungsräume nutzen und wo die internen und externen Begrenzungen liegen. Inwieweit es einen Zusammenhang gibt zwischen dem Frauenanteil in Führungspositionen im Bereich Klimaschutz und dem Erfolg bzw. Misserfolg der Klimaverhandlungen untersucht der einleitende Beitrag von *Ulrike Röhr* „Frauenmacht und Geschlechtergerechtigkeit im Klimaregime" (S. 161–175). Zwar ist der Frauenanteil in den Verhandlungsdelegationen zum Klimaschutz in den letzten Jahren gestiegen und auch die Genderperspektive ist deutlicher wahrnehmbar, dennoch dominieren weiter androzentrische Sichtweisen. Die Autorin vermutet den Grund vor allem in der Tatsache, dass die Entscheiderinnen, die es an die Spitze schaffen, kaum gendersensibel denken und agieren. *Uta von Winterfeld* analysiert über die Begriffe Macht, Nachhaltigkeit und Veränderung, ob Frauen in Spitzenpositionen ihre Macht für die Veränderung hin zu neuen nachhaltigen Akzenten nutzen. Sie kommt in ihrem Beitrag „Macht für Nachhaltigkeit" (S. 177–201) zu dem Ergebnis, dass der Veränderungsdruck und die Innovationsgeschwindigkeit in den Unternehmen für nachhaltige Veränderungsprozesse letztlich zu hoch ist. Es wird eher reagiert als agiert. Dennoch hätten Spitzenfrauen die Möglichkeit, rückwirkend die Veränderungsprozesse anders zu interpretieren und so den Diskurs zu bereichern. Der letzte Beitrag zum Themenfeld Nachhaltigkeit „Führen Nachhaltigkeitskompetenzen an die Spitze?" filtert „Geschlechterrelevante Faktoren des Gelingens und Scheiterns" (S. 203–220) heraus. *Christine Katz* und *Anja Thiem* weisen wenig überraschend darauf hin, dass ebenso wie in den anderen technisch-naturwissenschaftlichen Bereichen der geringe Anteil von Führungsfrauen auch in den Institutionen fortgeschrieben wird, die sich mit nachhaltiger Entwicklung befassen. Um eine größere Durchschlagskraft für Nachhaltigkeit und die Aufschlüsselung der „Gendercodierung" zu entwickeln, halten die Autorinnen es schließlich für hilfreich, analog zum Nachhaltigkeitsprofil ein Genderkompetenzprofil zu entwickeln. Beide Kompetenzprofile sind bisher nicht umfassend beschrieben und auch kaum zusammengedacht.

Im *vierten thematischen Schwerpunkt* dieses Bandes stehen die „Erfolgsstrategien von Führungsfrauen" in den technischen Bereichen im Mittelpunkt. Fragen nach den Führungsmethoden, dem Leistungsverständnis und dem Konfliktmanagement von Führungsfragen sind für die Autorinnen der drei Beiträge zu diesem Themenfeld leitend. *Ulla Hendrix* eröffnet die

Diskussion mit ihrem Beitrag „Leistungsverständnis von Führungskräften in Technikbereichen – Veränderung von Leistungskulturen durch Führungsfrauen?" (S. 223–244). Als Kriterien für Leistungsorientierung und -gestaltung legt sie folgerichtig „Arbeitszeitgestaltung" und „Ergebnisorientierung" zugrunde. Sie untersucht deren Ausprägungen unter dem Aspekt der Geschlechterzugehörigkeit für die Führungskultur in heterogenen Systemen wie Forschungsinstitutionen, Stadtverwaltung und Produktionsbetrieb. Der hohen intrinsischen Motivation an Universitäten und Forschungsinstitutionen bei gleichzeitiger geringer Bedeutung der aufgewendeten Arbeitszeit stellt sie die Arbeitszeitmessungen nebst Überstundenausgleich in Verwaltung und Betrieb gegenüber. Sie entdeckt in den technischen Männerdomänen unter den Modernisierenden vor allem Modernisiererinnen. Es sind diese, die sich für einen Wandel der Präsenzkultur einsetzen und Home-Office-Modelle einführen bzw. durchsetzen. Auf der Basis von biografischen Interviews widmet sich anschließend *Andrea Wolffram* den Erfolgsstrategien einer doppelten Minderheit: „Wissenschaftsmigrantinnen aus postsozialistischen Ländern in Deutschland und ihre Gestaltungspotenziale an Technischen Hochschulen" (S. 245–260), die nach ihrer Promotion ihre Heimatländer verlassen hat. Unter der Maßgabe, dass alle Befragten mit hohem Einsatz sehr gute Deutschkenntnisse erworben hatten, stellte sich die Herkunft der Wissenschaftlerinnen nicht unbedingt als Karrierehindernis heraus. Sie empfanden allerdings im Gegensatz zur problemlosen Kinderbetreuung in den Heimatländern die schlechtere und organisatorisch aufwendige Betreuungssituation in Deutschland als diskriminierend. Da sie durch alternative Versorgungsstrategien, viel Ehrgeiz und höchsten Einsatz ihre Karrieren im leistungsorientierten Wissenschaftssystem zu verfolgen verstehen, wird diese Fähigkeit im System belohnt. Sie erreichen trotz struktureller Barrieren Professuren an den Hochschulen, die ihnen größere Gestaltungsmöglichkeiten erlauben. Eine vielversprechende Variante für deutsche Firmen, im Zuge des wachsenden Fachkräftemangels im „war for talents" erfolgreich zu sein, sehen *Desirée H. Ladwig* und *Michel E. Dosch* in der Eröffnung von neu konzipierten und eingeführten Fachlaufbahnen. Individualisiert abgestimmt auf persönliche Stärken, Interessen und Lebenssituationen könnten sie als „Innovative Laufbahnkonzepte für Spitzenfrauen" (S. 261–270) für hoch qualifizierte Frauen nicht mehr „Abstellgleis" sein, sondern die Möglichkeit eröffnen, Spitzenpositionen in Unternehmen zu erreichen.

In der Gesamtschau liefert der vorliegende Band jenseits von Karrierebiografien erste differenzierte Einblicke in Möglichkeiten und Handlungsmotivationen von Führungsfrauen in Technik und Umwelt, ihre gewonnene Macht für Veränderungsprozesse für Nachhaltigkeit und Gendergerechtigkeit zu nutzen. Es verwundert allerdings nicht, dass sich die Frauen angesichts der noch geringen Zahl von „Spitzenfrauen" nur ansatzweise für einen Wandel der männerdominierten Handlungsstrukturen in den Unternehmen und Organisationen einsetzen. Dazu war der Weg an die Spitze für die meisten wohl zu vielen Anpassungsprozessen unterworfen. Doch Ansätze sind erkennbar und machen bei weiterem Ausbau der Frauenanteile in Führungspositionen Hoffnung auf mehr organisationale Veränderungen für Gendergerechtigkeit.

Kontakt und Information
Dr. Jutta de Jong
info@juttadejong.de

Neuerscheinungen

Andrea Kindler-Röhrborn, Sigrid Metz-Göckel (Hrsg.), (2015): Sex und Gender in der biomedizinischen Forschung

GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 2015, 7. Jahrgang – Vol. 7,
168 Seiten, ISSN 1868-7245, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Frauen haben eine niedrigere Schmerzschwelle, leiden häufiger an Migräne und Morbus Alzheimer als Männer. Männer bekommen dagegen häufiger Krebserkrankungen, Herzinfarkte und Bluthochdruck. Dies sind einige popularisierte Befunde, denen in der GENDER-Ausgabe 2/15 nachgegangen werden soll. Mit dem Schwerpunktthema soll dabei eine Brücke zwischen biomedizinischer Forschung, Geschlechterforschung sowie Forschungspolitik geschlagen werden. So stellen Ineke Klinge und Londa Schiebinger das internationale Projekt „Gendered Innovations" vor, in dem die systematische Integration der Geschlechterperspektive in die medizinische Forschung vorangetrieben und anhand von Fallbeispielen konkretisiert wird. Adriane Icenhour, Sigrid Elsenbruch und Sven Benson gehen geschlechterbezogenen Unterschieden im Schmerzempfinden auf den Grund. Wie die Geschlechterdimension in die intersektionelle Perspektive der quantitativen und qualitativen Gesundheitsforschung integriert werden kann, zeigen Gabriele Bolte und Ulrike Lahn in ihrem Beitrag auf. Diese und weitere Schwerpunktbeiträge eröffnen durch ihren konsequenten Einbezug der Kategorie Geschlecht neue Perspektiven in der biomedizinischen Forschung und weisen gleichzeitig auf die Notwendigkeit einer viel breiter geförderten und gefächerten und die Geschlechter differenzierenden Forschung hin.

Kontakt und Information
Redaktion GENDER
redaktion@gender-zeitschrift.de

Jürgen Budde, Katja Kansteiner, Andrea Bossen, Beate Kortendiek (Hrsg.), (2015): Geschlechterkonstruktionen in schulischen Handlungsfeldern

GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 2015, 7. Jahrgang – Vol. 7,
167 Seiten, ISSN 1868-7245, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Aktuelle Ergebnisse der schulischen Geschlechterforschung stehen im Mittelpunkt der GENDER-Ausgabe 1/15. Die AutorInnen nehmen dabei neben dem Unterricht als dem Kerngeschäft von Schule auch außerunterrichtliche schulbezogene Handlungsfelder in den Blick, die für Schulentwicklungsprozesse ebenfalls von großer Bedeutung sind. So untersucht Torsten Eckermann die Geschlechterkonstruktionen beim Pausenspiel von Grundschulkindern. Hannelore Faulstich-Wieland und Barbara Scholand geben einen Einblick in ein Forschungsprojekt über Angebote zur Berufsorientierung für Jugendliche. Oktay Aktan, Cornelia Hippmann und Michael Meuser zeigen auf, inwiefern die Passfähigkeit von Schülerinnen im schulischen Kontext hergestellt wird. Diese und weitere Schwerpunktbeiträge nähern sich aus unterschiedlichen Perspektiven den Herstellungs- und Bearbeitungsprozessen von Geschlecht in Schule und Unterricht.

Kontakt und Information
Redaktion GENDER
redaktion@gender-zeitschrift.de

Christina Möller (2015): Herkunft zählt (fast) immer. Soziale Ungleichheiten unter Universitätsprofessorinnen und -professoren

352 Seiten, 34,95 €, ISBN 978-3-7799-1592-8, Beltz Juventa, Weinheim

Dass Bildungserfolge und Karrieren in Deutschland erheblich von der sozialen Herkunft abhängen, ist ein vielfach belegtes Phänomen. Doch wie sieht es an der Spitze der wissenschaftlichen Karriere an Universitäten aus? Die Studie skizziert mit Rekurs auf die Theorien Pierre Bourdieus, wie sich Professorinnen und Professoren nach sozialer Herkunft zusammensetzen und welche Entwicklungen sich in den vergangenen 50 Jahren abzeichnen. Dokumentiert wird zudem, wie sich die soziale Herkunft nach Geschlecht, Fächergruppe und dem Status der Professur ausdifferenziert. Dabei zeigt sich, dass der Möglichkeitsraum für soziale Aufstiege zur Professur enger geworden ist und insbesondere vom Fach abhängt.

Kontakt und Information
Dr. Christina Möller
Universität Paderborn
Fakultät für
Kulturwissenschaften
Soziologie
Warburger Straße 100
33098 Paderborn
Tel.: (05251) 604932
christina.moeller@uni-paderborn.de

Anke Rohde (Hrsg.), (2015): Frauen-Leid und Frauen-Stärkung. Im Fokus von Gynäkologischer Psychosomatik und Gynäkopsychiatrie

480 Seiten, 39,95 €, ISBN 978-3-88414-626-2, Psychiatrie Verlag, Köln

Kontakt und Information
Prof. Dr. med. Anke Rohde
Universitätsfrauenklinik Bonn
Gynäkologische Psychosomatik
Sigmund-Freud-Straße 25
53105 Bonn
Tel. (0228) 287 14737
anke.rohde@ukb.uni-bonn.de
www.femina.uni-bonn.de

Frauen sind vielfältigen Belastungen ausgesetzt – daraus resultierende psychische Krisen werden jedoch in vielen psychiatrischen und psychosomatischen Publikationen nur am Rande und oberflächlich abgehandelt. Dieser Band bietet spannende Einblicke in die Gynäkopsychiatrie/Gynäkologische Psychosomatik. Die praxiserfahrenen Autorinnen und Autoren skizzieren kreative und innovative Behandlungs- und Betreuungskonzepte, die vor allem die Stärkung von Gesundheit und die Förderung von Ressourcen in den Mittelpunkt rücken. Sie berichten über Störungsbilder und Problembereiche, vor die sich Frauen gestellt sehen, sowie über eigene tiefgehende Erfahrungen in der Betreuung von Frauen in Krisensituationen und gehen offen auf die eigenen Belastungen und Bedürfnisse in ihrer Rolle als PsychotherapeutInnen ein.

Julia Paulus, Marion Röwekamp (Hrsg.), (2015): Eine Soldatenheimschwester an der Ostfront. Briefwechsel von Annette Schücking mit ihrer Familie (1941–1943)

Reihe: Forschung zur Regionalgeschichte (Band 76), 653 Seiten, 64 €,
ISBN 978-3-506-78151-2, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Kontakt und Information
Dr. Julia Paulus
LWL-Institut für Regionalgeschichte
Karlstraße 33
48147 Münster
Tel.: (0251) 591-5880
Fax: (0251) 591-3282
julia.paulus@lwl.org
www.lwl.org/LWL/Kultur/WIR/Institut/Mitarbeiter/Julia-Paulus/

Feldpostbriefe bieten aufschlussreiche Einblicke in den Alltag des Krieges und das subjektive Erleben. Bislang allerdings wurde der zentrale Wert dieser Quelle vor allem darin gesehen, ein besseres Verständnis von Erfahrungen und Mentalitäten auch der „einfachen Soldaten" zu gewinnen. Kaum berücksichtigt wurde die Feldpost der zahlreichen Helferinnen der Wehrmacht oder des Deutschen Roten Kreuzes, die ebenfalls durch ihren Frontdienst unmittelbar am Krieg beteiligt waren. Die Edition der Briefe und Tagebücher von Annette Schücking (geb. 1920), die von 1941 bis 1943 als DRK-Schwesternhelferin in Soldatenheimen in der Ukraine und im Kaukasus tätig war, sowie der brieflichen Korrespondenz ihrer Familie, die in Westfalen den Kriegsalltag an der „Heimatfront" erlebte, kann zur Schließung dieser Forschungslücke beitragen. Der besondere Wert der Briefe und Tagebücher liegt darin, dass Annette Schücking nicht nur über den Alltag in den Soldatenheimen des Zweiten Weltkriegs berichtet, sondern auch ihre eigenen Erfahrungen im und mit dem Krieg offen und kritisch reflektiert. Mit dieser Edition wird eine historische Quelle zugänglich gemacht, die die Gespräche und das Denken der Deutschen an der Ostfront aus der Perspektive einer jungen Frau des westfälischen Bürgertums schildert und kommentiert.

Tanja Paulitz, Barbara Hey, Susanne Kink, Bianca Prietl (Hrsg.), (2015): Akademische Wissenskulturen und soziale Praxis. Geschlechterforschung zu natur-, technik- und geisteswissenschaftlichen Fächern

Reihe: Forum Frauen- und Geschlechterforschung der DGS-Sektion (Band 42), 254 Seiten,
27,90 €, ISBN 978-3-89691-242-8, Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster

Kontakt und Information
Bianca Prietl, MA, M. A.
Wissenschaftliche Mitarbeiterin am LFG „Soziologie mit Schwerpunkt Gender und Technik"
RWTH Aachen
Institut für Soziologie
Eilfschornsteinstraße 7
52062 Aachen
Tel.: (0241) 80 95972
bprietl@soziologie.rwth-aachen.de

Gesellschaftliche Vorstellungen von Geschlecht sind sowohl in die Alltagspraktiken des wissenschaftlichen Feldes als auch in die Praktiken der Erkenntnisgewinnung eingelagert. Diese These nehmen die in diesem Buch versammelten Beiträge zum Ausgangspunkt, um die unterschiedlichen und komplexen Formen der Vergeschlechtlichung von Wissenschaft auf der Ebene des Wissens sowie auf der Ebene der sozialen Praxis zu analysieren. Das Buch vereint hierzu in interdisziplinärer Perspektive Beiträge zu einer großen Bandbreite an Fächern aus Natur-, Technik- und Geisteswissenschaften primär in der deutschsprachigen akademischen Welt. Akademische Wissenskulturen und soziale Praxis werden dabei in historischer wie in gegenwartsbezogener Perspektive ebenso betrachtet wie mit Blick auf ihre Heterogenität. Diese Befunde der Geschlechterforschung aufgreifend, werden außerdem geschlechterkritische Interventionsmöglichkeiten zur Diskussion gestellt. Das Buch richtet sich an alle, die an einem vertieften Verständnis des Verhältnisses von Wissenschaft und Geschlecht interessiert sind.

Anja Seng, Gerrit Landherr (2015): Vielfalt leben und Vielfalt gestalten – Diversity Management in der Lehre

In: Bianca Krol (Hrsg.): ifes Schriftenreihe (Band 11), ISSN 2191-3366, ISBN 978-3-89275-402-2

Hochschulen bieten aufgrund ihrer Funktion als Bildungseinrichtung und ihrer zunehmenden Orientierung an ökonomischen Faktoren besonders günstige Voraussetzungen zur Umsetzung von Maßnahmen des Diversity Managements (vgl. Heinemann 2013, S. 213). Dies ist auch eine logische Konsequenz der bildungspolitischen Entwicklung innerhalb Europas. Im Rahmen des Bologna-Prozesses gilt es, die Bildungsgerechtigkeit weiter zu fördern, indem soziale und geschlechterspezifische Ungleichheiten auf nationaler und europäischer Ebene abgebaut werden (vgl. Konferenz der europäischen Hochschulministerinnen und -minister 2003, S. 1).
Im Einsatz von Diversity Management an der FOM als größter deutschen privaten Hochschule können vier wesentliche Handlungsfelder differenziert werden: Hochschulmanagement, Forschung, Praxis und Lehre. Das Handlungsfeld Lehre ist dabei von besonderem Interesse, da es mit Studierenden und Lehrenden wesentliche Statusgruppen der Hochschule betrifft und sich hier zudem verschiedenen Handlungsebenen für ein aktives Diversity Management im Hochschulbereich ergeben:

- Zum einen sind die beteiligten Akteurinnen/Akteure, also Studierende und Lehrende, zu betrachten: Welche Studienstrategien bestehen für das Lernen? Welche Grundhaltung ist bei den Lehrenden zu erkennen?
- Zum anderen sind im weiteren Sinne die Systeme der Hochschulorganisationen zu hinterfragen: Welche Strukturen existieren? Wie sind Curricula aufgebaut und Module beschrieben? Welche didaktischen Grundlagen bestehen?

Zu dieser Themenstellung wurden an der FOM Hochschule parallel Studierende und Lehrende bezüglich ihrer Einschätzung der grundsätzlichen Relevanz von Diversity und Diversity Management in der Lehre befragt. Darüber hinaus sollten Gemeinsamkeiten und Unterschiede bei der Bewertung von Diversity Management herausgearbeitet und daraus konkrete Handlungsempfehlungen für eine entsprechende Ausgestaltung der Lehre – inhaltlich wie didaktisch – abgeleitet werden.
Die Publikation kann heruntergeladen werden unter: www.fom.de/diversity.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Anja Seng
Rektoratsbeauftragte für Diversity Management
FOM Essen
Sigsfeldstraße 5
45141 Essen
anja.seng@fom.de
www.fom.de/diversity/

Claudia Mahs, Barbara Rendtorff, Anne-Dorothee Warmuth (Hrsg.), (2015): Betonen – Ignorieren – Gegensteuern? Zum pädagogischen Umgang mit Geschlechtstypiken

202 Seiten, 29,95 €, ISBN 978-3-7799-3259-8, Beltz Juventa, Weinheim, Basel

Den Hintergrund des Buches bildete die Beobachtung, dass momentan gleichzeitig offensiv geschlechterbetonende wie auch Geschlechterstereotypen widersprechende und ausgleichende Maßnahmen im Kontext von Schule zu finden sind – und eine zunehmende Vielfalt von geschlechterbetonenden Marktangeboten (wie POM BÄR „for Boys" und „for Girls", geschlechtertrennende Buchreihen von Verlagen wie S. Fischer, Badezutaten von Prinzessin Lillifee bzw. Capt'n Sharky etc.). Auch wenn die Beteiligten – dies gilt verschärft für pädagogische Settings – dabei häufig annehmen, sie würden durch die Betonung von Geschlechterstereotypen zeitgemäß auf gegebene Besonderheiten antworten, legen sie Kinder und Jugendliche stattdessen auf vermeintliche geschlechtstypische Besonderheiten und auch Interessen fest. Dabei ist keineswegs davon auszugehen, dass eine ‚Geteilte Kindheit' die Kinder und Jugendlichen unbeeinflusst lassen würde und ohne Probleme in eine ‚gemeinsame Erwachsenenwelt' überführt werden könnte, die auf anderer Ebene (etwa durch MINT-Projekte für Mädchen oder Versuche, Jungen stärker für soziale Berufe zu gewinnen) zugleich bemüht wird.

Kontakt und Information
Anne-Dorothee Warmuth, M. A. M. Ed.
Universität Paderborn
Fakultät für Kulturwissenschaften
Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies
Warburger Straße 100
33098 Paderborn
awarmuth@mail.upb.de

Katharina Gröning, Anne-Christin Kunstmann, Cornelia Neumann (Hrsg.), (2015): Geschlechtersensible Beratung. Traditionslinien und praktische Ansätze

Reihe: Therapie & Beratung, 440 Seiten, 49,90 €, ISBN 978-3-8379-2435-0, Psychosozial-Verlag, Gießen

Die Dimension Geschlecht findet in Theorien zu pädagogischer und psychologischer Beratung sowie in Supervision und Coaching bisher kaum systematische Berücksichtigung. Trotz dieser Forschungslücken zeigt sich in der Praxis, dass sich in verschiedenen Beratungsfeldern wichtige geschlechtersensible Beratungsansätze und -konzepte herausgebildet haben. Die vorliegende Publikation richtet den Fokus sowohl auf den beratungswissenschaftlichen Diskurs als auch auf den der Geschlechterforschung. Die Beiträge beschäftigen sich mit geschlechterreflexiven Beratungsansätzen und vertiefen die Themenschwerpunkte Familie, Beruf, Gewalt und Gesundheit. Die Beiträge eröffnen Einblicke in die Beratungspraxis und machen auf offene Fragen aufmerksam.
Mit Beiträgen von Miriam Bredemann, Annelinde Eggert-Schmid Noerr, Christiane Ernst, Heike Friesel-Wark, Sandra Glammeier, Katharina Gröning, Roland Hertel, Claudia Hornberg, Kerstin Hupka, Ursula Keiper, Manuela Kleine, Anne-Christin Kunstmann, Barbara Möhrke, Cornelia Neumann, Elisabeth Rohr, Vanessa Rumpold, Silja Samerski, Bianca Schaub, Anna Stach und Gerd Tomaschautzky.

Kontakt und Information
Dr. Anne-Christin Kunstmann
Universität Bielefeld
Fakultät für Erziehungswissenschaft
Universitätsstraße 25
33615 Bielefeld
Tel.: (0521) 106-3154
anne-christine.kunstmann@uni-bielefeld.de

Ursula König-Heuer, Julia Paulus (Hrsg.), (2014): „In der Ferne das Donnern der Kanonen". Briefwechsel eines Billerbecker Soldaten mit seiner Mutter im Ersten Weltkrieg

130 Seiten, 14,90 €, ISBN 978-3-87023-372-3, Ardey-Verlag, Münster

Der Erste Weltkrieg 1914–1918: Wie die ersten Monate des verheerenden Krieges von einer Arztfamilie im Münsterland wahrgenommen wurden, dokumentiert der Briefwechsel zwischen Johanna Schwering aus Billerbeck und ihrem ältesten Sohn Walther. Überzeugt vom schnellen Sieg Deutschlands meldet sich der begeisterte Patriot als Kriegsfreiwilliger und rückt kurz vor Weihnachten Richtung Westfront aus. Johanna Schwering ist entsetzt über die martialische Einstellung ihres Sohnes; alle Warnungen der Mutter bleiben jedoch ungehört. Erst mit zunehmender Kriegsdauer ändert sich die Haltung des jungen Soldaten. Kurze Zeit später wird Walther Schwering ein Opfer dieses Krieges: Am 1. Februar 1915 stirbt er in einem Lazarett an Typhus.

Kontakt und Information
Dr. Julia Paulus
LWL-Institut für Regionalgeschichte
Karlstraße 33
48147 Münster
Tel.: (0251) 591-5880
Fax: (0251) 591-3282
julia.paulus@lwl.org
www.lwl.org/LWL/Kultur/WIR/Institut/Mitarbeiter/Julia-Paulus/

Kyoko Shinozaki (2015): Migrant Citizenship from Below: Family, Domestic Work, and Social Activism in Irregular Migration

240 Seiten, £ 65.00, $ 100.00, ISBN 978–1–137–41043–6, Palgrave Macmillan, New York

Migrant Citizenship from Below explores the dynamic local and transnational lives of Filipina and Filipino migrant domestic workers living in Schönberg, Germany. Shinozaki examines their irregular migrant citizenship status from 'above', which is produced by complex interactions between Germany's welfare, care, and migration regimes and the Philippines' gendered politics of overseas employment. Despite the predominant representation of these workers as invisible, these spatially immobile migrants maintain sustained transnational engagements through parenting and religious practices. Shinozaki studies the reverse-gendered process of international reproductive labor migration, in which women traveled first and were later joined by men. Despite their structural vulnerability, participant observations and biographical interviews with the migrants demonstrate that they enact and negotiate migrant citizenship in the workplace, transnational households, religious practices and through accessing health provisions.

Kontakt und Information
Kyoko Shinozaki, Ph. D.
Senior Lecturer
Sociology/Organization, Migration, Participation
Ruhr-University Bochum
Faculty of Social Science
44801 Bochum
Tel.: (0234) 32-22580
kyoko.shinozaki@rub.de
www.ruhr-uni-bochum.de/sozomm/en/chair/team/shinozaki/index.shtml

Mona Motakef (2015): Prekarisierung

184 Seiten, 14,99 €, ISBN 978-3-8376-2566-0, transcript Verlag, Bielefeld

„Prekarisierung" ist zum Schlüsselbegriff soziologischer Zeitdiagnostik und Gesellschaftskritik avanciert. Eng gefasst zielt er auf die Erosion von „Normalarbeit". In erweiterter Fassung bezeichnet er grundlegende Verwundbarkeiten durch ungesicherte Arbeits- und Lebensverhältnisse. Doch was genau ist prekär geworden? Und wer ist auf welche Art und Weise von Prekarisierung betroffen? Diese Fragen sind in sozialen Bewegungen, Politik und Wissenschaft umkämpft. Mona Motakef stellt erstmals die Vielfalt der Diagnosen zu Prekarisierung einführend vor und verbindet Ansätze der Arbeits- und Industriesoziologie, der Geschlechterforschung/Queer Studies und des (Post-)Operaismus.

Kontakt und Information
Dr. Mona Motakef
mona.motakef@
sowi.hu-berlin.de

Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf, Susanne Völker (2015): Feministische Kapitalismuskritik

Reihe: Einstiege (Band 23), 179 Seiten, 15,90 €, ISBN 978-3-89691-679-2,
Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster

Das Buch bietet Einstiege in drei Forschungsfelder feministischer Kapitalismuskritik: Im ersten Feld wird der Kapitalismus als Herrschaftszusammenhang sichtbar gemacht. Gezeigt wird, welche Kritiken am Stellenwert der Ökonomie, an der Vernachlässigung von Belangen des Lebens und am Umgang mit der Natur entfaltet werden. Im zweiten Feld geht es darum, wie Entwicklungsmöglichkeiten hin zu einer gerechten Gesellschaft aufs Engste mit der Analyse von Ungleichheits- und Differenzierungsverhältnissen verknüpft sind; dies wird für die sozialstaatliche Entwicklung und in globaler Perspektive aufgegriffen. Im dritten Feld werden kapitalistische Gesellschaften aus der Perspektive ihrer alltäglichen Herstellung, ihrer Dynamiken und Unbestimmtheiten betrachtet. Entlang aktueller Prekarisierungsprozesse werden veränderte Konstellationen und Praktiken der Lebensführung und Möglichkeiten kritischer Intervention in den Blick genommen.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Birgit Riegraf
Universität Paderborn
Warburger Straße 100
33098 Paderborn
briegraf@mail.upb.de

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Journal
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Nr. 36/2015

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen | 45127 Essen
www.netzwerk-fgf.nrw.de

ISSN 1617-2493